Rostocker Dokumentenserver
Dieses Werk wurde Ihnen durch die Universitätsbibliothek Rostock zum Download bereitgestellt.
Für Fragen und Hinweise wenden Sie sich bitte an: digibib.ub@uni-rostock.de

Anton Haen de

Anton von Haen kaiserlichen Leibarztes Heilungsmethode in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien : Aus dem Lateinischen

VI. Band : enthält den dreyzehnten und vierzehnten Theil

Leipzig: Weygand, 1783

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651

Band (Druck) Freier Zugang PUBLIC DOMAIN

Mod – 3073. (6)

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0002
DFG

Anton von Haen

kaiserlichen Leibarztes

Heilungsmethode

in dem kaiserlichen Krankenhause zu Wien.

Aus dem Lateinischen

VI. Band, enthält den dreyzehnten und vierzehnten Theil.

Mit

einigen Aufsätzen

begleitet

von

Herrn D. Ernst Platner,

Professor in Leipzig.

Leipzig

in der Weygandschen Buchhandlung

1783.

Universitäts Bibliothek Rostock

http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0005

DFG

Ex
Bibliotheca
Academiae
Rostochiensis

Da meine Abhandlungen zu der deutschen Ausgabe des Haenischen Werks nicht wesentlich gehören, so bedarf es darüber, daß dieser Band ohne Abhandlungen erscheinet, keiner Entschuldigung. Der VIIte Band,

welcher auf die Michaelismesse ganz zuverläßig erscheinen wird, soll jedoch desto gewisser einige kleine Aufsätze von mir enthalten, ob ich wohl gar nicht glaube, daß das Publikum sonderlich darauf rechnet.

Ernst Platner.

Verzeichniß

der Kapitel des sechsten Bandes.

Dreyzehnter Theil.

Vorrede des Verfassers. S. 3

Erstes Kapitel.

Von den Vorzügen der Hippokratischen Methode in hitzigen Krankheiten. S. 11

Zweytes Kapitel.

Erklärung der Ursachen, warum ich die physiologische und pathologische Erläuterung meiner Heilmethode, die Herr Macbride übrigens rühmet, nicht annehmen könne. S. 62

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0009
DFG

Drittes Kapitel.

Von der Hülfe, die man den im Wasser verunglückten, oder auf andere Weise in der Gefahr der Erstickung befindlichen Personen, sie mögen nun ganz todt zu seyn scheinen, oder nicht, oder sich so stellen, leisten soll. S. 127

Vierzehnter Theil.

Vorrede des Verfassers. S. 183

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Von einigen ungewöhnlichen Vorfällen in der Arzneykunst. S. 187

Zweytes Kapitel.

Wie nöthig es sey, die natürliche und widernatürliche Lage der innern Theile bey Leichenöfnungen genau zu bemerken. S. 232

Drittes Kapitel.

Von der Entzündung und den Schmerzen der Häute. S. 235

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0010
DFG

Viertes Kapitel.

Vom Wurmfieber. S. 266

Fünftes Kapitel.

Von der Bestimmung der Zeit, wie lange die Entzündung nicht allein zu dauren pflegt, sondern auch dauern kann. S. 301

Zweyter Abschnitt.

Von der Pest.

Erstes Kapitel.

Von der Pest, und von der zu dieser Abhandlung gehabten Veranlassung. S. 309

Zweytes Kapitel.

Wie schwer es sey, die Pest von andern ihr ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden. S. 316

Drittes Kapitel.

Von der Definition der Pest. S. 325

Viertes Kapitel.

Von denen aus dem zweeten und dritten Kapitel nothwendig fließenden Folgerungen. S. 358

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0011
DFG

Fünftes Kapitel.

Von den Peteschen und der Schwitzkur in der Pest. S. 372

Sechstes Kapitel.

Vom Aderlassen in der Pest insbesondere. S. 391

Siebentes Kapitel.

Vom Schröpfen bey den Pestkranken. S. 410

Achtes Kapitel.

Von der schweißtreibenden Methode. S. 421

Neuntes Kapitel.

Verschiedene Fragen und Meynungen die Pest betreffend, und deren Untersuchung. S. 429

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0012
DFG

Anton von Haens

Heilungsmethode

in dem praktischen

Krankenhause zu Wien.

Sechster Band.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0013
DFG

Dreyzehnter Theil.

Vorrede des Verfassers.

Ziemlich spät erscheint dieser dreyzehnte Theil meiner academischen Arbeiten. Der Zweck ist der nemliche, wie bey den vorhergehenden, und zwar dieser: meinen Schülern und angehenden Aerzten durch Beobachtungen die medicinische Praxis zu erläutern, leichter zu machen, und die sichersten Wege zu zeigen. Wie weit, und ob ich diese meine Absicht erreiche, überlasse ich erfahrnen Aerzten zu beurtheilen.

Im ersten Kapitel gegenwärtigen Theils, handle ich besonders von der klinischen Praxis, und lehre die Methode des Hippokrates, als die einzige, sichere und richtige, nebst den Erläuterungen und Vermehrungen Boerhaave's und Sydenhams. Ich habe darzu folgende besondere Veranlassung. Viele Aerzte so wohl, als Schüler der Arzneykunst, haben den besondern Nutzen und die Vorzüge dieser Methode bewundert, weil sie aber in den Gedanken stehn, sie sey viel zu einfach und ungekünstelt, als daß dadurch die großen Kuren, die sie mit Augen gesehen, vollbracht werden könnten, so haben sie gemuthmaßet, ich gäbe den Kranken heimlich noch andre Arzeneyen. Je erniedrigender für mich, und je unbilliger dieser Gedanke überhaupt ist, desto mehr ist er es in dem Herzen derer, die aus der Erfahrung wohl wissen, wie innig meine Freude, und wie herzlich mein Vergnügen

ist, wenn ich ihnen neue, sonderbare und merkwürdige Beobachtungen, die ich an Kranken mache, mittheilen kann, und, wie ich gewohnt bin, sie ihnen nicht nur zu entdecken, sondern auch zu erklären. Sie werden selbst gestehen müssen, daß niemand gegen die so genannten arcana einen unversöhnlichern Haß hat, als eben ich: und ich berufe mich auf ihr Zeugniß, daß sie oft von mir gehört haben, wie ich diejenigen, welche besonders gut befundene Arzeneyen geheim halten, für niederträchtige, wucherische, und schändliche Menschen erkläre.

Und dieses ist denn unter andern eine von den Hauptursachen, die mich bewogen hat, die Einfachheit dieser Methode jedermann vor Augen zu legen, und stückweise zu entwickeln: um meine Zuhörer zu überzeugen, daß sie eben deswegen, weil sie so einfach ist, so große Vorzüge hat, und besonders hitzige Krankheiten leidlicher macht, ihre Dauer verkürzet, und die damit verbundene Gefahr mindert.

Eben deswegen aber habe ich nicht nur die Einfachheit, sondern auch den Nutzen und die Nothwendigkeit dieser Methode beweisen müssen; welches nicht anders geschehen konnte, als durch praktische so wohl als physische Gründe, Beweise und Beobachtungen, woraus sich sonnenklar ergiebet, daß diese Methode allein in allen Krankheiten sicher und zuverläßig, alle übrige ihr widersprechende hergegen schädlich und gefährlich sind. Meine Leser werden mir also verzeihen, daß ich eine Ausschweifung gemachet, und mich auf physische Beobachtungen so weit eingelassen habe, da ich meine Absicht, die Grenzen der Medicin zu erweitern, auf keine andre Art erreichen konnte.

Im zweyten Kapitel vertheidige ich die Theorie der Medicin, und zwar auf eine solche Weise, daß es das Ansehen hat, als ob meine Vertheidigung nicht sowohl die Theorie, als die Praxis angienge. Macbride, ein vortreflicher, und um die Medicin sehr verdienter Mann, hat die Methode des Hippokrates, welche zugleich die unsrige ist, theoretisch also erkläret, daß die Folgen dieser Erklärung die Praxis in hitzigen so wohl, als langwierigen Krankheiten abänderten, und Grundsätze hineinbrächten, welche, selbst nach meinem Erachten, der Praxis nachtheilig seyn würden; und das um desto mehr, da diese Schrift des Macbride in der gelehrten Welt großes Aufsehen gemacht hat, da die darinnen angeführte Beobachtungen sonderbar, die Ausführung der ganzen Sache bewunderswürdig ist, und das Buch selbst seinem Verfasser so viel Ehre macht.

Ich fand also anfangs für nöthig, seinen Grundsatz von der Verbindung der Elemente durch die Luft, wodurch, nach seiner Meynung, die festen Theile unsers Körpers, ohne irgend eine andre Verbindung zu haben, zusammenhängen, zu untersuchen, und ihn unter der Einschränkung anzunehmen, daß ich durch Versuche der größten Männer gründlich bewiesen habe, es trage zu dieser Verbindung ein gewisses glutinöses Wesen das seinige mit bey. Hiernächst habe ich das unsichere und voreilige in seinen Meinungen, daß nemlich die in uns befindliche fixe Luft der Grund sey, warum unsere festen und flüßigen Theile nicht in Fäulniß übergehen, und daß der Mangel der fixen Luft die Ursache der Fäulniß sey, gezeiget, und zum Beweise verschiedene Versuche

berühmter Männer angeführt; nicht weniger auch gezeiget, daß sein System von der weinartigen, sauren und faulen Gährung mit allen Beobachtungen streite, und wenn man es annehmen wollte, ungereimte Dinge herauskommen würden. Und weil ferner in der sogenannten Cholera, wenn man sie nach diesem System behandeln wollte, dem Kranken übel gerathen seyn würde, so habe ich für nöthig erachtet, die Vorzüge des von den ältern so wohl als neuern Aerzten angenommenen Systems der ächten Medicin darzuthun, und zu beweisen, daß die Chinarinde nicht wegen der fixen Luft, sondern wegen andrer in ihr liegenden Eigenschaften wirksam ist.

Auch die Geschichte des Skorbuts, wie sie Macbride abgehandelt hat, erforderte nothwendig eine Erläuterung. Ich habe auf die Untersuchung dieser traurigen Krankheit viel Fleiß und Mühe gewendet, und im achten Theile dieser Jahresschrift meine Gedanken hierüber öffentlich bekannt gemacht, bedaure aber gar sehr, daß Herr Macbride es nicht gelesen haben muß; denn außerdem, und wenn er die daselbst angeführten Beweise und Folgerungen aufmerksam erwogen hätte, so würde er ohne Zweifel nicht so sehr von meiner Meynung abgewichen seyn in seinem Buche, und mich genöthiget haben, ihn anzugreifen. Ich glaube gezeigt zu haben, daß die Grundsätze des Herrn Macbride so beschaffen sind, daß auf solche Art nie ein Skorbut entstehen kann, sondern daß man den Grund anderswo suchen müsse, und, wenn wir auch den wahren Grund zur Zeit noch nicht ausfindig gemacht hätten, es besser seyn würde, sich mit gar keinen, als mit falschen, oder unerweißlich angenommenen und bedenklichen Grundsätzen zu begnügen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0018
DFG

Da endlich Herr Macbride sein System von der fixen Luft auf Versuche mit dem Kalkwasser und die dabey vorkommende Erscheinungen gründet, so habe ich mich gedrungen gesehen, alle Theile seines Systems anzufechten, und ihn durch meine eignen so wohl als fremde Versuche zu überführen, daß seine Folgerungen äusserst mangelhaft sind. Denn weil er in der Meinung stehet, es sey durch Versuche, die er und andre angestellt haben, die Natur des Blasensteins, und die Wirkung des Kalkwassers gegen den Blasenstein erwiesen, so habe ich für nöthig erachtet, ihm zuvörderst eine große Anzahl eigner Versuche entgegen zu setzen, welche ganz etwas anders beweisen, als er mit den seinigen beweisen will; zum zweyten aber auch meine eigenen und andrer erfahrner Männer Beobachtungen zu erzählen, und die Art, wie die so genannten steintreibenden Mittel, die doch diesen Namen nicht verdienen, auf den Stein wirken, und was sie dem Kranken helfen, deutlich zu machen.

Im dritten Kapitel habe ich etwas ganz neues ausgearbeitet, wozu mir die Menschenliebe Anleitung gegegeben hat. Ganz Europa befand sich nemlich in einer gewissen Verlegenheit zu wissen, welches wohl die schicklichsten Mittel wären, ertrunkenen und erstickten Personen beyzuspringen. Ich las die Schriften verschiedener Völker, besonders der Holländer, die sich so große Mühe gegeben haben, diesen Unglücklichen Hülfe zu verschaffen; ich las alles, was man in der Geschichte der Medicin über diesen Gegenstand findet, und legte endlich Hand ans Werk, und verschafte mir alle mögliche Gelegenheit, anfänglich an Ertrunkenen, nach-

her an Hunden, und endlich wieder an Menschen Versuche zu machen. —

Ich müßte mich gar sehr irren, und mir zu viel schmeicheln, wenn ich nicht diese bis hieher so ungewisse und zweifelhafte Lehre, worinnen man bis auf unsre Zeiten noch gar nicht weit gekommen war, gewissermaßen in ein helleres Licht gesetzet und so weit gebracht habe: daß sich ein jeder, der Menschenliebe und Religion hat, bestreben wird, immer zu mehrerer Gewißheit in diesem Fache zu gelangen, und seinem Nächsten, mit Hofnung des besten Erfolges seiner Bemühungen, nützlich zu seyn. Ich habe der Erzehlung meiner Versuche gewisse Gründe beygefügt, und Folgerungen daraus gezogen, hoffe aber von denenjenigen Verzeihung zu erlangen, welche einsehen, daß diese theils auf physischen Gründen beruhen, theils auf praktische Beobachtungen gebauet, und daraus gezogen sind.

Ich hätte viel von dem Unheil, welches die Einimpfung der Blattern angerichtet hat, sagen können, will aber mit gutem Bedacht in diesem Jahrgange davon schweigen. Denn die ganze Sache beruhet jetzt auf der Entscheidung, und ganz Europa wird uns selbige ertheilen. Die Frage, auf deren Beantwortung nunmehr alles ankommt, ist: ob dadurch die Welt von bösartigen Blattern befreyet, und der Verwüstung unter den Menschen Einhalt gethan werden kann, oder ob man nicht größern Schaden dadurch anrichtet, und mehrere aufopfert, da sonst, wie die Blattern epidemisch herumgiengen, oft viele Jahre verstrichen, ehe man hörte, daß sie nur eine einzige Person bekam, nun aber,

seitdem die Einimpfung eingeführt worden, an solche lange Zwischenzeiten gar nicht mehr zu denken ist, vielmehr zu befürchten stehet, daß sie ohne Aufhören grassiren werden. Engelland, wo fast seit einem halben Jahrhunderte die Einimpfung sehr gewöhnlich, seit einigen Jahren aber allenthalben mode ist, wird ohne Zweifel der Welt diese Frage am besten beantworten; denn man lieset in den Sterberegistern dieses Landes die bittersten Klagen, daß die meisten denen man die Blattern eingeimpft hätte, nun nach und nach gleichwohl noch die natürlichen Blattern bekommen und daran sterben müßten.

In den letzten zwey Jahren habe ich auch viele pathologische und anatomische Beobachtungen gesammlet, welche zur Erweiterung unsrer praktischen Kenntnisse nicht undienlich seyn dürften. Da aber dieser Theil ohnehin schon stärker als die vorigen ist, so verspare ich die Mittheilung derselben bis auf die näheste Gelegenheit.

Von den verschiedenen Arten des Pulses habe ich zwar in dem vorhergehenden Theile weitläuftig gehandelt, ich hätte auch in gegenwärtigem noch mehr davon schreiben können: da aber alle meine Beobachtungen nichts weiter als die Bestätigung meiner bereits geäusserten Meinung enthalten, so schien es mir überflüßig, mehr davon zu melden, und das um desto mehr, weil wider meine vorigen, zuverläßigen und deutlichen Bemerkungen noch nichts Gründliches eingewendet worden ist. Man hat mir zwar erzehlet, es wäre unter dem angenommenen Namen eines Arztes von Montpellier eine Schmähschrift auf mich herausgekommen, und in eine Wochenschrift eingerückt worden; dergleichen schlechtes

Zeug aber rührt mich nicht: und da ich nie darauf zu antworten gemeinet bin, so habe ich auch gar kein Verlangen, sie zu lesen; denn ich habe schon seit langer Zeit mich nicht mehr damit abgegeben, solche Mißgeburten neidischer Menschen anzusehn. Wenn dergleichen Menschen nicht wider Gott, der sich den Neid und die Verleumdung zu bestrafen vorbehalten hat, und wider alle Ehrbarkeit und gute Sitten gröblich verstießen: so würde ich ganz unbesorgt seyn, ob sie fortschrieben oder aufhörten; meinetwegen mögen sie, wie die Irrlichter, sich selbst verzehren, und dann auch von selbst verlöschen. Der schändliche Gedanke, mir die Liebe und Achtung rechtschaffener Leute zu entziehen, ist die Triebfeder ihrer Schmähschriften; sie sehen aber bey ihrer Blindheit nicht einmal, daß sie eben dadurch mir desto mehr Liebe und Achtung bey rechtschaffnen Leuten verschaffen, denn diese werden mir ihrer Verläumdungen halber nicht feind werden. Etwas ganz anders wäre es, wenn man mir grobe Fehler und Vergehungen beweisen könnte; das aber ist hier der Fall nicht. Eine Sache, der man nichts weiter anhaben kann, als daß man darwider schmähet und schimpft, findet gemeiniglich den Beyfall der Redlichen. Und wenn meine Gegner auch einige, ja wenn sie auch viele auf ihrer Seite zögen, so würde ich doch nichts dabey einbüßen, denn mein geringster Kummer ist, was die Welt von mir denkt, wenn ich weis, ich vertheidige die Sache der Wahrheit, und diene meinem Nächsten. Das habe ich schon oft gesagt und gezeiget. Auf dieser Welt erwarte ich ohnedem die Belohnung meiner Arbeit nicht.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0022
DFG

Erstes Kapitel.

Von den Vorzügen der Hippokratischen Methode in hitzigen Krankheiten.

Inhalt.

§. 1. Neun Haupttheile dieser Methode: 1) Umwechselung der Kleider. 2) Besorgung abgesonderter Betten für jeden einzelnen Kranken. 3) Reine Luft und mäßige Wärme. 4) Schickliche Bekleidung und Bedeckung der Kranken. 5) Täglich zweymal wiederholte Auslüftung der Betten. 6) Verhütung des Aufliegens und der davon zu besorgenden Schmerzen. 7) Beobachtung des gehörigen Maaßes in Reichung der Speisen und des Getränkes. 8) Schickliche Auswahl, Abänderung und Ordnung einfacher, so wohl äußerlicher als innerlicher Arzneymittel. 9) Bequeme Maaßregeln beym Blutlassen. §. 2. Erläuterung des ersten Punktes, und Beweis, wie wichtig selbiger sey. §. 3. Warum es nicht gut sey, zween Kranke zusammen in ein Bett zu legen. §. 4. Nothwendigkeit einer reinen, gemäßigten und öfters erneuerten Luft, wobey der Beweis theils aus den eignen Erfahrungen gesunder Menschen, theils aus Boylens, Derham's, Gravesands, Musschenbroeks und Boerhaave's Versuchen geführt wird. §. 5. Durch Musschenbroeks Beobachtungen werden diejenigen widerlegt, welche zweifeln, ob man die unreine Luft, welche ich bey meinen Kranken zu verhüten suche, würklich schwer (gravem) nennen könne. §. 6. Widerlegung derjenigen, welche behaupten, daß die verdorbene Luft der Krankenzimmer nicht schwe-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0023
DFG

rer, sondern vielmehr leichter als gemeine Luft sey, sie werden durch Musschenbroeks Versuche, und durch Beobachtungen am Barometer widerlegt. §. 7. Daß die Krankenluft wirklich schwer, und sowohl dadurch, als durch die Wärme und Mangel an Bewegung den Kranken schade, wird aus Hippokrates, Galen's, Derhams, Boerhaave's, Gravesands und Musschenbroeks Schriften dargethan. §. 8. Nutzen einer reinen Luft in Krankenzimmern durch Versuche, und Berufung auf Hippokrates, Sydenham und Boerhaave erwiesen. §. 9. Die übereilte Lobpreisung des zu Anfang hitziger Krankheiten ausbrechenden Schweißes wird durch Hippokratische Grundsätze und Erfahrungen, durch Boerhavens und eigne Beobachtung in ihrer ganzen Richtigkeit dargestellt und bewiesen, daß man nie in hitzigen Krankheiten den Schweiß mit Arzneymitteln ꝛc. befördern müsse. §. 10. Zwiefacher Irrthum in Ansehung des Schweißes; erstlich derjenigen, die solchen in allen hitzigen Krankheiten, und zu allen Zeiten gerne sehen; zweytens jener, die alle Schweiße in diesen Krankheiten für verderblich ansehen und behaupten, daß Hippokrates selbige nie gut geheißen habe. Freind und Bordeu, welche in letztern Irrthum verfallen sind, werden vom Herrn von Haller hinlänglich widerlegt. §. 11. Ausnahme von unsern hier gegebenen Regeln beym Schlagfluß und der Bräune. §. 12. Noch eine Ausnahme bey Volkskrankheiten. §. 13. Das Blutlassen im rohen Zustande der Krankheit streitet so wenig mit meinen Krankheiten, daß es selbige vielmehr bestätigt. §. 14. Widerlegung derjenigen, welche behaupten, daß meine Heilart selbst mit meinen Grundsätzen streite, und daß ich zuweilen zur Unzeit Abführungen gebe, da vielmehr dargethan wird, daß ich auf Hemmung übergroßer Durchfälle, und Eröfnung des verstopften Leibes dringe. Die Art, wie ich den

Salpeter reiche. §. 15. Widerlegung des Vorwurfs, daß durch das von mir so häufig verordnete verdünnende Getränk die festen Theile so erschlafft, und die flüßigen so verdünnt würden, daß sie dadurch zur Kochung und Entscheidung unfähig würden. §. 16. Die Blattereinimpfung, als ein Beweis für die Heilsamkeit meiner Vorschriften angewendet. §. 17. Billigung derselben durch auswärtige Aerzte.

§. 1.

Im verflossenen akademischen Jahre habe ich, außer einer großen Menge langwieriger Krankheiten dreyßig Personen im Krankenhause gehabt, die entweder an Entzündungs- oder an faulen Fiebern krank lagen. Unter diesen sind drey gestorben, ein Wassersüchtiger, ein Schwindsüchtiger, und ein Gelähmter; von denen aber, welche hitzige Krankheiten hatten, kein einziger, und es hat auch keiner von diesen weder eine innerliche noch äusserliche Krankheit, oder andre Zufälle darauf bekommen.

Die Hippokratische Methode, welche sich durch ihre innern Vorzüge eben so sehr, als durch ihre ungekünstelten und natürlichen Maaßregeln empfielt, ist der Grund aller unsrer Kuren gewesen, wie ich bereits in allen Theilen dieses Buchs erinnert habe. Wir haben zwar eines und das andre hinzugesetzt, was man in den Schriften dieses großen Philosophen und Vaters der Aerzte nicht mit deutlichen Worten findet; allein es läßt sich doch dieses alles auch mit seinen Grundsätzen vereinigen, und daraus folgern. Und da nun der ganzen Welt so viel an einer guten und richtigen Behandlung hitziger Krankheiten gelegen ist, so will ich einen kurzen und deutlichen Abriß davon machen, der sich auch bis auf die geringste Kleinigkeit erstrecken soll.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0025
DFG

1) Sobald Kranke bey uns aufgenommen worden sind, so ist das erste, daß sie andere Kleider bekommen, und nicht das geringste von dem, was sie in ihren Hütten getragen hatten, am Leibe behalten. Warum dieses so pünktlich geschiehet, will ich nachher kürzlich sagen.

2) Alle Kranken liegen, jeder in einem besondern Bette, und diese stehen so weit von einander, als es der Raum verstattet.

3) Die Luft in den Zimmern ist bey Tag und Nacht, im Winter sowohl als im Sommer, rein und gemäßigt: und das erhalten wir durch Oefnung der Thüren und Fenster unter gehöriger Vorsicht.

Im Sommer stehen einige oder alle Fenster und die Thüren den Tag über offen, und wenn erstere des Nachts zugemacht werden müssen, so bleiben doch letztere offen. In den ziemlich geraumen Zimmern wird im Winter nur ein einziger Ofen geheitzet, und nach Beschaffenheit der Witterung viel oder wenig eingeleget, auch die Thüren mit unter etwas geöfnet, damit frische Luft herein gehet. Mit einem Worte, wir sorgen bey Tag und Nacht dafür, daß zu jeder Jahreszeit die Luft nicht zu heiß wird, und daß immer reine Luft in die Zimmer kommt. Liegen aber Kranke an faulen Fiebern, oder ist ihr Stuhl faulicht und übelriechend, so wird die Luft durch Räuchern mit Wachholderbeeren, Weyrauch, Mastix, Wachholderholz, oder durch Dämpfe eines sogenannten Pest-Eßigs beständig gereiniget und verbessert.

4) Die Kranken haben beständig nichts weiter an, als das Hemde, weil die Oesterreicher so zu schlafen gewohnt sind; im Sommer bedecken sie sich mit einer einzigen leichten Decke, im Winter aber mit einer doppelten. Alle Federbetten, worauf man sich in diesem Lande so viel zu gute thut, sind aus dem

Krankenhause verbannt, und das Unterbette bestehet aus einer Pferdehärnen Matratze.

5) Alle Kranke ohne Unterschied werden schlechterdings des Tags zweymal herausgenommen und anders gebettet. Diejenigen, die Kräfte genug haben, werden, wenn sie ausser dem Bette sind, in einen bequemen weiten Stuhl gesetzet, und ihnen ein Schlafrock angezogen: darinnen sitzen sie, bis das Bette wieder frisch gemacht wird, oder auch länger, wenn sie Lust darzu haben, und es ihnen zuträglich ist. Wenn sie aber zu schwach zu seyn scheinen, so wird ein gemachtes Bette ganz nahe an ihr Bette angeschoben, und sie schieben sich entweder ganz gemächlich selbst in das frische Bette hinein, oder die Krankenwärter bringen sie behutsam in das frische Bette, und zwar so, als ob sie in einem großen Bette lägen, und sich nur auf einen andern Ort in eben dem Bette legten. Dieses frische Nothbette wird nebst dem Kranken von dem vorigen eine Ecke weggetragen, und deswegen ist es auch sehr leicht; unter der Zeit wird das vorige Bette frisch gemacht, das schmutzige Bettzeug weggenommen, und reines, trocknes und gewärmtes hineingelegt. Nun wird der Kranke in dem Nothbette wieder an seines gebracht, und wälzet sich entweder ganz gemächlich selbst hinein, oder wird hineingeleget.

Wenn die Kranken Kräfte haben, daß sie im Bette bequem aufsitzen können, es sey im Anfange, wenn die Krankheit noch roh ist, da es doch gar selten möglich ist, oder im Fortgange, während der Kochung, da es schon öfter geschiehet, oder am Ende, während der kritischen Ausleerung, da es mehrentheils gut angehet, so sitzen sie; wenn sie aus dem Bette auf den Stuhl gesetzet werden, und munter und aufgerichtet sitzen können, so ermuntert man sie,

eine halbe, oder ganze Stunde, oder noch länger sitzen zu bleiben, so bald sie aber nur in etwas müde zu werden anfangen, es zu sagen, daß man sie wieder ins Bette schaffen kann.

Oft trägt sich der Fall zu, daß sie vom Hineinschaffen ins Bette nichts sagen, sondern von selbst aufstehen, weil sie sich stärker finden, als sie glaubten, und entweder geradesweges sich wieder niederlegen, oder vorher ein Weilgen herumgehen, und von Tage zu Tage mehr Kräfte zum Gehen verspüren.

Bald nach der Entscheidung (crisis), wenn die Kräfte zunehmen, sitzen sie entweder von selbst in ihrem Bette, oder man nöthiget sie darzu. Den dritten oder vierten Tag aber, nach dem Anfange der Krise, und wenn auch letzterer noch nicht ganz vorbey ist, sitzen sie Stunden lang, halbe Tage, und endlich ganze Tage ausser dem Bette, und legen sich nie, als wenn sie zuweilen eine oder ein paar Stunden ausruhen und schlafen wollen.

Ist das Fieber vorbey, so sind sie lieber auf, und vertreiben sich die Zeit mit beten, lesen, nähen, schwatzen, spatzierengehn, oder mit kleinen Spielen untereinander.

6) Weil viele Kranke, besonders gefährliche, auf dem Rücken und an den hintern Theilen, worauf sie liegen, wund werden, auch das Fleisch daselbst wegfällt, so pfleget man sie früh und Abends an diesen Orten mit einer Salbe, welche aus Eyweiß und Weingeist gemachet wird, tüchtig einzuschmieren; und dieses Mittel verhütet, daß sich nie jemand bey uns aufliegt.

7) In Speisen und Getränk behandeln wir unsre Kranken, wie in den übrigen Dingen, gleichfalls nach des Hippokrates Methode.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0028
DFG

So lange die Entscheidung noch entfernt ist, so ist ihre Unterhaltung reichlicher, als nahe vor, und in der Krise; wenn aber die Krise geschwind vorüber ist, oder sich in die Länge verziehet, so werden die Kranken bey den kritischen Ausleerungen selbst nahrhafter gespeiset. Hippokrates hat dieses in seinen Schriften an verschiedenen Orten, besonders aber in den Aph. Sect. I. befohlen: denn man erhält dadurch, daß der Kranke zu den kritischen Unruhen Kräfte hat, und nach der Krise bald wieder Kräfte sammlet.

Das tägliche Getränk bestehet aus Hafer in Wasser gekocht. Unter jedes Pfund Trank kommen zwey Loth Honig wenn kein Salpeter beygemischt wird, in diesem Falle aber vier Loth Honig; denn wir wissen aus der Erfahrung, daß die Kranken dieses Getränk, mit Salpeter versetzt, eher überdrüßig worden, wenn nicht etwas mehr Honig darunter gekommen. Doch auch darinnen machen wir einen Unterschied, denn je nachdem einer mehr oder weniger trinkt, nachdem seine Oefnung des Leibes verhärteter oder flüßiger ist, nachdem die Hitze in einem höhern oder mindern Grade zu spüren ist: nachdem bekömmt er alles dieses reichlicher, oder sparsamer. Dieser Trank hat die Eigenschaften, daß er den Durst löschet, die Schärfe im Körper verdünnet, der Fäulniß widerstehet, und zugleich nähret.

Das eigentliche Nahrungsmittel aber ist Rindfleischbrühe, die aber ja nicht stark seyn darf, und den Oesterreichern, die täglich Fleisch zu essen gewohnt sind, unschädlich ist. Jedoch muß in faulen Krankheiten Weinsteinrahm (Crem. Tart.) oder Citronensaft zugesetzt werden. Selten trift man bey uns Kranke an, welche etwas in Fleischbrühe gekochtes nicht essen wollten, die meisten freuen sich, wenn Gersten- oder Haferschleim,

oder wenigstens ein Stück geröstetes Brod drinnen ist. In Menge aber giebt man ihnen das nicht, sondern alle drey bis vier Stunden fünf, sechs bis sieben Unzen. Wenn die Kranken anfangs über Uebelkeiten und Eckel geklagt, oder sich würklich gebrochen haben, so vergehet dieses meistens, wenn sie viel trinken; es sey nun, daß das Getränk die Schärfe im Magen verdünnet, oder die Kranken, die anfänglich trockne Haut haben, nicht in Schweiß, sondern in natürliche Ausdünstung bringet, und während der ganzen Krankheit sie so erhält: denn oft ist die unterdrückte Ausdünstung der Grund der Krankheit, und auf der andern Seite unterdrückt auch die im Körper erregte Krankheit die Ausdünstung: oder es sey, daß der milde Schleim in den Getränken die Nerven des Magens so überziehet, daß die Schärfe weniger reitzen kann. Auch bekommen sie dadurch in kurzer Zeit Lust, etwas zu genießen, und es ist eine Freude zu sehen, wie sie die mit der Fleischbrühe vermischten Nahrungsmittel, ohne daß der Magen dadurch belästiget wird, und ohne daß das Fieber nur im geringsten zunimmt, vertragen können. Wenn die Lust zum Eßen anhält, und sie obiges gut vertragen können, so erlauben wir ihnen bisweilen gekochte, getrocknete oder gebratene Aepfel und Pflaumen. Wenn wir aber merken, daß die Krise sich nahet, so halten wir mit den letztern etwas an, und geben ihnen auch unter der Brühe weniger Schleim und Brod; nach der Krise hingegen, oder während den Ausleerungen, wenn nämlich dabey die Kräfte steigen, fangen wir an, sie reichlicher zu nähren, bis wir endlich nach geendigter kritischen Ausleerung, und nach einem gelinden Abführungsmittel, ihnen ein wenig leicht verdauliches Fleisch, und wenn sie das gut vertragen, etwas mehr, und zugleich etwas Wein geben können, denn sie sind den Wein stets gewohnt; wenn sie aber mehr Lust zum Biere

haben, so versagen wir ihnen auch das um diese Zeit nicht.

8) Unsre Arzeneyen sind sehr einfache, verdünnende, erweichende, und kühlende Dekokte von Wurzeln, Blättern und Blumen, die nur gedachte Eigenschaften besitzen; Salpeter; Schweiß beförderndes nicht abgewaschener Spiesglaskalk (Stib. diaph. non abl.); einfacher, oder mit Meerzwiebeln versetzter Sauerhonig in großer Menge; eingekochte Säfte von allerley Arten Obst, Oehle, die nicht selten schluckweise genommen werden müssen; Blasenpflaster, theils weit von dem leidenden Theile, theils auf den leidenden Theil selbst gelegt; tägliche Klystiere, wenn die Oefnungen nicht von selbst erfolgen; Breyumschläge und Bähungen; gelinde beruhigende Arzeneyen, wenn sie erforderlich sind, rothmachende Mittel (Epispastica), welche allen, die hitzige Krankheiten haben, auf die Fußsohlen geleget werden, und womit man fortfährt, so lange bis sie genesen.

Hiervon werden nach Erforderniß bald diese bald jene Mittel gewählet, und so einfache Formeln gemacht, daß sie nie überflüßig, sondern nur nothdürftig sind, auch mit dem einmal gewählten so lange fortgefahren, bis sich die Umstände des Kranken ändern, so daß meine Schüler bezeugen können, ein Kranker habe oft vom Anfange bis zum Ende seiner Krankheit beständig einerley Mixtur oder Dekokt und weiter nichts einzunehmen bekommen.

Jedoch ändern wir mit den äusserlichen sowohl, als mit den innerlichen Mitteln, je nachdem das Blut des Kranken beym Aderlassen fester und zäher, oder aufgelöseter, welcher Fall aber selten ist, sich zeiget; je nachdem das Fieber entweder zu stark, oder, welcher Fall selten ist, zu schwach wird; je nachdem die Schmerzen zu hartnäckig, die Schlaflosigkeit zu anhaltend, und der Durst zu unausstehlich ist, und

wenn endlich Würmer den Kranken plagen, und seine Krankheit unordentlich machen.

9) Dasjenige aber, was die Wirkung aller nur erwähnten Dinge ungemein befördert, und ohne welches sie meistens ohne Nutzen seyn würden, ist das Aderlassen, welches wir ein- zwey- drey- vier- sechs- acht und mehrmal vornehmen, und nicht allein in den ersten vier Tagen der Krankheit, sondern auch den sechsten, achten, zehnten, zwölften und jeden Tag, so lange die Krankheit noch roh zu seyn fortfähret, oder wenn zur erstern sich eine zwote Krankheit geselle.

Zu welcher Zeit die Aderlaß dienlich sey, und wie viel Blut weggelassen werden müsse, ersehen wir aus den kritischen und nicht kritischen Tagen, und aus den Zeichen der Crudität, Kochung, Krise, und kritischer oder symptomatischer Ausleerungen, worauf wir jederzeit genau acht haben; und eben deswegen beobachten wir, in Untersuchung aller dieser Dinge, die vom Hippokrates vorgeschriebenen Zeichen und Merkmale an den Krankenbetten auf das strengste, ganz unermüdet und mit möglichster Sorgfalt.

Das wäre unsre ganze einfache Heilmethode; nun aber müssen wir von verschiedenen Stücken auch den Grund angeben, damit diejenigen, nach deren Sinne sie nicht ist, und welche sie nicht für hinreichend halten, die Vorzüge der Hippokratischen Methode in Behandlung der Kranken, deutlich einsehen lernen.

§. 2.

Die bey uns eingeführte Reinlichkeit und Veränderung der Wäsche soll, nach dem schädlichen Vorurtheil vieler, den Kranken gar nicht zuträglich seyn: denn es soll dadurch die Ausdünstung und der Schweiß vermindert, ja wohl gar zurückgetrieben werden; die Kälte, der man die Kranken dabey aussetzt, soll die

Materie der Krankheit, welche vielleicht ihren Ausgang glücklicher Weise durch die Schweißlöcher der Haut genommen hätte, auf die innern Theile zurückwerfen, und die Krankheit dadurch tödtlich gemacht werden. Hierauf antworte ich aber:

1) Die meisten Kranken pflegen zu Anfange hitziger Krankheiten, wenn die Materie noch roh ist, weder zu schwitzen noch auszudünsten.

2) Wenn auch einer um diese Zeit einen symptomatischen Schweiß hätte, so wird es gleichwohl nicht nur erlaubt, sondern sogar nöthig seyn, diesen Schweiß behutsam zu unterdrücken; hiervon aber wollen wir nachher, wenn wir von den Schweißen reden werden, ein mehreres sagen.

3) Wenn jemand im Schweiße in unser Krankenhaus gebracht wird, so warten wir, bis dieser Schweiß vorüber ist.

Und so glaube ich hinlänglich gezeiget zu haben, wie unnöthig diese Furcht des gemeinen Mannes, und wie wenig von dem Zurücktreten der Materie der Krankheit auf die innern Theile, welches dadurch verursachet werden solle, zu besorgen sey.

Wie nützlich hingegen die Reinlichkeit dem Kranken ist, wird meines Erachtens ein jeder so leicht einsehen, daß ich es beynahe für unnöthig halte, diesen Nutzen deutlicher zu machen.

Denn ein jeder, der nur ein wenig gesunden Menschenverstand hat, wird nicht leugnen können, daß es sündlich wäre, dem Kranken ein Hemde auf dem Leibe zu lassen, welches entweder vor, oder in der Krankheit von den schädlichen Ausdünstungen des Kranken verunreiniget, nicht selten voll nagender, beißender und stechender Insecten ist, vom Schweiße, Brechen und Unrath, der nicht selten daran klebt, abscheulich riecht, die ganze Atmosphäre des Kranken verunreiniget, und ihn nöthiget, beym Othenschöpfen, beym Hinun-

terschlucken, und beym Ausdunsten seinen eignen Unflath mit einzusaugen, und zu verschlucken, denselben mit seinen Säften zu vermischen, und sie zu verderben; und daß im Gegentheil die Verwechselung solcher schmutziger und schädlicher Wäsche in vielen Betrachtungen für den Kranken und seine Umstände vortheilhaft, und zu seinem Aufkommen beförderlich seyn müsse.

Das Ungeziefer, wovon der Kranke oft ganz voll ist, sind Wanzen, Läuse und Flöhe. Wie übel befindet er sich in dieser Gesellschaft! wie lästig ist sie ihm, und wie oft störet sie ihn im Schlafe, der doch zur Kochung so höchstnöthig ist! Je schwächer der Kranke ist, sich mit diesen Thieren herumzujagen, und sich ihrer zu entledigen, desto mehr leidet er dabey. Ich lasse deswegen die Kranken auch rein kämmen, damit sie diese leidigen Gäste nicht vom Schlafe aufwecken, oder an ihnen herumkriechen. Bey Personen, die sich nicht in so gar armseligen Umständen befinden, trift man zwar nicht so leicht Läuse, dagegen aber Wanzen und Flöhe an, diese aber machen eben so viel zu schaffen, und die Wäsche eben so unrein, als die ersteren, und die Veränderung der Wäsche und Vorsorge für die Reinlichkeit ist daher eben so nöthig. Wir lassen daher nicht nur vom Anfange, sondern die ganze Krankheit hindurch, das leinene Zeug fleißig wechseln, und reines, trockenes, angewärmtes, an des schmutzigen Stelle anlegen und unterbreiten.

§. 3.

Die zwote Regel, daß nicht mehr als ein Kranker in jedes Bette geleget werden darf, wird den Vorstehern und Aerzten großer Krankenhäuser noch weniger anstehen, und sie werden auf mich höchst ungehalten seyn, daß ich so kühn bin, zu behaupten, eine

Sache, die bey einer großen Menge Kranken auch in einem großen Hause wegen Mangel des Raums nicht möglich zu machen ist, gehöre nothwendig zur Kur der Kranken. Ich muß aber mit ihrer Erlaubniß darauf erwiedern, daß deswegen, weil die allzugroße Anzahl Kranken bey ihnen diese Einrichtung unmöglich machten, bey uns, wo sie möglich ist, der Nutzen derselben nicht wegfallen kann; und daß, wenn sie meiner Meynung sind, und sie nur für gut halten wo sie zu befolgen ist, zu beklagen ist, daß man nicht aller Orten diese Einrichtung treffen kann, weil es zuweilen die Unmöglichkeit verbietet, da doch die Kranken weit besser daran wären, wenn sie allenthalben eingeführet werden könnte. Denn

1) Wenn zween Kranke in einem Bette beysammen liegen, so ist schlechterdings einer dem andern beschwerlich und schädlich. Wir wollen setzen es lägen zween Kranke an hitzigen Fiebern in einem Bette, der eine wäre lungensüchtig, der andere aber, sein hitziges Fieber ausgenommen, völlig gesund. Kann dem letztern wohl in der Welt irgend etwas schädlicher und gefährlicher seyn, als daß ihn die faule Atmosphäre seines Schlafgesellen verunreiniget, daß er Tag und Nacht darin zubringen muß, daß seine Schweißlöcher das Gift einsaugen, und mithin wegen der Vermischung dieser faulen Dünste mit seinen ohnehin jetzo schon kranken Säften, entweder seine Krise nicht so leicht, als ausserdem geschehen würde, erfolget, oder daß er wohl gar sterben muß, oder daß er endlich nachher noch die Schwindsucht bekommt? Wie viel Unlust verursachet nicht der stinkende faul riechende Othem des einen Beyschläfers dem andern? Wie viel Unlust verursachet nicht der, welcher mit einem symptomatischen Schweiße, oder wenn er verfaulte Galle und Unreinigkeiten wegbricht, oder wenn faule stinkende Stühle ihm entgehen, oder der Urin üblen Ge-

ruch hat, die Luft um sich herum verunreiniget, und die Betten und das leinene Zeug damit besudelt? Wie übel ist der Kranke, der in seinem Bette ruhig liegen möchte, wenn er einen kritischen Schweiß hat, daran, wenn zu eben der Zeit sein Schlafgeselle so heftige Unruhe und Bangigkeit hat, daß er beständig sich im Bette herumwirft, das Deckbette immer aufdeckt, oder um sich herumwickelt, aus dem Bette fallen läßt, ihn entblößet, verunruhiget, im Schlafe störet, oder davon abhält, und vielleicht durch Erkältung seine ganze Krise verhindert: oder wenn er in der Phantasie plaudert, schreyt, ruft, irre redet, und ihn nicht nur störet, sondern auch erschreckt, und alle Hofnung zu seiner Wiederherstellung vereitelt?

Dieses alles wird vermieden, wenn jeder Kranke in einem besondern Bette liegt; und um so mehr, wenn die Betten ziemlich weit auseinander stehen, so daß jeder in seiner eignen Atmosphäre liegt, zugedeckt bleibt, und durch die Bewegungen und Geschrey der andern nicht belästiget wird.

§. 4.

Daß eine gemäßigte Luft ein Hauptstück sey, wofür man bey Kranken sorgen müsse, bin ich schon längst gewiß überzeugt, ich will aber den Nutzen davon, so viel möglich, vor Augen stellen.

Ich sagte oben, daß wir unsern Kranken bey Tag und Nacht, im Winter so wohl als im Sommer, eine gemäßigte Luft verschaften, und zwar dergestalt, daß, wo durch das Einheitzen oder die Sonnenstralen die Stuben heißer werden, als sie seyn sollen, wir entweder Fenster oder Thüren zugleich, oder eins nach dem andern öfnen, und so lange damit anhalten, bis der allzuheftige Grad von Hitze wieder vorbey ist. Wir suchen ihnen aber nicht nur eine gemäßigte, sondern

auch, so viel möglich, eine veränderte, reine und frische Luft zu verschaffen.

Der gemeine Mann ist hierinnen, wie ich wohl weiß, gar nicht unserer Meynung, sondern hat vielmehr viel dawider einzuwenden. Mehrentheils behalten sie ihre Kranken erst einige Tage zu Hause, und behandeln sie nach der ihnen gewöhnlichen Weise, und dann erst, wenn es schlimmer mit ihnen wird, holen sie einen Arzt, oder bringen sie ins Krankenhaus. Da schließen sie sie denn in eine fest zugemachte Stube ein, decken sie mit vielen Federbetten zu, geben ihnen zu Schwitzen ein, und glauben, nichts könne ihnen schädlicher seyn, als wenn zu den Fenstern oder Thüren ein wenig frische Luft hereinkömmt. Wenn nun der Arzt kommt, so findet er leider schon die rohe Materie der Krankheit zur Unzeit in Bewegung gesetzt, und bemerket Zufälle, die eigentlich nicht zur Krankheit gehören. Er empfielt reine und gemäßigte Luft, und sucht die Krankenstube in so eine Verfassung zu setzen, wie er aus Erfahrung weis, daß sie dem Kranken nöthig und gut ist; kaum aber ist er zur Thüre hinaus, so decken sie den Kranken wieder so fest zu, als sie gewohnt sind, sie vermachen alle Ritzen in Thüren und Fenstern, und das thun sie so lange, bis die Stunde kommt, wo sie den Arzt wieder erwarten.

Der Mensch hat doch keinen gefährlichern Feind, als seinen Nebenmenschen! Würde nicht ein Gesunder, den man beständig ins Bette steckte, und mit Federbetten so fest und warm, als möglich, bedeckte, endlich krank werden müssen? Wie oft erfährt man nicht, daß diejenigen, welche dergleichen Kranken Tag und Nacht aufwarten, gleichfalls eine hitzige Krankheit bekommen. Wollte man aber denken, daß das häufige Wachen, und die lange Aufwartung bey Kran-

ken daran Ursache wäre, was soll man von denenjenigen sagen, welche bey völliger Gesundheit dergleichen Kranke aus Pflicht oder Höflichkeit besuchen, und wenn sie etwas zu lange in einer solchen Stube gesessen haben, klagen, sie könnten es vor Angst und Beklemmung nicht länger aushalten. Sollte man denn wohl nöthig haben einen Kranken in einer so dunstvollen Luft eingesperret zu halten, worinnen Gesunden angst und bange wird, daß sie beynah ersticken müssen? Sollte man einem Kranken, dem schon seiner Krankheit halber das Athemholen schwer wird, nothwendig eine solche Luft verschaffen müssen, die er sonst nicht einmal in gesunden Tagen würde haben ausstehen können?

Vernunft und Erfahrung lehren uns wahrhaftig das Gegentheil. Eine eingeschlossene Luft wird durch den Othem des Kranken und der Umstehenden ohnehin dicker und schwerer. Und, wiewohl sie nicht so geschwind schadet, als eine allzuleichte Luft, so ist sie doch endlich im Stande den Menschen um seine Gesundheit, ja gar ums Leben zu bringen. Besonders ist sie dann dem Leben selbst gefährlich, wenn ihre vermehrte Schwere der Ausdünstung thierischer Körper zuzuschreiben ist.

Der berühmte Engländer, Robert Boyle, welcher nach Anweisung des Verulam, die Naturgeschichte blos durch Versuche zu erläutern gesucht hat, handelt in Exp. Phyf. Mechan. Tom. III. Tract. ult. weitläuftig davon. Im ersten, zweyten und dritten Versuche scheint es zwar, als ob die Thiere in einer Luft, welche schwerer ist, als die, welche uns umgiebt, langsamer stürben, und die Kräuter und Pflanzen später in Verwesung übergiengen; aus dem zehnten, eilften, zwölften und dreyzehnten Versuche aber erhellet, daß der Tod und die Fäulniß in gepreßter

und allzuschwerer Luft mehr befördert werden, als in der gewöhnlichen; und mit dem vierzehnten und funfzehnten Versuche ergiebt sich gleichfalls, daß die Thiere in einer zu schweren Luft gefährlicher krank sind, und eher sterben, als in einer zu leichten.

Derham, der einer von den vornehmsten ist, die zufolge der Boyloischen Stiftung, die Naturlehre so vortragen sollten, daß dadurch die Wahrheit der Religion in ein helleres Licht gesetzt würde, zeigt im ersten Buche seiner theologischen Physik, daß zum Leben und der Gesundheit der Thiere eine Luft nöthig sey, welche weder so leicht ist, daß sie darinnen nicht Othem holen können, noch so schwer, daß sie darin ersticken müssen. Zum Beweis dieses Satzes führt er Beyspiele von beyden an, und beweiset vorzüglich den Schaden und die Gefahr, die eine allzuschwere Luft den Thieren bringt.

Gravesand erkläret und schränket diese Meynung, nachdem er sie wohl erwogen, in Phys. El. Math. lib. 4. cap. 5. exp. 26 gewissermaaßen ein, wenn er sagt: „Die Thiere sterben in einer zusammengepreßten Luft nicht geschwind; denn durch den Druck der „Luft werden die Gefäße im Körper nicht zerrissen. „Sie werden vielmehr munterer darinnen: wenn sie „sich aber in einer solchen Luft etwas lange aufhalten, „so ist sie ihnen schädlich, und auch dann, wenn der „Druck der Luft allzugroß ist, müssen sie in kurzer „Zeit sterben.„

Ferner: Exp. 27. „Man kann sich augenscheinlich belehren, was in den Gefäßen eines Thieres „vorgehe, wenn sich selbiges in zusammengepreßter „Luft aufhält, wenn man nämlich eine aufgeblasene „und genau verwahrte Blase unter der so genannten „Luftplumpe aufhänget: je mehr die Luft zusammengepreßt wird, desto schlaffer wird die Blase, wenn „man aber wieder Luft zuläßt, so schwillt sie plötzlich

„wieder auf„ Der Druck, der auf diese Blase wirkt, ist in der That nicht klein, denn ich habe diesen Versuch, wie alle übrige über die Wirkung der allzuleichten und allzuschweren Luft, die er in seinen Vorlesungen machte, mit Augen angesehen.

Der berühmte Muschenbroek erzehlet eine Menge hierüber angestellter Versuche, die er und andre gemacht haben, und setzt endlich in Addit. ad Exp. Acad. Flor. pag. 119. hinzu: „Aus diesen Versuchen „folget, daß die Thiere in einer verdickten Luft länger leben können, als in einer natürlich beschaffenen, „und nicht durch frische Luft veränderten. Denn „wiewohl die eingesperrten Thiere einen Theil der Luft „verzehren, oder ihre Schnellkraft gewissermaaßen „vermindern, so ist demohnerachtet in einer verdickten Luft noch Luft genug, und auch noch Schnellkraft genug vorhanden. Bey dem Einsaugen der „Luft werden daher die Lungenbläsgen leicht und gehörig ausgedehnet, und der freye Umlauf des Blutes durch die Blut- und Pulsadern der Lunge in vollem Maaße gestattet. Nichts desto weniger sterben „die Thiere endlich in einer also verdickten Luft.„

Etwas anders, und mehr zum Beweis unsers Satzes, sind die Versuche ausgefallen, deren Erfolg er §. 1389. Instit. erzählt: „Die Thiere befinden sich „in verdickter Luft eine geraume Zeit wohl und munter, besonders wenn immerzu frische Luft darzukommt, und ein Theil der alten aus dem Recipienten herausgelassen wird. Auf diese Weise befinden „sich die Taucher in einer weiten Glocke unter dem „Wasser ziemlich wohl, da doch die in derselben befindliche Luft von einer dreyhundert Fuß hohen Wassersäule zusammengepreßt, und neunmal dicker ist, „als die Luft auf der Oberfläche der Erde. Nur „müssen sie zuweilen durch frische Luft erquicket, und

„etwas alte Luft aus der Glocke herausgelassen wer„den, wie uns die täglichen Erfahrungen lehren. „Ausserdem sterben die meisten in unveränderter Luft „eingeschlossenen Thiere in kurzem, und zwar um so „geschwinder, je kleiner das Gefäß ist, worinnen sie „sich befinden.„

Boerhaave sagt daher in seinen Instit. §. 750: „Eine allzuschwere Luft preßt alle Canäle und Säfte „im ganzen Körper zusammen, besonders aber die in „den Lungen befindlichen, und daher mehret sie den „Widerstand des Herzens, hemmet die Bewegung „der Säfte und tödtet.„

Diese Stellen zusammengenommen, beweisen deutlich, daß Thiere und Menschen eine ziemlich schwere Luft, wenn sie durch zugelassene frische Luft immerzu verändert wird, ohne viele oder plötzliche Ungemächlichkeiten vertragen können, daß sie hergegen sich übel befinden und ersticken, wenn sie sich lange in gepreßter Luft aufhalten, und diese Luft durch frische nicht gereiniget wird; und daß die uns umgebende, unveränderte, gewöhnliche, besonders aber eine schwere Luft ganz zuverläßig und in kurzer Zeit schädlich und tödtlich wird.

§. 5.

Vielleicht aber werden mir einige nicht zugeben wollen, daß die Luft, wovon hier die Rede ist, zu schwer, oder wenigstens, so schwer sey, daß sie schaden könne und müsse.

Daß sie würklich zuschwer ist, beweisen die obgedachten Versuche. Muschenbroek in Instit. §. 1348 sagt: „Wenn eine Menge Dünste und Ausdünstun„gen aufsteigen, so wächst die Schwere des Dunst„kreises nothwendig um so viel, als die Schwere und „das Gewicht dieser Ausdünstungen beträgt; wenn „daher die Luft lange unbewegt und ruhig bleibt, so „sammlen sich so viel Dünste, daß das Queckſilber,

„im Winter so wohl als im Sommer, in der Röhre „in die Höhe steigen muß.„

Und wo giebt es wohl mehr Ausdünstungen, als in Krankenstuben? Wir wollen nach Anleitung des nur angeführten Schriftstellers die Oberfläche des Körpers des Kranken etwas genauer betrachten, wie er in seinen Essais de Physique, S. 634. nähere Anleitung giebt. Diese ist so groß, daß, wenn man die Haut, die über den ganzen Körper gespannt ist, auseinanderlegte, und ein Viereck draus machte, sie einen Raum von zwanzig Quadratfuß einnehmen würde, und dazu müßte man überdies noch eine ziemliche Fläche der Haut in den Höhlen der Nase und der Schleimwege, und in den Luftröhren, Lungen und den übrigen Theilen der Brust bringen. Aus dieser so weitläuftigen Oberfläche steigt, besonders wenn sie warm oder wohl gar heiß ist, beständig ein Dunst auf, und füllet die Luft. Der dadurch bey Tag und Nacht hervorgetriebene Schweiß füllet den Dunstkreis mit einer unglaublichen Menge Dünste an, und macht sie schwer, wie wir kurz zuvor nach Muschenbroeks Anleitung bemerkt haben. Nun rechne man die Ausdünstungen dazu, die der Urin und der Stuhlgang, die in den Krankenstuben eine Zeitlang stehen bleiben, und um so viel mehr betragen, wenn der Stuhlgang öfter erfolgt, und einen üblen Geruch hat. Endlich bringe man noch die Dünste in Anschlag, welche die Umstehenden, die Wärter und die Besuche, in eben diesem vor allem Zugange der frischen Luft eingeschloßnen Zimmer immerfort ausathmen, und die ihre Körper ausdünsten.

§. 6.

Nun wird man mir einwenden, je größer die Menge der Dämpfe und Ausdünstung in der Stube des Kranken sey, desto leichter werde der Dunstkreis derselben: das könne man durch Versuche beweisen,

welche uns überführen, daß die Wärme die Luft verdünnet und leichter macht; und da nun diese Wärme in dem verschloßnen Krankenzimmer beysammen gehalten würde, so müsse nothwendig die Luft leichter und feiner werden, weil die Hitze diese Wirkung in der Luft verursachte. Die Wahrheit dieses Satzes lege sich durch die angestellten Versuche und Bemerkungen am Barometer deutlich zu Tage, denn daraus ersähe man, daß bey bevorstehenden Regen, wenn unser Dunstkreis feuchter wird, die Luft auch sogleich leichter werde.

Wer diesen Einwurf macht, erwäget nicht, daß alles, was von dieser Verfeinerung der Luft sich in der That äussert und behauptet wird, lediglich von trockner und reiner Luft zu verstehen sey, nicht aber von einer solchen, die schon mit Ausdünstungen geschwängert ist. Denn wiewohl Hales behauptet, daß die Ausdünstungen zugleich mit der Luft sich verfeinerten, so nehmen doch dieses die übrigen Physiker als eine Seltenheit an. Man lese darüber den Muschenbroek Essais de Physique S. 632. §. 1330. No. 4. Und es bleibt also erwiesen, daß in diesem Falle die Luft ausserordentlich schwer ist.

Die Bemerkungen am Barometer bekräftigen dieses vielmehr, als daß sie es ungewiß machen sollten. Denn erstlich fallen sie bey bevorstehenden oder bereits gegenwärtigen Regen nicht allemal, wie im Einwurfe vorgegeben wird, sondern nicht selten bleiben sie eben so hoch stehen, oder steigen auch wohl gar, und die Meinungen über diese Erscheinung sind verschieden. Einige sagen, die Luft werde vor und bey dem Regen leichter, und das Queckſilber müsse also in der Röhre nothwendig fallen; die Ursache davon sey, entweder, weil das Regenwolken in der Luft so zusammengezogen habe, daß sie dadurch um desto leich-

ter würde; oder weil sich die Wolken zusammenzögen, und in der Atmosphäre einen leeren Raum machten, welchen die untere Luft sogleich wieder ausfüllte, und bis zu selbigen hinanstiege, daher natürlich folgte, daß die Luft unter den Wolken schlechterdings leichter würde, weil sie nicht mehr so wenig Raum, als zuvor, einnähme, sondern sich ausdehnte; oder weil die Winde, welche stärker auf die untere Seite der Wolken als in die Atmosphäre unter selbigen wirkte, die Wolken in die Höhe trieben, und mithin Gelegenheit gäben, daß die Luft in der Atmosphäre leichter würde. Wenn aber das Queckſilber im Gegentheil bey bevorſtehenden Regen ſteige, ſo wäre dieſes entweder den Winden zuzuſchreiben, welche auf die Wolken nicht ſo ſtark, als auf unſern Dunſtkreis drückten, und letztern daher ſchwerer machten, oder, und das zwar in den meiſten Fällen und hauptſächlich, denen Dämpfen und Ausdünſtungen, welche in die Atmoſphäre hinaufſtiegen, und ſie ſchwerer machten. Man leſe des Muſchenbroek Inſt. §. 1348 bis 1351.

Andre hingegen, z. B. Plüſch in ſeinem merkwürdigen Buche: Spectacle de la nature, Th. 4. S. 417. ſind der Meynung, die Luft müſſe bey bevorſtehenden Regen nothwendig allemal ſchwerer werden, und das Queckſilber wegen des Druckes der Luft ſteigen; und da nun nichts deſto weniger ſelbiges mehr fällt als ſteiget, ſo geben ſie zur wahrſcheinſcheinlichen Urſache dieſer Erſcheinungen, auſſer andern Gründen, die in den Schriften anderer davon angegeben werden, folgende an. Nämlich: es läge in gewiſſen verfeinerten Regentröpfgen, welche äuſſerlich an der Röhre anhiengen, ein Feuer verborgen, welches durch die Subſtanz des Glaſes, woraus die Röhre gemacht iſt, durchdringen, und die Luftblägen, zwiſchen dem Queckſilber und dem Glaſe, welche auf die Oberfläche des zuvor fallenden Queckſilbers

gewissermaaßen drückten, würden durch dieses Feuer ausgedehnt, und mithin auf solche Weise das Quecksilber niedergedrückt, daß es fallen müßte. Daß dem so sey, bekräftige sich auch noch deutlicher durch die Erscheinungen am leuchtenden Barometer. Hiervon schlage man nach den S. Gravesand Phys. El. Matth. vom §. 2489 bis 2496; ingleichen die Denkschriften verschiedener gelehrten Gesellschaften, und die physischen Schriften eines Picard, Hauksbee, Homberg, Dutal, Bernouilli, Hartsoecker wider den Bernouilli; Weidler wider den Bernouilli; Hensinger wider den Weidler; Mairan, du Fay u. s. f. nach. Und mithin ist ausgemacht, daß die Luft durch die Ausdünstungen und Dämpfe schwerer wird, und daß sich die Wahrheit dieses Satzes durch die Einwürfe selbst, welche dawider gemacht würden, bestätige.

§. 7.

Nun müssen wir aber auch zeigen, daß diese schwerer gewordene Luft auch schädlich sey. Wir haben gesehen, daß diese schwere Luft zugleich feuchte sey, und nun wollen wir aus der Erfahrung hören, was diese beyde Eigenschaften der Luft zusammen bewürken. Boerhaave sagt Instit. §. 748. wo er von der schweren und feuchten Luft handelt: „Wenn diese, „nämlich die schwere Luft, allzufeucht ist, so erschlaf„fet und schwächet sie die Fasern, besonders der Lun„gen. Sie hält das Blutwasser in den Lungen zu„rück, vermehret es, macht daß es sich anhäufet, und „verhindert die Ausdünstung in den Lungen: daher „entstehen denn Husten, Entzündungen der Lungen „von der Anhäufung und dem Stocken des Blut„wassers, ingleichen Durchfälle, Trägheit des Kör„pers, Fieber, und wenn ein großer Grad von Hitze „dazukömmt, eine Fäulniß, die schnell entstehet und „um sich greifet.„

Wenn man ganz gesund ist, so fühlet man, daß man in einer feuchten, heißen und schweren Luft träge, faul, weichlich, und zur Arbeit ungeschickt ist. Waren nicht die warmen Bäder zu Baja, und das üppige Leben zu Capua den Karthaginensern eben so schädlich, als den Römern die Niederlage Cannä? Was für Leute behielt Hannibal, der eine Armee von Helden aus Africa nach Italien geführt hatte? waren sie nicht alle ein Haufen weibischer Kerls, die keinen rauhen Wind mehr vertragen konnten? Aeussert nun eine so beschaffene Luft dergleichen Wirkungen an gesunden Personen; erschlaffet und schwächet sie, wie Boerhaave lehrt, bey gesunden sogar die Fasern des ganzen Körpers, besonders aber der Lungen, an deren Oberfläche die Luft unmittelbar kömmt; hält eine von vielen Dünsten schwere Luft die Ausdünstung des ganzen Körpers und der Lungen zurück, und verursachet, daß die zur Ausdünstung bestimmte Feuchtigkeit in den Lungen stocket, und davon Entzündungen entstehen; verursachet sie Durchfälle, die oft ruhrartig, und so schlimm, als die Ruhr selbst sind; erzeuget sie durch Unterbrechung der allgemeinen Ausdünstung eine Trägheit des ganzen Körpers, Fieber, deren Grund in dieser stockenden Materie liegt, sogar auch Entzündungs- und faule Fieber; thut sie das alles bey Gesunden: was hat man nicht bey Kranken davon zu besorgen? Was für Unheil wird sie nicht bey solchen Kranken stiften, deren Blut ohnehin so dicke ist, daß es nicht durch die Lungen fort will, und zu seinem Fortgange eine mäßig schwere, reine, trockne und warme Luft erfodert? Wie viel Schaden wird sie denen zufügen, die man, wenn sie gesund werden sollen, zur natürlichen Ausdünstung zu bringen suchen muß, da ohnehin schon Ursachen genug in ihrer Krankheit liegen, die sie immerzu verhindern?

Wie schädlich also eine zu schwere, feuchte und heiße Luft sey, ist hieraus leicht einzusehen, und ich will nur noch ein paar Worte von der allzuheißen Luft sagen. Boerhaave erzählt im ersten Theil seiner Chymie, daß eine sehr heiße, und sogar auch eine mäßig heiße Luft Beklemmungen, Fäulniß und einen schnellen Tod verursachet habe.

Hales Stat. Anim. Exp. 13. führet die von Boerhaave angegebenen gefährlichen Folgen einer zu heißen Luft gleichfalls an, und zeiget hierauf, wie nöthig das Athemholen aus verschiedenen Ursachen, unter andern aber auch deswegen sey, weil das Blut, welches ohnehin in den Lungen einen größern Grad von Hitze habe, einer frischen abkühlenden Luft bedürfe, damit es nicht gerinne. Daher schreibt Boerhaave, nachdem er Inst. Part. 2. §. 746. seine eignen Versuche, und die Versuche anderer erzehlet und genau erwogen hat, was eine anfangs heiße und nachher heiße und kalte Luft zugleich für Eigenschaften und Würkungen habe, endlich: „Eine zu heiße Luft benimmt den Augen, der „Nase und ihren Hölen, dem Munde, und der Luftröhre die gehörige Feuchtigkeiten, trocknet die daselbst befindlichen kleine Gefäße aus, verdicket das „Blut in den Lungen, und verhindert die Arbeit in „selbigen aus beyden Gründen; daher entstehen viele „Krankheiten; die äusseren flüßigsten Säfte gehn verloren, und die innern übrigbleibenden werden ausgekocht: die Folge davon ist Unbeweglichkeit der „Säfte, und die Verlängerung und Erschlaffung der „festen Theile, woraus Verstopfungen, Austrocknungen, Entzündungen, verhinderte Kochung, Fäulniß, Hartleibigkeit, Harnstrenge, rother Urin, gelbe „Säfte, hitzige und besonders heiße und trockne Krankheiten ihren Ursprung nehmen; vornämlich aber leidet dabey das Nervensystem und die lymphatischen

„Gefäße, und die Verrichtungen dieser Theile am „meisten. Wenn aber die Luft zu feuchte ist, so er„schlaffet sie, löset auf u. s. f.„ wie in oben angezogener Stelle gesagt wurde.

Schon zu seiner Zeit hatte Hippokrates dergleichen Bemerkungen gemacht, und war aufmerksam hierauf gewesen. Denn nachdem er in seinem Buche von der Luft, Wasser, und Gegenden, in dem Buche von Winden, ingleichen in verschiedenen Stellen seiner Bücher von Volkskrankheiten, von der heißen Luft, insofern sie nur heiß ist, und von der heißen Luft, insofern sie auch zugleich feuchte ist, sehr scharfsinnig gehandelt hat, giebt er endlich Aph. 5. 16. diesen allgemeinen Satz an: „Wer sich viel in heißen Orten „aufhält, hat davon folgenden Schaden zu gewarten; „sein Körper wird verzärtelt, seine Nerven unfähig, „sein Gemüth träge, er bekommt Blutstürze und Ohn„machten, und letztere werden sogar tödlich.

Wenn nun aber eine allzuschwere, zu feuchte und zu heiße Luft Gesunden so wohl als vornemlich Kranken so schädlich ist, wie viel schädlicher wird eine eingeschlossene, nicht gereinigte Luft seyn? Das beweisen eine große Menge Versuche; Boyle, Derham, Hales, Stairs, Boerhaave, Majow und andre mehr haben bemerket, daß Menschen und Thiere in einer reinen und gemäßigten Luft, wenn sie eingeschlossen ist, und keine frische darzukommt, Beklemmungen und Angst empfinden, krank werden und sterben.

Nun hat man gefragt, wie das zugehe? Hales Stat. Veg. Cap. VI. Exp. 107. 108. fand, daß zwo Ratzen und eine Katze, die sich in verschloßener Luft befanden, einen merklichen Theil der Luft verzehrten, und zwar die erste, die vierzehn Stunden darinnen lebte, den sieben und zwanzigsten Theil; d

zwote Katze, welche etwas jünger war, und nach zehn Stunden starb, den dreyzehnten Theil; die junge Katze von drey Monaten aber, die nur eine Stunde darinnen lebendig blieb, den dreyßigsten Theil der Luft verzehret hatte. Er berechnete endlich auch, daß er selbst mehr als den dreyzehnten Theil einer unerneuerten Luft verzehret hatte. Nun ist seine Meynung, diese Abnahme und Verzehrung der Luft verursache, daß sie an der Elasticität etwas verliere, denn er nahm dieses an sich selbst wahr, weil er empfand, daß diese verschloßene Luft zum Othemholen so untauglich wurde, daß er vor heftiger Engbrüstigkeit den Versuch nicht weiter fortzusetzen im Stande war.

Boerhaave sagt in seiner Chemie, Th. 2. S. 190 der Londner Ausgabe: „Wir müssen noch eine Eigen„schaft der Luft in Erwägung bringen, welche sehr „heilsam, und zur Fortdauer des Lebens der Pflanzen „und Thiere sehr nöthig ist, bisher aber noch nicht hat „ergründet werden können, so sehr man sich auch dar„um bemühet, und alle andre Eigenschaften der Luft „bey dieser Entdeckung zu benutzen gesucht hat. Viel„leicht dürfte man aber, bey Fortsetzung dieser müh„samen Untersuchungen so glücklich seyn, sie ausfün„dig zu machen. Wird vielleicht diese verborgene „Kraft, wie man neuerlich behauptet hat, von den „Thieren und Pflanzen aus der Luft eingesogen, und „dadurch dergestalt verzehret, daß sie in kurzer Zeit „ausgehet, und dann in diesem Falle die Thiere ster„ben müssen?„

Er führet hierauf die Versuche des Boyle und andrer an, und fährt fort: „Dieses alles überführt uns zwar, „daß in der Luft eine gewisse verborgene Kraft liege, „welche man durch diejenigen Eigenschaften, die uns „bis auf diesen Tag von der Luft bekannt worden sind, „nicht erklären kann; Sendivogius sagt mit deutlichen

„Worten: in der Luft befinde sich eine verborgene Le„bensspeise, und mehrere Chymiker entsprechen ihm „hierinnen: worinnen diese aber bestehe, wie diese „Kraft wirke, und was eigentlich die Wirkungen „derselben sind, ist vor menschlichen Augen noch ver„borgen. Glücklich ist der, der sie entdecken wird! „Sollte sie wohl nichts anders, als die elastische „Kraft der Luft seyn?„

In diesem letztern Falle wären in der That die Wirkungen dieser Kraft der Luft wundersam. Denn 'S Gravesande sagt §. 2115. „Die Wirkungen „der Elasticität der Luft sind den Wirkungen der „Schwere ähnlich, und eine verschlossene Luft wirkt „wegen ihrer elastischen Kraft eben so, wie eine freye „Luft durch das Gewicht und den Druck.„ Sollte also eine verschlossene Luft, wenn sie ihre elastische Kraft verliert, und ihr Gewicht oder ihre Schwere in dieser Betrachtung sich vermindert, nun im Gegentheil deswegen schädlich seyn, weil sie zu leicht wird? Und sollte die allzugroße Feinheit der Luft in den Thieren eben die schlimmen Wirkungen verursachen, als die allzugroße Leichtigkeit, welche nach den Versuchen eines Boyle, Hales, Derham, Boerhaave, 'S Gravesande, Muschenbroek, eine Beängstigung, Beklemmung des Herzens, und sogar den Tod nach sich ziehet? Boerhaave hat recht, wenn er dieses ein Problem nennt, das bisjezt niemand aufgelöset hat. Ich lebe aber der guten Hoffnung, daß sich noch Gelegenheit finden wird, durch Versuche etwas zu entdecken.

Derham behauptet in seinen Anmerkungen zum ersten Kapitel: Zwo Eigenschaften der Luft wären es, die zum Othenholen und zum Leben erforderlich wären: „sie müßte nämlich gemäßigt schwer oder leichte, „und rein seyn.„ Denn eine eingeschlossene, und

von den Dünsten des darinnen sich aufhaltenden Thieres gesättigte Luft sey dem Othenholen hinderlich. Daher müssen die Taucher, welche unter der Glocke sich auf den Grund ins Wasser begeben, entweder oft wieder heraufgezogen werden, um freyere und heitere Luft zu genießen, oder auf andre Weise unter der Glocke mit frischer Luft versorgt werden.

Ich kann nicht umhin, zur Erläuterung eine merkwürdige Stelle aus dem Hales Stat. Veget. Exp. CXI. anzuführen; sie ist zwar weitläuftig, aber ungemein wichtig: „Die Wirkungen der Dünste vom „angezündeten Schwefel, von einem angezündeten „Unschlittlichte, und von dem Othenholen der Thiere „auf die Elasticität der Luft zeigen sonnenklar, daß „diese Elasticität sich in den Lungenbläsgen um ein „großes vermindern müsse, wenn die Luft darinnen „von Dünsten geschwängert und damit angefüllet „wird, weil diese die elastische Kraft immer mehr „verringern; und daraus folge, daß die Lungenbläsgen „in kurzem zusammenfallen würden, wenn sie sich nicht „bey jedem Othenholen mit reinerer und frischer Luft „anfüllen könnten. Die Luft ist kaum in die Lungen„bläsgen hineingetreten, so dehnt sie sich durch die „Hitze in den Lungen um ein Achttheil aus. — — „Wenn aber die Luft, die wir einziehen, nicht so rein, „sondern von allerhand Dünsten, z. B. von sauren „verunreiniget ist, so verlieret sie ohnstreitig ihre ela„stische Kraft in kurzem, und die Lungenbläsgen fal„len demnach zusammen, wiewohl die Brustmuskeln „immerfort wirken, um sie nach Nothdurft auszu„dehnen, weil der Nutzen gedachter Muskeln eigent„lich die nothdürftige Erweiterung der Lungenbläs„gen ist, den sie aber so wenig zu verschaffen im Stan„de seyn würden, daß vielmehr durch die zusammen„gefallenen Lungenbläsgen die Bewegung des Blu„tes in den Lungen sogleich erstickt und ein schneller

„Tod verursachet werden würde. Dergleichen plötz-
„liche und unglückliche Todesfälle, welche die Men-
„schen, die solche tödtliche Dünste eingesogen hatten,
„trafen, pflegte man der Verderbniß des Lebensgei-
„stes, der in der Luft befindlich seyn sollte, zuzuschrei-
„ben: mit mehrerm Rechte aber kann man den Grund
„derselben in dem Verluste der elastischen Kraft, und
„in dem Drucke, der Schwere und groben Beschaf-
„fenheit der Dünste, womit die Luft zu der Zeit an-
„gefüllt war, suchen, denn dergleichen Theilgen, die
„eine anziehende Kraft haben, und einer so feinen
„Substanz, als die Luft ist, beygemischt sind, müs-
„sen sich nothwendig bald mit einander verbinden,
„und in dieser Verbindung viel dickere Lufttheilgen er-
„zeugen. Nun hatte man aber keine Bemerkungen
„von den schädlichen Wirkungen dieser Dünste mit
„einiger Aufmerksamkeit gemacht, und man glaubte
„daher nicht, daß die Elasticität der Luft etwas dabey
„litte; sondern stand in der irrigen Meynung, die
„Ausdehnung der Lungen geschähe in einer dicken dunst-
„reichen Luft eben so leicht und stark, als in heiterer
„und reinerer Luft.„

Ferner beym hundert und vierzehnten Versuche:
„Die gewaltsamen und tödtlichen Wirkungen der
„Dünste auf das Othemholen der Thiere überfüh-
„ren uns, wie groß der Schaden sey, den das
„Othemholen von den Dünsten leide, wenn sie
„auch die Elasticität der Luft nur um gewisse Gra-
„de mindern und schwächen. Diese verringerte
„Elasticität wird durch nichts besser ersetzet, als
„durch die Winde, welche die schädlichen Dünste
„wegtreiben, und die Luft wieder gesund machen.
„Auf gleiche Weise wird die Luft in einer Stube,
„die vor dem Zugange aller äußern Luft verwahret
„und verschlossen ist, allmählich voller Dünste, und
„je nachdem deren weniger oder mehr vorhanden sind,

„nachdem wird auch das Athmen mehr oder weniger „erschweret und verhindert. Dahero sind die Oefen „und die neu eingeführten Röhren, welche die Stu„ben heitzen, und in Deutschland besonders üblich „sind, zum Othenschöpfen nicht so gut, als die Ka„mine, worinnen das Feuer durch den Luftzug fort„brennt, und die Dünste aus den Zimmern fortge„schaffet werden, wogegen immerzu frische Luft „hineinkommt.„

Muschenbroek in Addit. ad Observ. et Exp. Acad. del Cimento, von S. 117 bis 120 beweiset weitläuftig, daß eine schwere und dicke Luft, aus Mangel an Elasticität, Menschen und Viehe endlich tödtlich sey, wiewohl dem Ansehen nach viele Thiere, ohne merklichen Schaden, geraume Zeit darinnen zubringen, und daß die aus den Menschen und Thieren aufsteigenden Dünste selbst der Luft die Elasticität benehmen, und sagt daselbst; „Wir müssen also „daraus schließen, daß unsre eignen Dünste uns, und „die Ausdünstungen der Thiere ihnen schädlich sind, „wie ein Gift; und wir verstehen, warum die Tau„cher, die in einer Glocke, in einem Faße, oder in „einem andern Gefäß ins Wasser gelassen werden, „beständig frische Luft zu ihrer Erquickung bekommen „müssen, wenn sie ohne Noth Othem schöpfen sollen; „ingleichen, warum die Bergleute, die in tiefen Gru„ben arbeiten, über Beklemmung klagen, wenn die „Gruben nicht immerzu durch Blasebälge oder andre „Maschinen, die frische Luft hineinbringen, gereini„get, und die Dünste fortgeschaffet werden.„

Hätte Drebbels, ein holländischer Bauer, der große Kenntnisse in der Experimentalphysik besaß, Carl dem Ersten, König in Engelland, oder dem Robert Boyle, der diese Geschichte in seinen Schriften erzehlet, anzeigen wollen, auf was für eine son-

derbare Weise er die Luft von zwölf Personen, die in einem Kahne unter dem Wasser hinführen, und die Luft durch ihre eignen Ausdünstungen verunreinigen mußten, so zu reinigen gewußt hätte, daß sie zum Othenholen geschickt bleiben mußte, so wüßten wir nicht nur ein großes Geheimniß, sondern auch mehr zuverläßiges von einer Eigenschaft der Luft, die uns, wo nicht völlig unbekannt, doch wenigstens nicht zuverläßig bekannt ist, wie nämlich das Othenschöpfen erleichtert, und im Gegentheil, wenn die Luft diese Eigenschaft nicht mehr besitzet, erschweret, oder ganz unmöglich gemacht wird. Er ist aber gestorben, und weder der König, noch die gelehrte Welt, noch auch sein Eydam, ein Arzt, hat sein Geheimniß erfahren.

So viele und so wichtige Versuche der Philosophen und Aerzte überzeugen uns demnach, daß eine schwere, heiße, dunstreiche und unveränderte Luft allen lebenden Geschöpfen schädlich sey, wiewohl wir eigentlich nicht genau wissen, worinnen das schädliche einer eingeschlossenen Luft bestehe; sie überzeugen uns, sage ich, daß eine so beschaffene Luft dergestalt schädlich sey, daß sie das Athmen anfangs schwer, und endlich ganz unmöglich macht. Daraus folget denn nothwendig, daß wenn dergleichen Luft so gar gesunden Personen schadet, ja wohl tödtlich ist, man desto sorgfältiger seyn müsse, daß die Luft, welche Kranke und schwache Personen, die entweder an ihren Lungen vorzüglich, oder nur zufälliger Weise leiden, nicht leicht Othem schöpfen können, und endlich gar an einer Beklemmung sterben müssen, einziehen, von solchen üblen Dünsten gereiniget werde.

§. 8.

Mithin werden die großen Vorzüge, und der Nutzen derjenigen Luft, die wir unsern Kranken in

dem Krankenhause verschaffen, gnüglich bewiesen seyn, und man wird einsehen können, daß wir, besonders dieser Ursache wegen, in der Kur hitziger Krankheiten glücklicher fortkommen, als viele andre, weil wir dafür sorgen. Wir bemühen uns bey hitzigen Fiebern, durch den Gebrauch verdünnender, mit Honig und Salpeter vermischter Getränke, die wir unsern Kranken Tag und Nacht in großer Menge geben, die zurückgetretenen Ausdünstungen wieder zum Vorschein zu bringen, und ihre Wiederkehr ist das erste Zeichen der Kochung.

Wenn aber die Luft feucht und zu heiß wäre, so würde die Ausdünstung unterdrückt und wieder zurückgetrieben werden. In hitzigen Fiebern, sie mögen nun faule oder Entzündungsfieber seyn, ist das leichte Athmen das allerbeste und sicherste Zeichen einer guten Kochung und Krise, nichts aber befördert auch die Kochung und Krise besser, als eine freye und leichte Bewegung der Lungen, und man kann alles gute erwarten, wenn der Othem ohne alle Beklemmung und Schwürigkeit aus- und eingehet, und die Sorgfalt des Arztes muß also vorzüglich darauf gerichtet seyn, dieses auf alle Weise zu befördern. Hippokrates machte in allen Krankheiten so viel daraus, daß er folgende Worte von dem zu hoffenden Ausgange verschiedentlich wiederholet: „Man muß aber wissen und glauben, daß „ein freyes Athenholen sehr viel beyträgt, die Ge„nesung von allen hitzigen Krankheiten zu befördern.„ Und die Erfahrung hatte ihn auch von der Wahrheit dieses Urtheils überzeugt.

Epid. 7. erzehlt er die Krankengeschichte eines Knaben, der die Ruhr hatte, und die Geschichte des Sohns des Cydes: ersterer brachte zwar sehr lange zu, und seine schreckliche Krankheit ist bis zum siebzigsten Tage beschrieben, man ersiehet auch daraus,

daß er so schlimme Zufälle, und zwar deren mehrere gehabt, daß man hätte glauben sollen, er könnte nicht einen davon überstehen; gleichwohl lebte er wieder auf, und genoß, besonders deswegen, weil, wie Hippokrates weiter in der Erzehlung erwähnet, sein Athem so frey war, wie bey einem gesunden Menschen; die Krankheit des zweyten war fürchterlich, und das einzige gute Zeichen bey ihm war, daß sein Athem fast beständig frey und gemäßigt war. Nun aber entziehet eine schwere, dicke und feuchte Luft dem Kranken diese so vorzügliche und heilsame Wohlthat, sie verstopfet seine Lungen, und verursachet Entzündungen darinnen, weil wegen der Verstopfungen der Umtrieb der Säfte heftiger wird, dadurch nimmt nicht allein die Crudität in hitzigen Krankheiten zu, sondern es entstehet, ausser der bereits gegenwärtigen, auch noch eine neue Krankheit, die schrecklicher und gefährlicher ist, als die erste.

Und wenn auch diese den Kranken umgebende schädliche Luft und Dunst ihm an seinen Lungen noch keinen Schaden zugefüget hat, wie gefährlich ist sie nicht auch nur in dem Betracht, daß sie die Feuchtigkeiten, die ausserdem durch die Ausdünstung fortgeschaft werden sollten, nach den Gefäßen des Gekröses zurücktreibt? Diese verursachen dem Kranken eine Menge ungekochter Stühle, die ihn öfters ihrer Schärfe wegen sehr belästigen, kraftlos machen, die Eingeweide entzünden, und den Körper zur Kochung ungeschickt machen.

Schon Hippokrates hat vorlängst vor solcher Luft gewarnet, Galen diese Warnungen bekräftiget, Sydenham und Boerhaave haben sie uns so ernstlich eingeschärfet, und in ihren Schriften mehr als einmal nachdrücklich davon geredet, und wir selbst sind davon aus wiederholten Erfahrungen überzeugt: und es

ist daher eine der vornehmsten Pflichten des Arztes, allen möglichen Fleiß vorzukehren, daß der Kranke vor diesem Unglücke verwahret wird. In unserm Krankenhause sind auch alle Anstalten hierzu mit größter Sorgfalt geordnet, und ich bin überzeugt, daß hauptsächlich die beständige Reinigung der Luft der Grund ist, warum in unserm Krankenhause alles so gut geht, und unsre Kranken dergleichen schlimme Zufälle nicht leicht auszustehen haben.

§. 9.

Man könnte aber vielleicht einwenden, daß die sich in den ersten Tagen einstellenden gelinden Schweiße, die wäßrichten Feuchtigkeiten, für deren Zurücktreten wir so besorgt wären, aus dem Körper schaften, und demnach alle unsre Furcht, daß nämlich die Lungen davon beschweret worden, ein Durchfall oder Ruhr entstehen, die Crudität der Krankheit zunehmen, eine neue Krankheit sich erzeugen, und der Kranke sich in größerer, ja wohl gar Lebensgefahr befinden würde, unnöthig wäre.

Man erlaube mir aber darauf zu antworten, daß eben diese Schweiße, die zu Anfange der Krankheit kommen dürften, der Grund sind, warum wir den Kranken vor aller Luft, wodurch sie gelocket werden könnten, sorgfältig verwahren, weil wir viel üble Folgen davon besorgen.

In Coac. n. 57 schreibt Hippokrates: „Derjenige Schweiß, welcher an einem kritischen Tage das „Fieber hebt, ist zwar allerdings der beste; derjenige „aber, der die Krankheit mildert, ist auch gut.„

Ferner in Prognos. „In allen hitzigen Krankheiten sind zwar diejenigen Schweiße die besten, die „sich an kritischen Tagen einstellen, die aber, wel„ „am ganzen Körper ausbrechen, und eine Erleichte„rung der Krankheit verschaffen, sind auch gut.„

Unsre Bemerkungen an den Krankenbetten bekräftigen die Wahrheit dieser seiner Aussprüche ebenfalls. Wir haben gefunden, daß so wohl diejenigen Schweiße, welche an kritischen Tagen kommen, heilsam und erleichternd sind, als auch diejenigen, welche zwar nicht an einem kritischen Tage, aber doch am ganzen Körper ausbrechen, und dabey die Krankheit leidlicher machen, gut genennet zu werden verdienen: ob wir aber deswegen die durch eine heiße, schwere und dicke Luft getriebenen Schweiße, und die, welche vom Anfange der Krankheit die ganze Krankheit durch fortdauern, für heilsam und gut halten, das ist eine ganz andre Frage? Und wie können wir das thun, da uns die Erfahrung, die wir zwar nicht an unsern Kranken gemacht, sondern nur an fremden gesehen haben, das Gegentheil lehret, und da die Bemerkungen des Hippokrates uns eines ganz andern überzeugen.

Epid. 1. sagt er vom Erasinus, der am fünften Tage seiner Krankheit starb, er habe vom Anfange des Fiebers, bis an seinen Tod, in beständigen Schweißen gelegen. Epid. 3. erzehlt er von dem vierten Kranken, der an einer Hirnentzündung lag, er habe gleich den ersten Tag beständig über den ganzen Leib heftig geschwitzet, und so auch den zweyten und dritten Tag, dabey andre gefährliche Zufälle gehabt, und den vierten Tag nicht überlebet. Und wenn er Epid. 7. den Grund angeben will, warum die Frau des Eurenus am siebenten Tage, als ihr Fieber nachgelassen hatte, gestorben wäre, so findet er ihn darinnen, weil sie vom Anfange ihrer Krankheit; bis in die Mitte derselben, am ganzen Leibe geschwitzet hätte. Der Sohn des Nicolaus mußte den siebenten Tag sterben, und Hippokrates giebt als Ursache seines Todes an, daß er ausser andern bedenklichen Zufällen,

zu der Zeit, als seine Krankheit noch roh war, zweymal Schweiße gehabt hätte.

Epid. 1. erzehlt er, Philiscus wäre den sechsten Tag unter kalten Schweißen gestorben, weil er den ersten und dritten Tag, da die Krankheit noch roh war, in Schweißen gelegen hätte. Dergleichen Bemerkungen gaben dem H. den Stoff zu seinen praktischen Regeln: und aus eben der Quelle ist die Regel Prorrh. I. text. 58. geflossen: „Häufige „Schweiße in hitzigen Krankheiten sind ein schlimmes „Zeichen;„ und die Coac No. 574: „Derjenige „Schweiß, der zugleich mit dem Fieber ausbricht, „ist ein böses Zeichen.„

Epid. 2. Sect. 2. giebt er den Grund davon mit deutlichen Worten an: „Diejenigen Ausleerungen, „welche gute Krisen seyn sollen, dürfen nicht gleich „vom Anfange der Krankheit geschehen.„ Und warum nicht? „Krisen, die zu der Zeit erfolgen, wenn „die Materie der Krankheit noch roh ist, verursachen „Rückfälle, und wenn auch diese nicht, doch schlimme „oder gar keine Krisen; ja wenn die Ausleerungen „zu stark sind, so zeigen sie Gefahr an.„ Epid. 2. gleich vom Anfange versichert er, die frühzeitigen Schweiße taugten nichts, sie möchten nun entweder von der Beschaffenheit der Krankheit, selbst bey trockner Witterung, oder von heißer und feuchter Witterung entstehen. „Wenn das Wetter sehr heiß „und trocken ist, so ist die Krise der Fieber, wenn „auch nicht zur Unzeit Schweiße kommen, nicht so „leicht zu erwarten; wenn aber während dem Fieber „feuchte Witterung und Regen eintritt, so fällt der „Kranke gleich vom Anfange eben dieser Fieber in „Schweiße, und die Krise erfolgt nicht so leicht, „doch noch leichter und eher, als in dem Falle, wenn „es die Natur und Beschaffenheit der Krankheit selbst

„verursachet, daß der Kranke zur unrechten Zeit in „heftige Schweiße verfällt.„ In allen Hippokratischen Schriften findet man eine einzige Ausnahme von dieser Regel. Epid. 7. Aegr. 8. Dieses ist der Timochares, der am dritten Tage einen kritischen Schweiß bekam, weil er in gesunden Tagen leicht schwitzte.

Boerhaave sagt daher Aph. §. 715. 716. sehr richtig: „Ein anhaltender Schweiß zu Anfange einer „hitzigen Krankheit, zumal wenn die Ursache derselben etwas hartnäckig ist, beraubet das Blut seiner „flüßigsten Theile, macht es dicke und unbeweglich, „verursachet tödtliche Verstopfungen, und alle verdünnende und auflösende Arzeneyen wollen nachher „nicht leicht in das Blut wirken: und daraus können „fast alle Gattungen von hitzigen Krankheiten entstehen.„ Wer hierüber die herrlichsten Erläuterungen wissen will, lese die Kommentarien des Barons von Swieten über diese Stellen nach.

Daraus folget, daß der Schweiß in hitzigen Krankheiten nie etwas Gutes bedeute, ausser wenn er ein Zeichen der Kochung, oder eine Krise ist. Und da diejenigen Schweiße, wovon wir itzt reden, keines von beyden sind, so ergiebet sich von selbst, daß die Luft, welche sie befördert, schädlich seyn müsse.

Die Liebhaber solcher Schweiße überlegen auch nicht, von welcher Beschaffenheit dieselben sind, und wie verschieden von ihnen die Ausdünstung sey. Bey gesunden Personen ist die letztere eine Folge ihrer guten Gesundheit, der erstere aber eine Schwäche. Wer leicht schwitzt, ist schon nicht völlig gesund, und hätte Ursache Arzeneyen dagegen zu brauchen; denn die Ausnahme, die Hippokrates oben beym Timochares machte, gehört unter die sehr seltenen Fälle. Die Schriften der

Alten abgerechnet, finde ich in Neuern keine schicklichere Stelle davon, als beym Boerhaave Inst. §. 425. „Gesunde Leute schwitzen nicht leicht, ausser wenn sie „im Gebrauche der sechs nicht natürlichen Dinge „einen Fehler gemacht haben. Eigentlich taugt der „Schweiß nie etwas, und nur zufälliger Weise ist er „mannigmal nützlich und heilsam.„

Weil demnach eine gelinde Ausdünstung zu allen Zeiten, in kranken so wohl als gesunden Tagen, dem Körper zuträglich ist, der Schweiß hingegen bey gesunden Personen nie zum Ausbruche kommt, als wenn sie im Gebrauche der sechs nicht natürlichen Dinge einen Fehler begangen haben, mithin die Ursache desselben allemal der Gesundheit zuwider ist, und da er endlich in Krankheiten nie etwas nützt, als zufälliger Weise, wenn er nämlich entweder zur Kochung der Krankheit gehöret, oder eine wirkliche Krise ist: so läßt sich leicht begreifen, daß derjenige Schweiß, der durch eine feuchte und heiße Luft getrieben wird, in hitzigen Krankheiten allzeit höchst schädlich sey.

Und wenn unsere Kranken, die an hitzigen faulen Fiebern liegen, auch wirklich erleichternde oder kritische Schweiße bekommen, so haben wir sie gewiß auf keine Weise getrieben. Denn Hippokrates hat uns gelehret, die Natur weder zum Schweiße, noch zu Stühlen, noch zum Urin, noch zu andern Ausleerungen zu zwingen, daher wir sie nur durch dienliche Speisen, Getränke und Arzeneyen leiten, und ihr bey derjenigen Ausleerung, die sie selbst erwählt, behülflich sind: und das zwar dadurch, daß wir die Kräfte, die zu einer guten Kochung nöthig sind, zu erhalten, und die Wege, auf welchen sie die Ausleerung unternehmen will, offen zu erhalten, und in so eine Verfassung zu bringen suchen, daß die Natur, sie wähle nun welchen sie wolle, nirgends

ein Hinderniß findet, die Materie der Krankheit aus dem Körper zu schaffen. Meine Schüler werden niemals gesehen haben, daß irgend jemand im Anfange einer hitzigen Krankheit irgend ein Ausleerungsmittel gereichet worden ist, und in der Folge haben sie bey Eintretung der guten Krise erfahren, daß wir recht gethan hatten. Und wenn ihnen in den letzten Jahren bey uns öfters Fälle vorgekommen sind, wo die Krisis durch Schweiße erfolgte, und wo die Schweiße einen oder etliche Tage die einzige Krisis waren, nachher aber auch andre Ausleerungen sich darzugesellten, so werden sie doch keinen Fall anführen können, wo die Schweiße von uns getrieben worden wären.

§. 10.

Da wir aber hier vom kritischen Schweiße, und zwar von einem solchen, den nicht nur Hippokrates gut heißt, sondern den auch die größten Aerzte heilsam gefunden haben, reden, so müssen wir noch eines doppelten dabey vorkommenden Fehlers gedenken: den einen begehen diejenigen, die in der Meynung stehen, man müsse bey allen hitzigen Krankheiten, entweder so lange sie dauren, oder wenigstens um die Zeit der Krise herum, Schweiße zu befördern suchen: den andern die, welche schlechterdings nicht zugeben wollen, daß der Schweiß jemals in hitzigen Krankheiten gut sey, und behaupten, Hippokrates habe sie in keinem Falle für etwas gutes angesehen.

Daß das erste ein Fehler sey, haben wir bereits durch das Beyspiel und durch die Regeln des Hippokrates, und durch unsre eignen Erfahrungen sowohl, als durch die Erfahrungen der Aerzte aller Zeiten bewiesen, und daß das andre nicht recht sey, wird unsers Ermessens durch eben die Gründe, als das erste, dargethan werden können. Nur eines sey uns noch

vergönnet, hinzuzusetzen, daß es nämlich eben so unrecht ist, ob man alle hitzige Krankheiten durch kritische Schweiße curiren will, oder ob man es durch kritische Stühle, oder durch kritischen Urin zu thun sich vornehmen wollte: und da dieses nicht nur allen praktischen Regeln und Erfahrungen zuwider seyn würde, sondern auch deutlich in die Augen fällt, daß es ganz widersinnig wäre, so bleibt nichts weiter übrig, als hierinnen allemal der Anleitung der Natur zu folgen.

Was den zweyten Fehler anbelangt, so kann ich gar nicht begreiffen, wie es möglich gewesen, daß sonst gelehrte Männer sich haben können einfallen lassen, zu leugnen, daß auch durch Schweiße heilsame Krisen geschehen können, und daß in des Hippokrates Schriften nirgends Fälle angeführt wären, wo die Schweiße vollkommene und gute Krisen gemacht hätten. Wer sollte sich das von dem Freind, einem gelehrten und in griechischen Schriften belesenen Manne, denken?

Der Herr von Haller hat ihn in seinen Noten über das Boerhaavische Kapitel vom Schweiße, gar herrlich widerlegt, wenn er daselbst sagt: „Freind „ist zu voreilig, wenn er behauptet, man finde in „des Hippokrates Schriften schlechterdings keine Beyspiele von kritischen Schweißen, wie er in seinen „Erläuterungen über Libr. 3. Epid. thut. Ich finde „nicht nur in den theoretischen Schriften desselben der „kritischen Schweiße erwähnet, Aph. IV, 36. περὶ „κρίσεων §. 1. Coac. 4. Tract. 2. §. 1. sondern auch „Beyspiele davon angeführt, z. E. Epid. 2. §. 3. „in einem epidemischen hitzigen Fieber, Epid. 3. „aegrot 6. bey einem andern hitzigen Fieber, eben„daselbst in der achten Erzehlung einer Brustentzün„dung, und noch in diesem Buche in der zehnten bey

„einem nachlassenden Fieber. Und überhaupt sind „zwar die Schweiße zu Anfange hitziger Krankheiten „nichts nütze, weil sie dem Blute die so nöthige wäs„serige Feuchtigkeit entziehen, und gleichwohl den „Grund der Krankheit nicht mindern. Coac. 1. §. 3. „Wenn aber nebst den Schweißen, ohngefähr den „siebenten Tag einer hitzigen Krankheit, sich Zeichen „der Kochung im Urin äussern, und die Schweiße „über den ganzen Körper ausbrechen und anhalten, „so sind sie allerdings kritisch und heilsam.„ Sie sind es aber nicht allein am siebenten Tage, sondern auch an allen andern kritischen Tagen, wie uns die nach des Hippokrates Zeiten von den Aerzten gemachten Bemerkungen überzeugen.

Ein noch neuerer Schriftsteller, als Freind, stimmet selbigem hierinnen nicht nur bey, sondern unterfänget sich auch, aus Aph. 8. n. 4. zu beweisen, daß die Schweiße in hitzigen Krankheiten schädlich und gefährlich sind. In dieser Stelle sagt Hippokrates: „Die an kritischen Tagen entstehenden heftigen und „schnellen Schweiße sind gefährlich, so wie die, wel„che tropfenweise, wie Wasserquellen an der Stirne „ausbrechen, sehr kalt sind, und oft vergehen und „kommen. Denn so ein Schweiß bricht mit Heftig„keit aus, strengt die Kräfte der Natur zu sehr an, „und dauert gemeiniglich lange.„

Wenn auch Hippokrates in allen seinen Werken nirgends von Schweißen etwas gesagt hätte, so könnte man doch wahrhaftig diesen Aphorismen nicht so auslegen, wie ihn der berühmte Bordeu ausleget. Allerdings verwirft Hippokrates in diesem Aphorismus diejenigen Schweiße, die an einem kritischen Tage ausbrechen, wenn sie von böser Beschaffenheit, oder zu stark sind, d. i. alle heftige, schnelle, ungleiche, zu dünne und kalte Schweiße; verwirft er aber deshalb alle Schweiße, als schädlich? Keines-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0064
DFG

weges, vielmehr folget daraus, indem er diese verwirft, es gebe auch gute und heilsame; so wie wir wissen, daß es gute Münzen giebt, weil wir auch falsche haben. Wenn der Beweis des Bordeu etwas gälte, so würde daraus folgen, daß Hippokrates alle kritische Ausleerungen verwürfe; denn er sagt ausdrücklich in seinen Aphorismen, und in allen seinen Schriften, alle Ausleerungen durch den Urin, durch Stühle, alle Blutflüße u. s. f. wenn sie auch an einem kritischen Tage erfolgten, taugten nichts, wenn sie von übler Beschaffenheit wären; ich weiß also gar nicht, was man eigentlich bey so einer Art zu schließen für eine Absicht habe. Und wenn auch der Sinn dieses Aphorismen, der doch so deutlich ist, ihnen hätte dunkel scheinen können, würden nicht hundert andre Stellen im Hippokrates diese Zweifel gehoben haben, wenn sie selbige nachgelesen hätten?

§. 11.

Zum Schlusse dieses Abschnittes muß ich noch erinnern, daß ich die Regel: unsre Kranke, die an hitzigen oder Entzündungskrankheiten liegen, bekommen so lange ihre Krankheit noch roh ist, unter keinem Vorwande abführende Arzeneyen, nicht so verstanden wissen will, als ob wir solchen Personen, die eine Quetschung am Kopfe, oder einen Schlagfluß bekommen haben, und dabey am hitzigen Fieber krank liegen, oder solchen, die eine heftige Entzündungsbräune, oder Geschwüre in der Kehle haben, vom Anfange keine Abführungsmittel verordneten; nein, denn diese bekommen zuverläßig welche, weil die Erfahrung lehret, daß in solchen Fällen nie eine Kochung oder Krise zu erwarten sey, ehe und bevor die Menge der Säfte überhaupt im ganzen Körper, und insbesonan dem leidenden Theile, durch widerholte Aderlässe und Laranzen, größtentheils fortgebracht worden ist,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0065
DFG

und bis die Natur dadurch neue Kräfte erhält, die Materie der Krankheit gehörig zu kochen. Denn hier erfolget gerade das Gegentheil von andern gemeinen hitzigen oder Entzündungsfiebern, wobey die abführenden Arzeneyen die Kochung verhindern und die Krise stören; wie allen Aerzten, die nach der Methode des Hippokrates kuriren, aus der Erfahrung bekannt ist; denn diese ganz allein, nicht aber etwa gekünstelte Schlüsse, ist hierinnen ihr Lehrmeister gewesen.

§. 12.

Zum andern bitte ich, unsere Regel nicht so auszulegen: als ob wir auch in gewissen epidemischen Krankheiten, bey denen man bemerkt hätte, daß Brechmittel, oder Purganzen, oder schweißbefördernde Arzeneyen vom Anfange erforderlich wären, und daß bey Hintansetzung derselben entweder die Krankheit gefährlicher würde, oder eine andre Krankheit daraus entstünde, oder die Kranken gar draufgiengen, unsern Kranken diese Mittel nicht gäben.

Unser großer Lehrer, dessen Methode wir folgen, hat uns mehr als zu deutlich gelehret, daß man den Ursprung und die Natur epidemischer Krankheiten genau untersuchen, und die Arzeney nach ihrer besondern und eigenthümlichen Beschaffenheit einrichten müsse, jedoch unter der Bedingung, daß, so bald die Krankheit ihren epidemischen Charakter abgelegt habe, man sie wiederum nach der alten Methode behandle.

§. 13.

Zum dritten muß ich denen antworten, welche den Einwurf machen: Die Aderlaß, die wir doch so oft verordnen, sey ja eine von den vornehmsten Ausleerungen der Säfte, und da fast in allen hitzigen

Krankheiten selbige, auch öfters zu wiederholten malen, mit dem größten Nutzen angestellet würde, so sey daraus offenbar, daß die Furcht abführende Mittel deswegen nicht zu geben, weil sie die Natur stören sollten, völlig ungegründet und unnöthig sey. Diejenigen, welche so schließen, erwägen zuförderst die Ursache nicht, warum man Ader läßt: damit nämlich das Blut, welches entweder in Ansehung der Menge, oder in Rücksicht auf die innere Mischung so beschaffen ist, daß der Umlauf desselben nicht in gehöriger Ordnung vor sich gehen, und keine Absonderung und Krise zu Stande kommen kann, wiederum so frey, wie vor der Krankheit, im Körper umgetrieben, das Gleichgewicht zwischen den Gefäßen und Säften wieder hergestellet, und die Kochung des Krankheitstofs so wohl, als die Ausführung der gekochten Materie zu Stande gebracht werde. Sie bedenken zweytens nicht: daß die Erfahrung ganz allein augenscheinlich gelehret habe, daß die Ausleerung, die durch Aderlassen geschiehet, in dem Maaße geschehen könne und müsse, daß das Gleichgewicht zwischen den festen und flüßigen Theilen dadurch wieder hergestellet werde, und daß eben diese Wiederherstellung des Gleichgewichtes die Kochung der Krankheitsmaterie zu Stande bringt, da hingegen alle übrige Ausleerungen, anstatt daß sie dieses bewirken sollten, vielmehr größere Unordnungen in Ansehung des Gleichgewichts machen, und daher die Kochung selbst verhindern.

Mit denenjenigen, welche diese unsre Beantwortung durch ausgesünstelte und grillenhafte Gegeneinwendungen zu entkräften sich unternehmen wollen, haben wir nicht Lust, uns in einen weitern Wortwechsel einzulassen, weil unserer Meynung nach, die Handlungen der Natur sich deswegen nicht ändern, wenn man auch gleich allerhand witzige und ausgegrübelte Zweifel darwider machet. Rühmen sie sich end-

lich ihrer, durch eine dieser entgegengesetzten Methode bewirkten Kuren, so antworte ich ihnen darauf, mit Sydenhams Worten: Dergleichen Praler mögen nämlich erst eine richtige Berechnung der bey beyden Methoden geretteten Kranken machen, ehe sie sich ihrer Kuren rühmen; ja ich kann ihnen kühnlich eben das zur Antwort geben, was Rüisch denen, die seinen Erfindungen durch das Einspritzen keinen Glauben beymessen wollten, aus der Heil. Schrift erwiederte: Kommet und sehet.

§. 14.

Die Einwürfe haben aber noch kein Ende. Man beschuldiget nämlich unsre Methode eben des Fehlers, den wir an andern tadelten, und sagt, unser Honig, unsre eingekochten Säfte von allerhand Obst und Früchten, unser Salpeter, unsre gekochten oder gebratenen Pflaumen und Aepfel machten flüßige Stühle, Bewegungen in der rohen Materie der Krankheit, und störten also die Kochung und die Krise.

Von diesem Vorurtheile können sich aber diese Herren sogleich befreyen, wenn sie auf das acht haben, was uns eine lange Erfahrung hiervon gelehret hat. Der Honig und die Säfte von allerhand Obst und Früchten, wenn sie in einer großen Menge gemeinen oder abgezogenen, oder mit schleimichten und mehlichten Dingen abgekochten Wassers aufgelöset werden, besitzen eine fäulnißwidrige Kraft, und da sie sogleich in den ersten Wegen faule Säfte antreffen, und sich damit vermischen, so verändern und verbessern sie selbige, und verwandeln sich zusammen in ein Mittelsalz; und weil nun eine solche Menge wäßeriger Getränke immer von neuen darzukommt, so verliert dieses Salz beynahe seine ganze Reizbarkeit; das schon zu dick gewordene Blut löset sich dadurch nach und

nach unmerklich auf, und gehet ohne alle Unruhe entweder durch den Stuhl, oder durch den Urin, oder auf einem andern Ausleerungswege aus dem Körper fort.

Die tägliche Erfahrung lehret uns sogar, daß, wenn Kranke, welche in den ersten Tagen ihrer Krankheit da sie noch roh ist, Brechen oder Durchfall haben, in unser Krankenhaus gebracht werden, und diese Getränke fleißig trinken, beydes sich so verliert, daß die Uebelkeiten sogleich aufhören, das Brechen und der Durchfall aber sich in kurzem entweder vermindern oder aufhören, oder sich auch in kritische Ausleerungen verwandeln. Was den Salpeter anbelangt, so versichern wir, daß wenn er in dem Verhältniß mit Wasser, wie wir ihn verordnen, nämlich wie eins zu dreyhundert vier und achtzig, oder zu einem Quentgen unter ein Maaß Wasser, gegeben wird, er auf keine Weise etwas von seinem Reize behält, sondern nichts weiter thut, als die dicken Säfte verdünnet und abkühlet: und daß daher auch die ungekochten Säfte auf diese Art in keine Bewegung gesetzt werden, wiewohl die Kranken in hitzigen Fiebern innerhalb vier und zwanzig Stunden zuweilen drey Kannen abgekochten Hafertrank, und in diesem Getränk drey Quentgen Salpeter zu sich nehmen. Sobald aber das Fieber sich vermindert, und zumal die Stühle etwas flüßig zu werden anfangen, so gebe ich den Salpeter entweder in kleinen Dosen, oder ich lasse ihn ganz weg.

§. 15.

Man erwiedert ferner: das heiße Getränk sowohl, als die große Menge die unsre Kranken bekommen, treiben Schweiße zu der Zeit, wenn die Krankheit noch roh ist, schwächen überdem die Fasern des Magens und der Därme, und entkräften das ganze System der Gefäße dergestalt, daß die Fasern derselben

zur Kochung der Materie der Krankheit ungeschickt werden, und die Krankheit sich entweder in die Länge verziehe, oder eine andre Krankheit daraus entstehen, oder der Tod selbst unvermeidlich erfolgen müsse.

Aber diejenigen, die dieses vorbringen, sind auf die Natur der Krankheit gar nicht aufmerksam. In hitzigen Krankheiten entstehet die Schwäche der Fasern von der Verstopfung der Absonderungswerkzeuge; denn die Nerven derselben empfangen von dem Gehirn, woraus die Nerven entspringen, dasjenige was die Kraft zur Kochung, Bewegung, Absonderung und Nahrung giebt, entweder nicht in erforderlicher Menge, oder wohl gar nicht: und wenn diese Verstopfung länger dauert, so werden sie so unwirksam, daß der Umlauf der Säfte, und mit diesem das Leben aufhöret. Unter diesen Umständen siehet man gar leicht ein, daß durch verdünnende und auflösende Getränke und Arzeneyen die dicken ungangbaren Säfte verdünnet, die gespannten kleinen Gefäße von ihrer Spannung befreyet, mithin, da die verstopften Gefäße wieder geöfnet werden, die Schwäche nothwendig vermindert, und die gesunkenen Kräfte wieder gehoben werden müssen.

Wir sehen dieses bey unsern Kranken täglich. Bey, und nach einigen Aderlässen steigen bey denjenigen, die wir im übrigen nach der beschriebenen Methode behandeln, die zur Kochung, Bewegung, Absonderung und Ausführung erforderlichen Kräfte immer mehr und mehr, und oft findet sich schon während der Kochung die Lust zum Eßen wieder ein, die Kranken lernen im Bette aufsitzen, und wenn wir sie herausnehmen, so dauren sie länger auf, als es zum Bettemachen nöthig wäre.

§. 16.

Sollte jedoch unsre Hippokratische Methode gleichwohl einem und dem andern noch nicht ganz gefallen

wollen, so thue man mir nur den Gefallen, und überlege, wie man itzt bey der Einimpfung der Blattern die Kranken behandelt, so wird man die Vorzüge unsrer Methode sonnenklar einsehen können. Pflegte man zu den Zeiten unsrer Väter und auch zu unsrer Zeit nicht diejenigen, die die natürlichen Blattern bekamen, in wohlverwahrte Stuben einzusperren, unter schwere Betten zu stecken, fein warm anzuziehen, alle Vorhänge vor dem Bette fest zuzumachen, weder die Betten noch die Wäsche und übrigen Anzug zu wechseln, und das vom ersten Ausbruche der Blattern an bis dahin, wenn die Schuppen abfallen? Die eingepfropften Blattern im Gegentheil werden so behandelt, daß der Kranke fast nie sich ins Bette legen darf, und in der freyen Luft herumgehet: und wenn man eine Berechnung macht, wie viel bey jeder von diesen beyden Arten der Behandlung draufgegangen sind, ergiebet sich nicht offenbar, daß die alte Methode viel mehreren Menschen das Leben gekostet hat, als die neuere? Und lieget nicht klar am Tage, daß seit ohngefähr achtzig Jahren, seitdem man die Blattern so wohl, als andre hitzigen Krankheiten, nach der Vorschrift des Boerhaave und Sydenham, zu behandeln angefangen hat, wodurch, wie Sutton und Dimsdale selbst bekennen, der Grund zu der Methode, die eingepfropften Blattern zu behandeln, geleget worden ist, unzählich mehr Menschen lebendig geblieben und vollkommen kuriret worden sind, als vordem bey der alten Methode? Bey der gewissen Ueberzeugung, daß dieses alles wahr und gewiß sey, wird niemand länger Anstand nehmen können, unsre Methode zu billigen und ihren großen Nutzen einzusehen.

§. 17.

Viele junge Aerzte aus verschiedenen Ländern, welche, ehe sie selbst zu prakticiren anfangen, nach

Wien kommen, und ein oder ein paar Jahre meinen Vorlesungen beywohnen, überzeugen sich von dem Nutzen der Hippokratischen Methode, wenn sie an den Krankenbetten die Vorzüge derselben mit Augen sehen; und wenn sie in ihr Vaterland zurückkommen, so kuriren sie nach selbiger, und preisen ihr Lob, wie ich durch viele Zeugnisse darthun kann.

David Macbride hat eine sehr nützliche Abhandlung, worin ich die Bestätigung dieses Lobes gefunden habe, vor kurzem herausgegeben, und im nächstfolgenden Kapitel werde ich Gelegenheit nehmen, von diesem Buche etwas mehreres zu sagen. Im Kapitel vom Scorbut sagt er: „Ich werde bey Abhandlung der „Kurart dieser Krankheit, so viel es die Lage und Umstände der Sache erlauben, jene glückliche Methode „des Herrn von Haen in Wien nachahmen.„

„In den sogenannten hitzigen, anhaltenden und „faulen Fiebern ist seine Methode einfach, nach dem „System des Boerhaave eingerichtet; (eigentlich nach den Grundsätzen des Hippokrates, welche Sydenham und Boerhaave weitläuftiger und vollständiger ausgeführt haben). „Sie bestehet darinnen, daß er „seinen Kranken Schleime oder Breye von Hafer und „Gerste, mit Honig versüßt, dünner oder stärker „zubereitet, nachdem sie zur Speise oder zum Getränk „dienen sollen, in Menge verordnet: auch verbietet „er dünne Fleischbrühen nicht. Will aber bey diesen „mit Honig versetzten mehlichten Speisen und Getränken der Stuhlgang nicht ordentlich erfolgen, so „vermischt er sie mit Weinsteinrahm und Salpeter. „Alle seine Mittel bestehen aus frischen gährenden „Dingen, z. B. Blumen, Blättern und Wurzeln, „die saftreich sind, aus reifen Obst und Gartenfrüchten, woraus er Aufgüsse, Dekokte u. d. gl. machen „läßt, wie es die Natur dieser Mittel verstattet. Was „er unter dem Titul Herzstärkender Mittel begreifet,

„sind eigentlich nicht dergleichen, sondern Dekokte von „Brod, die er im Sommer mit frischen reifen Obst „und Früchten, und im Winter mit Säften und Sy„rupen, die daraus gekocht worden sind, wirksam und „lieblich macht. Auch bedienet er sich oft des unge„waschenen schweißbefördernden Spiesglases und der „Mittelsalze. Hergegen giebt er seinen Kranken von „jenen unnützen und schädlichen Mixturen, deren man „in Deutschland die Menge antrift, nie etwas.„

„Beym Gebrauch aller dieser Mittel, die sich durch „die Einfachheit eben so sehr, als durch ihren angeneh„men Geschmack empfehlen, hat der Herr von Haen „bemerket, daß der Ekel und die Uebelkeiten, die im An„fange hitziger Krankheiten eine große Plage der Kran„ken sind, sich in kurzen vermindern, so daß er fast nie „ein Brechmittel zu geben genöthiget ist. Auch werden „seine Kranken von der Plage des unauslöschlichen „Durstes durch diese verdünnenden, süßen und seifen„haften Getränke viel geschwinder befreyet. Ferner „wird die faule Schärfe, die der Grund der Krankheit „ist, durch Beyhülfe dieser Mittel gleich vom Anfange „an eingewickelt und verändert, die Absonderungen, „die unordentlich waren, in der Geschwindigkeit wie„der in Ordnung gebracht, und die ganze Masse der „Säfte vor der Fäulniß und Auflösung verwahret. Man „findet daher in seinem Krankenhause gar wenig Haut„ausschläge, welche ihren Entstehungsgrund in der Auf„lösung der Säfte haben; eben so wenig findet man hef„tiges Erbrechen, schlimme Durchfälle u. d. gl. weil die „scharfe Materie in Zeiten milder worden ist, und nicht „selten haben seine Kranken schon während dem Fieber „wieder guten Appetit.„

So viel aus der Macbridischen Schrift.

Zweytes Kapitel.

Erklärung der Ursachen, warum ich die physiologische und pathologische Erläuterung meiner Heilmethode, die Herr Macbride übrigens rühmet, nicht annehmen könne.

Inhalt.

In der Vorrede wird Macbride's Erklärung von den Kräften der Nahrungsmittel, Getränke und Arzeneyen, die unsere Kranken im Krankenhause bekommen, geprüft, und überhaupt vorläufig eingeschränkt.

Erster Abschnitt. Weil bey dieser Erklärung Fäulniß und Gährung, zwey dem Stof der Wirkung und dem Erfolge nach ganz verschiedene Dinge, mit einander vermengt, und für eine und dieselbe Erscheinung ausgegeben werden, so wird eine Prüfung dieses Satzes beyläufig angestellt.

Zweyter Abschnitt. In Ansehung der Luft, welche allein die Bestandtheile unsrer Körper zusammenhalten soll, weicht Macbride ganz vom Boerhaave ab; so wie auch bewiesen wird, daß Haller, den er vornämlich als einen Gewährsmann seiner Meynung anführt, keinesweges mit selbiger übereinstimme, da er vielmehr neben der Luft noch den thierischen Leim als ein Bindemittel annimmt. Ursachen, warum man dieses doppelte Bindemittel annehmen muß.

Dritter Abschnitt. Die Behauptung des Herrn Macbride, daß thierische Substanzen alsdenn in Fäulniß übergiengen, wenn sich die Luft als das Bindemittel ihrer Bestandtheile, von ihnen abscheidet, wird widerlegt, und zugleich auch, da er die athmosphärische Luft keinesweges als Ursache, sondern vielmehr als Verhütungsmittel der Fäulniß angesehen

wissen will, der Ungrund dieser Meynung aus den Schriften Cäsars, Magati, Boylens, Boerhaave's, und der Königl. Pariser Academie der Wundärzte, ja aus verschiedenen Stellen seines eignen Werks dargethan.

Vierter Abschnitt. §. 1. Das Macbridische System von der weinigen, sauren und faulen Gährung in den ersten Wegen der Thiere wird geprüft und gefolgert, daß zwar ein Anfang der Gährung geschehe, selbige aber nicht anhalten und vollendet werden könne, weil alle diejenigen Umstände dabey fehlen, die zur Unterhaltung einer angefangenen Gährung erfordert werden. §. 2. Dieses wird aus Boerhaave's und Hallers Schriften dargethan, und die widersinnigen Folgerungen erläutert, auf die man nothwendig bey Annehmung des Macbridischen Systems kommen würde. §. 3. Macbrides Meynung, daß die entwickelte Luft in dem thierischen Körper keine schädlichen, sondern eher nützliche Wirkungen hervorbringe, ist schon längst vom Hippokrates, Sydenham, Boyle und Boerhaave widerlegt worden. Etwas über die Gallenruhr, die Macbride nicht oft gesehen zu haben scheint. §. 4. Die Fieberrinde, welche nach dieses Schriftstellers Behauptung viel fixe Luft enthalten soll, scheint seinen eignen Versuchen zufolge, ihre Fäulnißwidrige Kraft einem ganz andern Bestandtheile zu verdanken zu haben.

Fünfter Abschnitt. §. 1. Macbride gründet die Heilart des Skorbuts auf jene obgedachte Gährungstheorie. Kurze Wiederholung desjenigen, was ich im achten Theile dieses Werks von der Natur und Kur dieser Krankheit gesagt habe. Man scheint nicht darauf gedacht zu haben, daß der Skorbut in vielen Fällen bey einerley Kranken, und in den nämlichen Schiffen so wohl durch alkalescirende, als durch

säuerliche Pflanzen geheilt worden ist, und in diesen Fehler ist auch Macbride, und ein neuerer Schriftsteller, Nathan Hulme, verfallen. Ihre Meynung widerlegt sich von selbst, wenn die Unmöglichkeit einer vollständigen Gährung im menschlichen Körper im vierten Abschnitt hinlänglich widerlegt ist. §. 2. Wird dargethan, daß, wenn man eine solche Gährung annehmen wollte, daraus der ungereimte Satz folgen würde, daß der Seeskorbut etwas ganz unmögliches sey. Wie abgeschmackt diese Behauptung seyn würde, beweisen alle Arten von Speisen, welche die Seeleute zu genießen pflegen. §. 3. Wir befinden uns in einer gänzlichen Unwissenheit, in Ansehung aller körperlichen Geschäfte, die wir nach dem weisen Willen des Schöpfers vollbringen sollen ohne uns derselben bewust zu seyn. §. 4. Der hieraus abgeleitete, zwar dem Anscheine nach wichtige, aber ungerechte Tadel aller anatomischen und physiologischen Kenntnisse wird widerlegt: 1) durch das Beyspiel des Hippokrates selbst, der eben dadurch den Ruhm eines so großen Arztes errungen hat, daß er mit dem Bau und den Endzwecken der Theile des thierischen Körpers bekannt war, und noch größer gewesen seyn würde, wenn er unsre vollkommenen anatomischen und physiologischen Kenntnisse gehabt hätte. §. 5. Daß übrigens hiedurch jener erstere Satz nicht entkräftet wird, erhellet daraus, daß wir bey allen hellern Einsichten in der Zergliederungslehre und Physiologie, dennoch die ersten Ursachen aller Erscheinungen im thierischen Körper nicht ergründen können, sondern nur durch der Erfahrung hier und da etwas einsehen können. §. 6. Dieses wird durch verschiedne aus die Heil- und Naturkunde entlehnte Beyspiele dargethan.

Sechster Abschnitt. Von den Heilkräften des Kalkwassers. §. 1. Empfehlung der hierüber von

Macbride gegebenen wichtigen Erläuterungen, wobey jedoch sein Urtheil von der Art, wie das Kalkwasser auf den Blasenstein wirke, näher geprüft wird. Er nimmt an, das Kalkwasser wirke insofern auf den Stein, als es die fixe Luft, die mehr als die Hälfte seiner Substanz ausmacht, anziehe, und so durch Aufhebung des Bindmittels den Stein selbst auflöse. Daher meynt er auch, man müsse das Kalkwasser nicht mit gährenden, und an fixer Luft Ueberfluß habenden Dingen versetzen, damit es nicht durch Anziehung der in selbigen enthaltenen fixen Luft unfähig werde, die fixe Luft aus dem Blasenstein aufzunehmen. Diese Erklärung wird mit verschiedenen Gegenbeweisen bestritten, welche augenscheinlich darthun, wie unmöglich es sey, daß das Kalkwasser in den Körper kommen, durch die ersten und zweyten Wege gehen, und endlich in die Harnblase gelangen könne, ohne sich unterwegs mit vieler fixen Luft zu sättigen; woraus denn also folgt, daß nach der Theorie des Verfassers selbst, das Kalkwasser nie die fixe Luft des Blasensteins würde anziehen, und selbigen auflösen können. §. 2. Aeltere und neuere Versuche, die ich mit dem Blasenstein ausserhalb dem Körper angestellt habe, und welche die Macbridische Meynung hierüber ganz zu entkräften scheinen. §. 3. Versuche, welche Littre in Befolgung eines Auftrags von der Königl. Pariser Akademie über diesen Gegenstand angestellt hat, und welche der Macbridischen Theorie ganz entgegen zu seyn scheinen. §. 4. Die Wirkung des Kalkwassers auf den Blasenstein scheint auf einem ganz andern Grunde zu beruhen, und sich nicht so wohl durch Auflösung, als vielmehr durch Einwickelung desselben zu äußern. Verschiedne von mir und andern Aerzten angestellte Versuche, welche dieses zu beweisen scheinen. §. 5. Hieraus erhellet, wie wahr

es sey, daß wenige Versuche zur Erweisung physischer und medicinischer Lehrsätze nicht hinreichend sind, und oft, wären ihrer auch wohl mehr als hundert, noch nicht allen Zweifel aus dem Wege räumen können. §. 6. Vorschriften zu behutsamer Anstellung der Versuche. Zum Schluß noch etwas zum Lobe des Herrn Macbride, und einiger andrer Schriftsteller.

Vorrede.

Die deutliche und aufrichtige Erklärung meines Heilverfahrens, das ich bey hitzigen und Entzündungskrankheiten in unserm Krankenhause befolge, mußte besonders deswegen einmal öffentlich gegeben werden, damit diejenigen, welche einsehen, wie glücklich ich in dergleichen Kuren war, sie der Nachahmung in ihrer eignen Praxis würdig erachten möchten; vornemlich wenn sie finden, daß alles, was nach Anleitung meiner Heilart mit den Kranken unternommen, und ihnen verordnet wird, den physischen so wohl als pathologischen Grundsätzen angemessen und auf selbige gegründet sey.

Ich habe zwar im vorigen Kapitel dieses umständlich darzuthun gesuchet, es scheinet mir aber noch nicht vollständig genug geschehen zu seyn, weil so wohl andre, als auch ich selbst bey der nähern Untersuchung der Natur der Arzeneyen und Nahrungsmittel, und bey der Art, wie sie wirken, noch eins und das andre zweifelhaft finden dürften, und es dabey das Ansehen hat, als ob die richtige, billige, wahre, und nach festgesetzten Grundsätzen angestellte Betrachtung dieser Umstände, wichtige Veränderungen in unserer Methode mit Recht erforderte, die ganze Theorie der Medicin untergrübe, und an deren Stelle eine neue, die viel Wahrscheinliches an sich hat, gründete.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0078
DFG

David Macbride, ein geschickter Wundarzt in Dublin, veranlaßt mich zu dieser Untersuchung; dieser gelehrte Mann, dem die Arzeneykunst und die Chemie die Aufklärung vieler bisher dunkel gewesener Erscheinungen zu verdanken hat, weil seine Erklärungen dieser dunklen Vorfälle unsre Bewunderung in einem eben so hohen Grade verdienen, als sie unsers Beyfalls würdig sind; dieser Mann, dem ich vieler Ursachen halber Lob und Ruhm nicht versagen kann, fordert mich zu einem gelehrten Streite auf. Die Waffen, welche er wider mich brauchet, sind einige pathologische Beobachtungen, eine Menge chemischer Versuche, und vortrefliche chirurgische Grundsätze. So ausgerüstet hat er eine Abhandlung herausgegeben, die folgenden Titel führet:

1) „Versuche über die Gährung verschiedener „Nahrungsmittel;

2) „über die Natur und Eigenschaft der fixen „Luft;

3) „über die Wirkungen einiger fäulnißwidrigen „Arzeneyen;

4) „über den Schaarbock, besonders auf den „Schiffen, und dessen Behandlung, wobey „zugleich verschiedene Fragen aufgegeben wer„den, und

5) „über die auflösende Kraft des ungelöschten „Kalks.„

Ein erfahrner Pariser Wundarzt, Abbadie, hat diese Abhandlungen ins Französische übersetzt und in Druck gegeben, und nach dieser Uebersetzung habe ich mich gerichtet.

Macbride lobt anfänglich meine, oder die Hippokratische Methode ganz vorzüglich, wie ich bereits zu

Ende des ersten Kapitels bewiesen habe, fährt aber hierauf folgendergestalt fort:

„Der Herr von Haen urtheilet nach der allgemein „angenommenen Theorie, und schreibet die vortrefli„chen Wirkungen aller dieser Mittel dem davon ent„stehenden säuerlichen Nahrungssafte zu: meine Leser „aber werden längst bemerket haben, wie viele und „große Bedenklichkeiten bey dieser Theorie vor„kommen.„

„Es scheinet dahero, als ob diese so ausserordent„lich guten Wirkungen ihren Grund lediglich darin„nen hätten, weil nur gedachte Dinge in eine beson„dere Gährung übergehen, und eine Menge fäulniß„widrige Dünste erzeugen, welches, wenn es in der „Wahrheit gegründet ist, hoffen ließe, daß die Würze „oder das Malzdekokt gewiß von eben so großen Nu„tzen seyn würde; und eben deswegen empfehle und „rühme ich dasselbe in hitzigen faulen Fiebern eben so „sehr, als in langwierigen faulen Krankheiten.„

Mit Erlaubniß dieses ruhmwürdigen Mannes muß ich zum voraus erinnern, daß ich der säurenden Kraft dieser Getränke und Hülfsmittel ihre Wirkungen unter keiner andern Bedingung zuschreibe, als wenn alles und jedes, was ich im vorigen Kapitel gesagt habe, zugleich auf das genaueste beobachtet wird.

Ich habe dieses in verschiedenen Stellen der ersten Bände so oft widerholet, daß Herr Macbride ganz zuverläßig auch meine Gedanken wissen muß, und da seine Hauptabsicht war, von den Arzeneyen, Speisen und Getränken, die in unserm Krankenhause üblich sind, zu schreiben, er aber die übrigen Umstände mit Stillschweigen übergangen hat: ich im Gegentheil der Meynung bin, daß man die Sache verstehen muß, so wie sie sich verhält, so habe ich kürzlich Erläuterung darüber geben wollen, weil man sonst

das, was Macbride von meiner Methode geschrieben hat, unrichtig auslegen, und nicht recht verstehen möchte.

Um bey dieser Untersuchung mit gehöriger Ordnung zu Werke zu gehen, wird es nöthig seyn, die Gründe und Versuche des Verfassers in gewisse Klassen abzutheilen, und auf jeden Einwurf besonders zu antworten.

Es soll also

der erste Abschnitt

von demjenigen System der Chemie, nach welchem Fäulniß und Gährung, zwey einander völlig entgegenstehende Dinge, für eins und dasselbe gehalten werden, handeln.

Der unsterbliche Boerhaave zeiget in seiner Chemie, daß Fäulniß und Gährung zwey ganz verschiedne Dinge sind, und sagt, wenn man dieses nicht zugäbe, so würde daraus in der ganzen Chemie die größte Unordnung entstehen. Denn so wohl im Kapitel von der Gährung, als auch in dem von der Fäulniß, klagt er anfangs über die Unordnung, welche einige Chemiker, die diese beyden Dinge miteinander vermengten, in dem ganzen System der Chemie angerichtet hätten; nachher zeiget er, was für Schaden der Chemie daher zuwachsen würde, und endlich beweiset er mit Gründen, daß diese Vereinigung ganz unmöglich sey. Macbride hingegen giebt sich alle Mühe, diesen vom Boerhaave gemachten Unterschied aufzuheben, nimmt die Meinung des Hales und Pringle an, und vermenget diese beyden chemischen Wirkungen dergestalt mit einander, daß er die Fäulniß zu einer Art von Gährung macht, und geradezu saget, beydes wäre eine und eben dieselbe Wirkung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0081
DFG

Ich für meine Person bin bis jetzt wahrhaftig nicht im Stande einzusehen, woeinnen der Nutzen dieser Vereinigung bestehe, und was sie so nothwendig mache. Ich will daher den gelehrten Herrn Verfasser hiermit gebeten haben, zum wenigsten die Gründe zu widerlegen, und den Ungrund der Folgen zu zeigen, welche Boerhaave, dem, seinem eignen Zeugnisse zu folge, die Meynung des Hales, welche er zwey Jahr zuvor öffentlich bekannt gemacht hatte, vollkommen bekannt war, zu Bestärkung und Vertheidigung seiner Meynung in seinen chemischen Schriften angeführt hat. Ist er das im Stande, und kann er darthun, daß diese beyden Wirkungen der Natur, welche, den Boerhaavischen Grundsätzen nach, so wohl in Ansehung des Subjects, worauf beyde wirken, als in Ansehung der Wärme, welche zu beyden erforderlich ist, und in Rücksicht der Wirkungen, oder Folgen, und des Zweckes, einander schnurstraks entgegengesetzt sind, und zwar dergestalt, daß die Fäulniß die ganze Substanz vernichtet, die Gährung hergegen nur eine veränderte Maße hervorbringet, demohnerachtet eine und eben dieselbe Wirkung der Natur sind, so wollen wir seiner Meynung herzlich gern vollkommen beypflichten. Kann er aber das nicht, so werden wir auch in diesem Falle unsre Abneigung vor allen ungegründeten Neuerungen zeigen, und die Meynung des Boerhaave auch fernerhin beybehalten und vertheidigen.

Zweyter Abschnitt.

Von der Art, wie der Nahrungssaft und das Blut in dem thierischen Körper zubereitet werden.

Herr Macbride hat sein System hierüber auf das System des Hales gebauet, nämlich auf die bindende Kraft der Luft, welche unsre Elemente bey-

sammen erhalten soll. Er beklagt sich, daß seit beynahe vierzig Jahren, da Hales durch Versuche dargethan, daß in allen Körpern Luft enthalten sey, eine so wichtige Sache nicht weiter sey bearbeitet worden. Herr von Haller wäre der einzige, der dieses System angenommen, Gaubius hergegen behaupte, die anziehende Kraft der elementarischen Erde wäre die Ursache, warum die Körper zusammenhingen, und an den Orten, wo er von der Zerlegung des Stoffes der Körper handelte, hätte er der Luft nicht mit einem Worte gedacht. Hierauf widerleget er, seiner Meynung nach sattsam, das System des Gaubius, daß nämlich die anziehende Kraft der Grund des Zusammenhangs der Körper sey, und fährt fort, sein System von der Luft, welches er das System des Hales und des Herrn von Haller nennt, durch Versuche zu befestigen.

Ich bin aber noch nicht überzeuget, daß sich die Sache so verhalte, wie Macbride erzehlet. Boerhaave hatte, wie ich oben gedachte, zwey Jahr vorher, ehe er seine Chemie herausgab, die Schriften des Hales gelesen, war auf alles aufmerksam gewesen, und hatte in unsern festen und flüßigen Theilen Luft entdecket und herausgezogen, wie vor ihm Boyle; doch hatte er noch mehr als dieser geleistet, und mit mehr Genauigkeit. Seine eignen Versuche aber, welche er an thierischen Knochen machte, und die eine Stelle aus des Herrn von Hallers Schriften mit desselben eignen Worten vor Augen legen wird, waren Ursache, daß er die Luft nicht als das einzige Band der Elemente annehmen konnte, und von dem System des Hales abgehen mußte.

Ueberhaupt bin ich noch nicht so, wie Herr Macbride überzeugt, daß der Herr von Haller in eben dem Verstande, wie er die Luft als das Band der

Elemente angenommen hat. Denn Herr von Haller glaubt zwar, daß die Elemente durch die Luft untereinander verbunden sind, aber er schreibt diese Verbindung zugleich einem gewissen Leim zu. Diesen beschreibt er sehr genau, und nach allen seinen Eigenschaften, und versichert, daß die Knochen, so bald dieser Leim aus selbigen herausgetrieben worden, zerfallen, in folgender Stelle: „Auf was Art und Weise dieser Leim die „erdigen und trocknen Knochen eigentlich zusammen„halte, erhellet aus dem Versuche des berühmten „Leibarztes, Peter Schaw, sehr deutlich, dieser zog „diesen Leim aus Rindsknochen heraus, und die Kno„chen waren ganz locker und zerbrechlich, als er aber „selbigen wieder dazu brachte, erlangten sie ihre na„türliche Härte und ihr voriges Ansehen wieder. Eben „das beweiset der hohe Grad von Festigkeit, womit „der Leim, den man aus den Fellen und Häuten der „Thiere bereitet, Stücken trockenes Holz und Papier „mit einander verbindet und beysammenhält. Wenn „dieser aus den Knochen herausgezogene Leim an der „Luft von selbst faulet, so verflieget er, als ein flüch„tiges Wesen; und er giebt, wenn man ihn aus „Knochen oder Elfenbein destillirt, ein Wasser, ein „flüchtiges Salz, und etwas Koch- oder fixes Salz. „Es ist aber auch eine ziemliche Menge Luft darinnen „enthalten, und diese scheinet allerdings das erste „Band der Elemente zu seyn, weil sie sich nicht eher „von einander absondern, als bis die Luft herausge„trieben worden ist, und sich bey jeder Art der Aus„treibung in Blasengestalt zeiget, auch sogar in den „Steinen, die im menschlichen Körper gefunden wer„den, an Kieselsteinen, und an allen harten Körpern. „Wie aber die Luft ihre auseinandertreibende Kraft „ablegt, und anziehende Kräfte bekommt, und die „Verbindung der Grundtheile des Körpers noch ge„nauer macht, wie dieser Versuch deutlich beweiset,

„läßt sich aus mechanischen Grundsätzen nicht wohl „erklären.„

Nach der Meynung des Herrn von Haller verbindet also der Leim die Elemente, und das beweiset er durch den Versuch, den Peter Schaw, eigentlich aber Boerhaave ganz allein gemacht hat. Man lese nur die vorhergehende Seite Th. I. Element Physique, wo es heißt: „Der andre Theil der menschlichen „Fiber ist ein Leim, und dieser Theil ist der flüßige, „der jedoch mit dem erdigen in genauer Verbindung „stehet, und wenn der erdige Grundstoff diesen Leim „nicht mehr bey sich hat, so zerfällt er, wie Stahl „bereits gewust hat. Daß dieser Leim wirklich zuge„gen sey, zeiget sich bey der Auflösung der Fiber, „welche sogleich in ihre Elemente zerfällt, wenn das „Band, welches ihre Theilgen zusammenhielt, durch „das Feuer, oder durch die Fäulniß von ihr sich ab„sondert: wenn aber nachher diese Fiber, welche ganz „zerfallen war, durch Wasser oder Oel, das sie gierig „einsauget, ihre vorige Festigkeit wieder erlanget, so „wird sie bey der Vereinigung beyder Elemente wieder „ein fester Theil, wie dieses besonders Boerhaave, und „nur neuerlich noch Buta durch Versuche klar erwie„sen hat.„

In diesem Leim, und in Verbindung mit selbigem, ist die Luft enthalten. Wenn diese herausgetrieben wird, so wird der Leim oder das Wasser zugleich mit herausgetrieben. Und wenn dann die Elemente in einen klaren Staub zerfallen, so wird der Schluß, den man machen wollte, als ob die Austreibung der Luft dieses verursachte, falsch seyn, denn der Leim ist zugleich mit herausgetrieben worden, und also zugleich Ursache daran. Wenn demnach in dem Knochen, da er noch ganz war, diese beyden Dinge, Luft und Wasser, oder der Leim zugegen waren, und beyde

herausgetrieben worden sind: wenn der Knochen zerfallen ist, so kann ich nicht wohl einem von beyden allein die Kraft beymessen, den Knochen beysammen zu halten, und seinen Grundstoff zu verbinden, und dem andern allen Einfluß bey dieser Verbindung ganz absprechen.

Es ist allerdings hart, wenn man beym Herrn von Haller lieset: „Die Luft scheinet das vorzüglich„ste Band der Elemente zu seyn, weil sie nicht eher „auseinandergehen und zerfallen, bis die Luft heraus„getrieben worden ist:„ indem er aber dieses behauptet, schließet er doch dadurch das zugleich mit ausgetriebene Wasser und den Leim nicht aus, und dieses beweisen seine eignen so wohl, als die von Boerhaave, Stahl, Schaw und Buta gemachten Versuche unumstößlich. Denn was sollen wohl die Worte: „Die Knochen werden in eine mürbe zerbrechliche „Masse verwandelt, wenn der Leim aus selbigen ausgetrieben ist;„ und der Ausdruck: „Wenn man aber „wieder Wasser darzu bringt, oder Oehl, oder den „Leim, den man vorher herausgezogen hat, so hän„gen sie sich wiederum an einander,„ wohl anders sagen? Aber, möchte man einwenden, es ist doch zugleich mit diesem Leim auch Luft wieder hineingebracht worden; das gebe ich zu, die Luft dringet allerdings mit dem Leim zugleich ein. Warum will man denn aber die Luft allein für die Ursache der wiederum geschehenen Verbindung ausgeben? Hierüber verdienet Boerhaave Chem. Part. 2. S. 215 und 226 der Londner Ausgabe nachgelesen zu werden, wo der Hallerische Versuch mit den Knochen, so wie ihn Boerhaave gemacht hat, erkläret ist.

Wollte man aber die Sache noch weiter treiben, und behaupten, der Knochen, welcher beym Eintauchen ins Wasser wieder fest worden wäre, hätte nicht

deswegen seine vorige Festigkeit erlangt, weil er Wasser, sondern weil er die im Wasser befindliche Luft eingesogen hätte, so frage ich, wie man mir dann erklären will, wie es zugehe, daß die Menge des Wassers dadurch merklich vermindert worden ist? Wenn dem Wasser nichts als Luft entgangen wäre, so würde man die merkliche Verminderung desselben nicht wahrnehmen können. Und wenn der Knochen blos durch das Band der Luft sich wieder vereiniget, und, sobald dieses Band zerstöret worden ist, zerfällt, warum bewirket denn dieses das Eindringen derjenigen Luft, die ihn umgiebet, nicht? warum macht denn diese ihn nicht wieder feste? Wenn er demnach von der umgebenden Luft nicht wieder fest wird, aber wohl vom Wasser, vom Oehle, und von dem Leim, wenn man ihn hineintauchet, was verdienet wohl den Namen des Bandes der Elemente aller Wahrscheinlichkeit nach, mehr, die Luft oder der Leim?

Endlich findet der Herr von Haller auch, daß in den Steinen, die durch die Harnwege von den Menschen abgehen, der Zusammenhang von einem gewissen Leim herrühre: denn wenn er im Element. Phys. Th. 7. S. 373. alle Theile, woraus selbiger bestehet, und besonders die Luft, nach Anleitung andrer Schriften, nennet und durchgehet, so setzt er endlich hinzu: „Bey allen diesen Auflösungen in die Grundtheile, die „im Feuer geschehen sind, fehlet jedoch der vorzüglich„ste Bestandtheil des Steines, welchen mein verstor„bener Freund Stähelin entdecket hat, nämlich der „Leim, der die steinigen Theilgen auch sogar in den „Kieselsteinen unter einander verbindet.„ Von diesen Worten des Herrn von Haller werde ich im letzten Abschnitte, wo ich vom Steine selbst handeln will, Gebrauch machen.

Ich verlange also hiermit von dem gelehrten Herrn Macbride, und fodere ihn auf, dasjenige,

was er, wie ich deutlich genug erwiesen zu haben glaube, im ziemlich uneigentlichen Verstande, das System des Hales und des Herrn von Haller nennt, deutlicher und entwickelter zu erklären, wenn er verlanget, daß ich es als den Grund desjenigen, was ich in der Folge sagen will, annehmen solle.

Dritter Abschnitt.

Ob die vom Herrn Macbride in seinen Versuchen bemerkten Erscheinungen so zu erklären sind, daß der Grund derselben die Luft gewesen, die man den Körpern entzogen, oder beygemischt hat?

Macbride behauptet, die Fäulniß thierischer Körper entstehe, wenn das Band, welches die festen Theile verbindet, nämlich die Luft, ausgetrieben ist. Alle Luft unsers Dunstkreises aber spricht er von dem Verdachte frey, daß sie die Ursache der Fäulniß sey, und schreibt ihr eine große Kraft zu, der Fäulniß zu widerstehen.

Boyle war ganz andrer Meynung, und schreibt in Contin. altera Exp. Phyl. Mech. Art. 17. Exp. 13. wo er in einem luftleeren Raume einen Versuch mit der Butter erzehlt: „Aus diesem Versuche folget, daß „man die Butter lange Zeit gut erhalten könne, wenn „man sie vor dem Zutritt der äußern Luft verwahrt.„

Auch Cäsar Magati in seinem Buche de rara vuln. delig. desgleichen Boerhaave in Cap. de Vuln. und der Baron von Swieten in seinen Kommentarien über diese Stelle, und die Act. Reg. Chir. Paris. stimmen dieser Meynung nicht bey. Da Macbride ein eben so gelehrter als geschickter Wundarzt ist, so werden ihm diese Schriften mehr als zu bekannt seyn, und ich nicht nöthig haben, alle praktische Stellen aus selbigen hier anzuführen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0088
DFG

Auch die chemischen Versuche des Boerhaave überzeugen uns vom Gegentheil. Chem. Part. II. S. 205 sagt er: „Und weil diese Luft in die Körper „eindringet, und in die Gänge der Körper, so schei„net nichts gewisser zu seyn, als daß das Bewegungs„principium hierinnen seinen Grund habe, und seine „Wirkung beweise. Daher geschiehet es vielleicht, „daß die vornemsten natürlichen Geschäfte in der uns „umgebenden Luft, und nicht in dem leeren Raume „des Boyle vollbracht werden. Wenn Teige, die in „Gährung kommen sollen, gehörig zubereitet sind, so „gähren sie, wenn sie in dem leeren Raume des Boyle „stehen, und darinnen hinlänglich warm gehalten wer„den, nicht, sondern bleiben unverändert, weil die „in ihnen gewesene Luft herausgezogen ist. Wenn „man Theile von Thieren, die leicht faulen und stin„kend werden, in einen dergleichen leeren Raum ein„schließt, und alle von ihnen ausdünstende Luft ihnen „benommen ist, so faulen sie nachhero nicht, wenn sie „gleich an einem mäßig warmen Orte aufbewahret „werden. Eben dieses erfahren wir an Obst- und „Gartenfrüchten, welche, wenn sie in einen luftlee„ren Raum gesetzt werden, auftreten, die Luft von „sich lassen, und hernach in der Ruhe sich lange „halten.„

Boyle hat bereits in Exp. Phys. Mech. Tract. ult. Art. 9. Exp. 14. gesagt: „Aus diesem Versuche „scheinet zu folgen, daß diese Früchte, (nämlich die „Stachelbeeren) wenn alle Luft aus ihnen heraus ist, „sich wenig ändern, gleich als wenn diese Luft Ursa„che wäre, daß sie verdürben.„

Und Art. 17. Exp. 7: „Aus diesem Versuche „folget, daß gegohrne Flüßigkeiten die darein geleg„ten Früchte im guten Stande erhalten, weil sich in „selbigen keine Luft befindet, die sich entwickeln „könnte.„

Was in diesen Stellen auf die Gährung sich beziehet, behalte ich mir vor, in meiner Untersuchung über die Gährung näher zu beleuchten, und bleibe gegenwärtig nur bey dem stehen, was die Fäulniß anbetrift. Wenn nun so viele Versuche jene große Männer belehret haben, daß die Fäulniß der Körper durch die Gegenwart der Luft erreget und befördert worden, und daß die zur Fäulniß geneigten Theile der Thiere in dem luftleeren Raume des Boyle weder ihre innere Luft in sich behalten, weil diese in dem leeren Raum ausdünstet, noch auch zu faulen anfange: so wird, meines Erachtens, die Theorie des Macbride, nach welcher die Körper, wenn man ihnen alle, oder doch die meiste Luft benimmt, faulen, und wenn die Luft sie berühren, oder in ihnen bleiben kann, nicht faulen sollen, wenige Naturkündiger überzeugen und zum Beyfall bewegen können.

Niemand aber hat auch diese seine Meynung so entkräftet, ich will nicht sagen, vernichtet, als Macbride selbst. Denn nachdem er die Versuche oberwähnter Männer von S. 110 bis 120 durch seine eignen Versuche zu widerlegen gesucht hat, bekennt er nachher aufrichtig, er hätte eine bessere Maschine, worinnen keine Luft sey, bekommen, und bey dem Gebrauch derselben sich überzeuget, daß die Versuche des Boyle und Boerhaave richtig wären. Wir können es daher von seiner bekannten Aufrichtigkeit erwarten, er werde zugeben, daß derjenige Theil seines Gebäudes, woran er den Grund selbst zerstöret und einreißt, einfalle.

Vierter Abschnitt.

Lassen sich die Wirkungen der Nahrungsmittel und Arzeneyen durch die fixe Luft erklären?

§. 1.

Macbride macht zwar fast aus jedem Versuche diesen Schluß. Es soll nämlich die Gährung, welche die Fäulniß in sich begreifet, die Nahrungsmittel und die Arzeney auflösen, indem sie die fixe Luft aus selbigen herausziehet, und eine elastische Luft erzeuget; diese elastische Luft soll nebst dem Nahrungssafte in die Mündungen der Milchgefäße eindringen, und sich mit dem Blute vermischen; diese Vermischung der Luft mit dem Blute soll das Blut vor der Fäulniß verwahren, und indem sie dem heftigen Drucke der alles umgebenden Luft Widerstand leistet, verhindern, daß die Wände der Blutgefäße nicht an einander drücken, weil dadurch der Umlauf des Blutes in Unordnung gebracht werden würde. Wie dieses ferner zugehe, erkläret er in der Folge mit vieler Kunst.

Viele Aerzte haben in ihren Schriften dargethan, im Magen geschehe keine Gährung, und wider die Meynung dieser aller behauptet er kühnlich, dasjenige, was er in allen seinen Versuchen, die Gährung betreffend, ausser dem Körper gesehen haben wolle, geschehe weit vollkommener im lebendigen menschlichen Körper.

Die so genannte erste Gährung erfolge also im Magen, und daraus entstehe das sogenannte gas sylvestre des Helmont, oder der wirksame Geist, oder vielmehr die fixe Luft der Nahrungsmittel; diese gehe mit dem Nahrungssafte in die Milchgefäße, und endlich in das Blut, und sey der Grund, warum es nicht faulen könne. Mit dem Nahrungsstof gehe sie

ferner in die festen Theile, und verhindern den Brand und die Verwesung derselben; zu dieser ersten Gährung geselle sich die so genannte zwote, die Säure erzeugte; und wenn diese Säure auch keine fäulnißwidrige Kraft, die alles durchdränge, in einem hohen Grade besäße, so hätte sie wenigstens die Eigenschaft, daß sie allem Hange zur Fäulniß vorbaue, ihn mildere, und unschädlich mache.

Viele haben behauptet, die Zubereitung des Nahrungssaftes geschehe durch die Gährung ganz allein, andre wiederum, sie geschehe durch die Fäulniß allein, und noch andre endlich, sie geschehe durch Zerdrückung und Zermalmung; unsres Ermeßens aber hat der weise Boerhaave hierinnen die richtigsten Grenzen gesetzet, wenn er diesen dreyen Ursachen zusammen die Bereitung des Nahrungssaftes zuschreibet, und zwar dergestalt, daß sie alle nur anfangen zu wirken, wegen verschiedener Umstände aber keine in einem hohen Grade thätig wird; und daß dadurch, und durch Beyhülfe verschiedener anderer Werkzeuge und das ihrige beytragender Dinge dasjenige, was wir von diesem Geschäfte bis itzt einzusehen im Stande sind, angefangen, fortgesetzet, und vollendet werde.

So lange also Herr Macbride sein System nicht durch andre Gründe befestiget, können wir die daraus gezogenen Folgerungen auf keine Weise für wahr annehmen. Die Wichtigkeit der Sache erfordert es jedoch, ihm die Hindernisse, warum wie damit anzustehen genöthigt sind, anzugeben, damit er genau wisse, was er noch aufzuklären hat.

§. 2.

Zuerst frage ich, ob er in seinem Leben eine Gährung habe geschehen sehen, so lange sowohl das Gefäß, worinn die Materie befindlich ist, als auch die ganze Masse vom Anfange bis zum Ende unter und

mit einander in beständiger Bewegung sind? zum andern, wenn sie sich in einer solchen Wärme befinden, welche nach dem Fahrenheitischen Thermometer über neunzig, und nach dem Reaumurischen über neun und zwanzig Grade ansteiget? Drittens ob jemand in der Welt gesehen hat, daß der Nahrungssaft, so lange er in einem gesunden Menschenmagen war, und dann auch, wenn er bereits außerhalb demselben sich befand, gähre oder eine gewisse Schärfe verrathe? Man lese davon Boerhaaves Cap: de Ferment. und Hallers Elem. Phys. Tom. 6. B. 19. Abschn. 4. nach. Der letztere bricht nach reiflicher Erwägung dieser drey Umstände endlich in folgende Worte aus: „Kaum ein Anfang von Gährung findet bey einem „gesunden Menschen statt, denn bey Speisen aus dem „Pflanzenreiche verhindert sie die beständig zufließende „Menge von Feuchtigkeiten, und bey Personen, die „viel Fleisch essen, erfolget eine Art von Fäulniß, die „jedoch sehr unvollkommen ist. Es ist zuverläßig, „daß die Speisen, wenn sie aus dem Magen heraus„gehen, weder eine Spur von Gährung, noch von „Schärfe verrathen; denn wenn die Milch im Ma„gen geronnen und zu Käse worden ist, so findet man „gleichwohl im Zwölffingerdarme nichts mehr davon, „ja man entdecket sogar nicht einmal einen sauren „Geruch. Eine wirkliche Gährung würde theils nie „einen gesunden und süßen Nahrungssaft hervorbrin„gen, theils verhindern, daß der Nahrungssaft mil„de und schleimicht bliebe, wie er doch nothwendig „seyn muß.„

Will man sich hierüber vollständiger unterrichten, so lese man die Versuche, wodurch vor ohngefähr hundert Jahren die Theorie des Franz de le Boe Sylvius, von der Zubereitung des Nahrungssaftes widerleget wurde.

Wir können uns aber dabey um so weniger beruhigen, da aus Macbrides System, so lange er es mit triftigern Gründen nicht beweisen kann, unserer Meynung nach, widersprechende, und der Gesundheit höchstschädliche Folgen hergeleitet werden können.

Die flüchtige Schärfe, die durch die Gährung erzeuget worden ist, soll nämlich im Nahrungssafte, im Blute, und, da hieraus die Nahrung des Körpers gezogen wird, auch in den festen Theilen, eine fixe Luft hervor- und in selbige hineinbringen, welche die Theile vor der Fäulniß bewahret, und die Festigkeit oder Härte der festen Theile auf eine solche Art erhielt, daß sie auf keine Weise weich werden und faulen können. Wenn man nun diese Theorie auf den Magen anwendet, was folgt wohl natürlicher daraus, als daß das Fleisch und die Fische, die wir genießen, (worinnen dieser flüchtige Luftgeist gleichfalls enthalten seyn soll,) durch selbigen vor aller Fäulniß und Auflösung verwahret, und wenn sie schon anfiengen, weich zu werden, nicht nur vor aller weitern Auflösung verwahrt, sondern auch fest und harte gemacht, und so abgeändert werden würden, daß sie sich nie auflöseten? Denn wenn die durch die Gährung erzeugte Luft dieses in den Muskeln und Knochen des Körpers thut, wie viel leichter wird sie es in den Fleischspeisen, die sich im Magen befinden, und die sie allernächst umgiebt, thun müssen?

Man wird zwar einwenden, dieses könne im Magen und in den Därmen deswegen nicht geschehen, weil das genossene Fleisch mit den säuerlichen und sauren Speisen, Getränken und Säften zugleich eine Gährung machte, mithin, nach dem System des Macbride, bereits zu faulen anfienge; dieser Einwurf

wird aber deswegen nicht Stich halten, weil nach seinen eignen Versuchen, und besonders nach dem funfzehnten, sechzehnten und siebzehnten Versuche des dritten Abschnitts das Fleisch, wenn es auch schon im höchsten Grade faul und stinkend ist, in einer gährenden Feuchtigkeit, und in den Dünsten derselben, nicht nur von der Fäulniß und Gestank befreyet wird, sondern auch, statt daß es vorher schlaff, weich und halb verweset war, darin seine natürliche Festigkeit wieder erlanget. Es folget demnach aus der Hypothese sowohl, als aus den Versuchen des Herrn Macbride selbst nothwendig, daß alle Auflösung und Verwandlung des Fleisches und der Fische in Nahrungssaft von diesen gas sylvestre völlig verhindert, und dem Körper nicht die mindeste Nahrung, sondern vielmehr großer Schaden zu wachsen würde. Hierüber erwarte ich von ihm nothwendig mehrere Erläuterung.

§. 3.

Diese erbitte ich mir auch über das, was er von eben diesem Luftgeiste, oder gas sylvestre, zum öftern hin und wieder gesagt hat, wo er zugleich versichert, er schade dem menschlichen Körper auf keine Art. Das mußte er freylich schlechterdings thun, um den schlimmen Begriff, welchen die Aerzte zu allen Zeiten, bis auf den heutigen Tag, von dem unbezwinglichen Geiste, der sich durch die Gährung erzeuget hat, aus dem Wege zu räumen; aber wie sind diese Gründe, wodurch er diese Idee widerstreiten will, beschaffen?

Bey der Vertheidigung meiner und aller übrigen Aerzte Meynung, muß ich zuvörderst erinnern, daß unsers Ermessens dasjenige Brausen, welches bey der Vermischung laugenhafter und saurer Dinge sich äussert, ziemlich unschicklich vom Macbride mit derjeni-

gen Gährung verglichen wird, woraus die Luft, die man gas sylvestre nennet, entspringen soll: denn die Luft, die aus dem Brausen saurer und laugenhafter Dinge entstehet, ist ganz eine andre Materie, als die, welche die Säure gährender Speisen und Getränke erzeuget.

Zum andern behaupte ich, daß viele Versuche unwidersprechlich beweisen, wie schädlich dieser Geist Thieren und Menschen sey. Boyle hat in seiner Exp. Phys. Mech. Tract. ult. vom ersten bis zum dreyzehnten Versuche dargethan, daß die künstliche Luft, die sich aus allen Dingen des Pflanzenreiches erzeuget, den Thieren schädlich, und die Luft, die aus dem Teige aufsteiget, den Menschen gar tödtlich sey.

Boerhaave hat im Kapitel von der Gährung eben diese Bemerkung gemacht, und die Beyspiele von unglücklichen Personen, welche die Luft einathmen, so aus dem Spundloch voller Gefäße, oder aus Kellern, worin gährendes Bier oder brausender Wein aufbewahret wird, aufsteiget, bekräftigen dieses zur Gnüge.

Dieses giebt aber Macbride auch zu; ja er beweiset es sogar S. 90 aus eigner Erfahrung mit einem Versuche, den er mit einem Sperlinge gemacht hat: nichts desto weniger aber, um die gute Meynung, die er von eben dieser Luft, wie sie im Magen und in den Därmen wirket, zu behaupten, betrachtet er sie so, wie gewisse Arten von Giften, z. B. das Gift der Schlangen, welches, wenn es ins Blut oder in die Lungen kommt, tödlich ist, im Magen und in den Därmen aber der Gesundheit nichts schadet, und sagt: die fixe Luft sey zwar allerdings das schädlichste Gift, wenn es in die Lungen komme, in den ersten Wegen aber sey es nicht nur auf keine Weise schädlich, sondern vielmehr gut und heilsam.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0096
DFG

Gleichwohl scheinen die praktischen Bemerkungen in verschiedenen Schriften, besonders aber die der berühmte Andre' in den Philosophikal Transactions erzehlet, und die täglichen Versuche der Aerzte das Gegentheil unwidersprechlich zu beweisen. Dieses nennt er, ich weiß nicht aus was vor Grunde, Theorie und Hypothese, und sagt: „wenn diese gegründet „wäre, so würden diejenigen, die durch ein Brechmit„tel von ihrem ausserdem augenblicklich bevorstehenden „Tode gerettet würden, nie hergestellet werden: denn „daraus folget, daß diese Gallenruhr von nichts an„ders, als von der Ausdehnung des Magens entstan„den seyn müsse. Denn wenn jene schädlichen Dün„ste bereits einen tödtlichen Eindruck gemacht hätten, „so würde die Ausleerung des Magens allerdings we„nig Nutzen schaffen: und wenn er ja nachher wieder „einigermaaßen neue Kräfte erhielte, so würde dieses „doch schlechterdings sehr langsam, und nicht anders, „als nach einer vorgängigen Erschlaffung oder Lähmung „erfolgen.„ Dieses sind S. 19. seine eignen Worte.

Mit Erlaubniß des Herrn Macbride muß ich hierbey anmerken, daß er dasjenige unrechtmäßiger Weise Theorie oder Hypothese nennet, was alle Aerzte, ja alle Menschen aus bloßer Erfahrung wissen. Und daß er es deswegen Hypothese nennet, und daraus den Schluß macht, weil die Personen, die die Gallenruhr haben, durch ein Brechmittel gerettet werden, so bestehe diese Krankheit lediglich in einer Ausdehnung des Magens, das kann ich ihm auf keine Weise zugeben, da ich sehr oft Zeuge gewesen bin, daß dergleichen Personen deswegen haben sterben müssen, weil sie ein Brechmittel eingenommen hatten. Ist ihm denn so unbekannt, daß der große Sydenham zweyerley Methode hatte, die Gallenruhr zu behandeln, die eine mit abführenden, und die andere mit beruhigenden Arzeneyen?

Mit abführenden, wenn der Kranke noch bey guten Kräften war, und man daher wissen konnte, daß das Gift seine Nerven noch nicht zu stark angegriffen hatte; mit beruhigenden oder solchen Mitteln hingegen, welche die Nerven auf einige Zeit unempfindlich machen, in dem Falle, wenn der Mangel aller Kräfte ein Beweis war, daß die Nerven vom Gifte bereits sehr gelitten hatten.

Bey Beobachtung dieser doppelten Methode habe ich viele von der Gallenruhr befreyt, da hingegen diejenigen, die daran nicht denken, oder es nicht wissen, oder in dem falschen Wahne stehen, Brechen müsse durch Brechen gestillet werden, in der That viel Menschen umbringen, und das um so mehr, wenn sie wirkliche Brechmittel, und nicht, wie wir nach Sydenhams Vorschrift bey der ersten Methode zu thun pflegen, gelinde Hünerbrühe geben, wornach sich die Kranken, wenn sie sie in Menge trinken, insgemein brechen.

Herr Macbride wird sich vielleicht, um seine Methode zu rechtfertigen, auf den Hippokrates berufen, der Epid. 5. erzehlt: er habe einem Manne in Athen, der die Gallenruhr in einem so hohen Grade hatte, daß er bereits den Schlucken bekam, dabey aber mehr Durchfälle als Erbrechen hatte, zweymal Nieswurz mit Einsensaft eingegeben: als die Ausleerungen vorüber gewesen, habe der Kranke einen Frost bekommen. Man habe ihn mit den Füßen in heißes Wasser gesetzt, worauf er wieder warm geworden, und aufgelebet sey. Den Tag darauf habe er etwas Brei genossen.

Schon in uralten Zeiten hat man nicht zugeben wollen, daß Hippokrates dem Manne in Athen Nieswurz eingegeben habe, und wir glauben es ebenfalls nicht.

Foesius bemerket bey dieser Stelle: Hippokrates hätte dieses auf seinen Reisen nur gehöret, in sein Tagebuch eingeschrieben, keinesweges aber gesagt, daß er selbst so verfahren habe. Diese Anmerkung des Foesius ist aber bereits vor seinen Zeiten gemacht worden, wie Cälius Aurelianus, ein unversöhnlicher Feind des Hippokrates, Lib. III. acut. Cap. XXI. bezeuget, der den Hippokrates daselbst tadelt, daß er eine so schädliche Arzeney und Heilart erzehlet, und nicht zugleich das ungereimte davon angeführet und verworfen habe.

Wer aber weiß, wie Hippokrates seine Erzehlungen und Krankengeschichten vorzutragen gewohnt ist, welches man z. B. aus der Geschichte des Eupolomus, der Hippostena, des Scamander, des Sohns des Theophorbus, der Frau des Antimachus, des Eudemus, des Dieners des Omulus, des Hecason, der gesunden und fetten Frau des Antanders u. s. f. ersehen kann, der wird sich nicht wundern, daß er die Erzehlung von dem Manne in Athen, ohne ein Urtheil darüber zu fällen, vorträgt: wiewohl er schon dadurch, daß er sagt, der Kranke habe nach der Arzney einen Frost bekommen, sey dem Tode nahe gewesen, erst nach einem warmen Bade wieder warm worden, und nachdem er sich durch eine Mehlspeise erquicket, vermöge seiner guten Natur beym Leben geblieben, die ungeschickte Behandlung mißbilliget: denn sie war so übel angebracht, daß in der Grundsprache nicht das sonst gewöhnliche Wort: der Kranke genas wiederum, sondern der Ausdruck: er kam mit dem Leben davon, oder, er lebte wieder auf, gebrauchet wird.

§. 4.

Ueberdem finde ich in den Versuchen über die fixe Luft, die Herr Macbride gemacht hat, und wodurch

er die Kräfte der Arzeneyen deutlich zu machen sich bemühet, nicht immer klar und ungezweifelt die Folgen liegen, die er daraus herleitet. Obs. 22. S. 197. erzehlt er z. B. einen Versuch mit der Fieberrinde; er redet von einer Gährung, wie er es nennet, die durch Vermischung der Fieberrinde mit Speichel, Wasser und fauler Galle erreget wurde. Der durch diese sogenannte Gährung verursachte Dampf verwandelte den ätzenden Salmiakgeist dergestalt, daß er, als man hernach Vitriolöhl dazugoß, brauſete.

Dieses geschahe, wie er sagte, deswegen, weil die vorhin gebundene Luft nunmehr durch die faulende Gährung in eine elastische verwandelt worden war, und da sie eine Materie fand, welche sie einnahm, nämlich den im Salmiakgeiste aufgelösten Kalk, sich sogleich mit selbiger wiederum fixirte, aus dem aufgelösten Kalk eine kalkartige Erde, und auf diese Weise den Salmiakgeist zum Aufbrausen mit dem Vitriolgeiste geschickt machte.

Aus diesem, und dem S. 65, ingleichen S. 82, und denen S. 84. 202. 315 und 370 erzehlten Versuchen schließet er, daß in der Fieberrinde eine ziemliche Menge fixer Luft enthalten seyn müsse, so daß sie mit säurenden und faulenden Dingen eine gewaltige Gährung errege, und daher durch die in ihr in grosser Menge befindliche fixe Luft der Fäulniß, welche von dem Mangel der fixen Luft herrühre, und dem kalten Brande kräftig vorbeuge.

Darauf antworte ich:

1) In dem erstern dieser Versuche war die Fieberrinde keinesweges mit säurenden und faulenden Dingen vermischt, sondern ganz allein mit faulenden oder schon wirklich faulen, und gleichwohl waren die Erscheinungen eben dieselben, welche in den übrigen oben

angeführten Versuchen erfolgten, und der mit sauren und faulenden Materien entstandenen Gährung zugeschrieben werden.

In dem ersten Versuche findet man einen zur Fäulniß geneigten Speichel, ein zur Fäulniß geneigtes Wasser, und eine bereits faule Galle. Nun ist es vielleicht möglich, daß Herr Macbride voraus setzet, in der Fieberrinde sey etwas saures und herbes enthalten, er sagt aber nichts mit deutlichen Worten davon, und also hat es auch nicht das Ansehen, als ob er es voraussetzte. Daraus folget, daß hier eine wahre Fäulniß, und keinesweges eine Gährung zugegen gewesen.

2) Exp. 16. S. 106. beschreibt er eine andre Fäulniß, wie er sie nennet, welche, seinen eignen Worten nach, in einem in Wasser gelegten Stückgen Schöpsenfleisch entstanden war: der Dunst davon sättigte den mit ungelöschten Kalk bereiteten Salmiakgeist, weil man eine heftige Aufwallung und ein Brausen bemerkte, als man Vitriolgeist hinzugoß.

In obigem Versuche war nichts als Alkalescenz oder alkalische Materien, ausgenommen die Fieberrinde, und in dem letztern ist gleichfalls nichts anders zugegen.

Die Forderung wird also nicht unbillig seyn, welche ich an den Herrn Macbride thue, daß er sich hierüber deutlicher erkläre, denn unsrer Meynung nach beweisen seine Versuche nichts weiter, als daß die Fieberrinde hier gar nicht in Anschlag kommen kann, da einerley Erscheinungen erfolget sind, als die Rinde dabey war, und als sie wegblieb, und also auf keine Weise dargethan worden ist, daß in der Fieberrinde eine große Menge fixe Luft enthalten sey, und daß diese fixe Luft ein so wirksames Mittel wider die Fäulniß sey.

Mit Beybehaltung aller Hochachtung und Freundschaft gegen den Herrn Macbride setze ich meine Streitfrage fort, und bediene mich eines Beweises wider ihn, den er aus Offenherzigkeit selbst zur Entkräftung seines Satzes angeführt hat.

Die mit der Fieberrinde angestellten Versuche haben ihn, wie er selbst sagt, gelehrt, daß selbige die Kraft nicht besitze, die Fäulniß ganz zu verhindern, sondern nur ihrem Fortgange zu wehren: Wenn dem so ist, wie wenig kann man sich auf seine Versuche verlassen, und wie vorsichtig und bedenklich muß man seyn, Folgerungen daraus herzuleiten. Dieses ergiebet sich um so mehr, da die tägliche Erfahrung uns zeiget, daß die Rinde die Kraft besitze, dem Brande nicht nur vorzubeugen, ehe er wirklich entstehet, sondern wenn er auch bereits entstanden ist, und um sich gegriffen hat, seinem weitern Fortgange Einhalt zu thun, und ihn gänzlich zu stillen.

Ich habe hin und wieder in diesem Werke bereits verschiedene merkwürdige Fälle davon angeführt, und Herr Macbride selbst erzehlet, daß er dergleichen Bemerkungen gemacht habe.

Er mag also selbst entscheiden, ob der bewährte Nutzen der Rinde wider den Brand in der fixen Luft, oder in einer andern in ihr liegenden uns zur Zeit noch verborgenen Kraft stecke. Wenn wir ihn der fixen Luft zuschreiben, so würde die Fieberrinde zwar dem Brande vorbeugen, ihn aber, wenn er bereits gegenwärtig ist, nicht heben können; ja der sechzehnte Versuch S. 106. würde in natürlicher Schlußfolge beweisen, daß der Brand durch den Brand kuriret würde; denn der bereits in Brand gerathene Theil des menschlichen Körpers erzeuget so viel fixe Luft, daß ein benachbarter Theil des Körpers nicht davon ange-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0102
DFG

griffen werden könnte Ja es würde nach der Theorie und nach den Versuchen des Herrn Macbride unmöglich seyn, daß in irgend einem Theile des menschlichen Körpers der Brand entstehen könnte, da in allen Vegetabilien eine so große Menge fixe Luft ist, und von da ins Blut gehet, und mit den festen Theilen sich so genau verbindet, daß eine Fäulniß derselben schlechterdings nicht gedacht und begriffen werden könnte.

Wollte man einwenden, unter diesen Umständen wäre der Eingang der fixen Luft aus den Vegetabilien in die Milch- und Blutgefäße irgend einer Ursache halber behindert, wenn nämlich entweder ein Hang zum Brande, oder schon der wirkliche Brand im Körper zugegen wäre, so antworte ich darauf, daß ja dann auch die in der Fieberrinde enthaltene fixe Luft nicht in die Gefäße eindringen, und also ihre Kraft weder in Verhütung, noch in der Kur des Brandes beweisen könnte. Wie viel giebt es nicht ferner Speisen und Getränke, die voll Luft sind, und gleichwohl dem Brande nicht abhelfen! Denn wenn die fixe Luft, die in der Fieberrinde in so großer Menge seyn soll, der Grund wäre, warum sie den bevorstehenden und schon vorhandenen Brand heilte, so müßten in der That die Zwiebeln, der Knoblauch, die Bohnen, die Erbsen, der Most, das gährende junge Bier u. d. g. wenn man sie in Menge genöße, wirksamere Mittel wider den Brand, als die Fieberrinde selbst seyn: da nun aber diese in dergleichen Fällen nicht den mindesten Nutzen schaffen, so kann die fixe Luft um so weniger die Ursache seyn, warum die Fieberrinde dieses so wirksam thut.

Fünfter Abschnitt.

Von der Anwendung der angeführten Versuche auf die Kenntniß und Kur des Skorbuts.

§. 1.

Herr Macbride suchet sein System durch die Geschichte und Kur des Skorbuts zu befestigen, und ich muß bekennen, daß dadurch die Wahrscheinlichkeit seines Systems zu hoch steigt, daß ihm viele beypflichten, und es sogar bewundern müssen. Denn weil diese schreckliche Krankheit, welche die flüßigen so wohl, als festen Theile des menschlichen Körpers in eine tödtliche faule Materie zu verwandeln pfleget, unter andern auch mit Säften von Kräutern und Erdfrüchten, die zur Gährung geneigt sind, kuriret wird, so hat es den Anschein, als ob diese Versuche auf der ungezweifeltsten Wahrheit beruheten.

Nichtsdestoweniger wird es mir vergönnet seyn, einige Widersprüche dagegen zu erregen, besonders da ich vormals diese Krankheit auf das genaueste untersuchet, und die dabey vorkommenden Umstände reiflich erwogen habe. Im vierten Kapitel des achten Theils, wo ich vom Skorbut handelte, habe ich, meines Erachtens, so gründlich als möglich dargethan, daß die Geschichte der Seefahrer und der Völker, die an der See wohnen, welche ich unermüdet deswegen studirt habe, uns belehre, daß, sogroß auch der Nutzen saftreicher Pflanzen und Früchte in dieser Krankheit sey, und so sehr die Wirkung der säuerlichen mit den laugenhaften übereinkommen, selbige dennoch nicht hinreichend sind, dem Skorbute vorzubeugen, oder ihn zu kuriren, wenn nicht zugleich für wärmere Betten und Kleider, und für den Wechsel der Kleidung Sorge getragen wird, und wenn die vom Skor-

but befallenen Personen nicht fleißig ans Land gebracht werden.

Hierinnen nun wären wir also, Herr Macbride und ich, in so weit einerley Meynung; darinnen aber weichen unsre Meynungen von einander ab, daß Herr Macbride, der durch die Vegetabilien entstandenen Gährung und der fixen Luft derselben die Kur des Skorbuts zuschreibet, ich hingegen, da zumal im fauligen Skorbut die laugenhaften Vegetabilien eben die Dienste thun, wie die säurenden, nicht entscheiden mag, wie das zugehe, und also die Frage aufwerfe: „ob die antiskorbutische Kraft der Vegetabilien nicht „vielleicht in den seifenhaften Theilen derselben liege?„

Es ist in der That nothwendig, die Natur des Skorbuts von dieser Seite zu betrachten. Denn wenn er eben so gut mit dem Safte der laugenhaften als der sauren Vegetabilien kurirt wird: wenn ferner in dem menschlichen Körper eine Gährung, die Herr Macbride verlanget, nicht vorgehet, wie wir theils schon erwiesen haben, theils in kurzem noch deutlicher beweisen werden; so folget daraus, daß diese antiskorbutischen Mittel, vermöge ihrer natürlichen Eigenschaften wirken, und ein durch die Gährung erzeugter Geist die Ursache der Genesung nicht seyn könne.

Nun aber wirken die zur Alkalescenz oder zur Säure geneigten Vegetabilien entweder als solche, oder als seifenhafte Mittel; ihre Alcalescenz und Säure kann aber die Ursache ihrer Wirkung nicht seyn, da beyde einerley Kraft wider den Skorbut beweisen: mithin bleibt nichts übrig, als daß ihre seifenartigen Theile wirken müssen. Sollte sich aber das wohl wirklich so verhalten? das ist eine Frage, die ich im achten Theile der gelehrten Welt vorgeleget, und die

ich auf vierzig Seiten auseinander zu setzen gesucht habe, damit man nicht durch Schlüsse und künstliche Beweise, sondern durch die bloße Erfahrung und Beobachtungen derer, die zur See gewesen sind, oder am Strande des Meeres wohnen, die Natur dieser Frage desto deutlicher einsehen könne. Wiewohl dieser Theil bereits im Jahr 1763 herausgekommen ist, so scheinet ihn Herr Macbride doch nicht gelesen zu haben, so wie der erfahrne Herr Nathanael Hulme, der noch später als der erste eine vortrefliche Abhandlung vom Skorbut herausgegeben hat.

Die Auflösung dieser Frage wird die Natur und Heilart des Skorbuts genauer bestimmen können; damit selbige aber, so viel sich gegenwärtig thun lassen noch mehr aufgeklärt werde, muß man das zu Hülfe nehmen, was ich oben, so wie ich glaube, deutlich, jedoch mit aller Bescheidenheit auszuführen gesuchet habe, daß nämlich eine solche Gährung, wie man in den Versuchen außer dem menschlichen Körper hervorgebracht hat, in demselben eine ganz unmögliche Sache sey. Habe ich dieses gehörig erwiesen, so bedarf diese Frage keiner weitern Beantwortung. Denn wenn die Gährung im menschlichen Körper nicht auf den Grad getrieben werden kann, daß die angegebenen Wirkungen daraus entstehen, und dieses gründlich dargethan ist, so ergiebt es sich von selbst, daß die Vegetabilien, von dieser Seite betrachtet, die Wirkung, die man jedoch aus Erfahrung weiß, nicht thun können, und das ganze System des Herrn Macbride fällt von selbst zusammen.

§. 2.

Auch muß ich noch dieses hierbey erinnern: wenn eine solche chemische Operation in unserm Körper statt fände, so würde nie ein Mensch auf dem Schiffe

vom Skorbut befallen werden, oder wenn es geschähe, so würde schon dadurch die Wahrheit des ganzen Macbridischen Systems widerlegt seyn.

Denn das Brod, dessen sich Herr Macbride zu seinen Gährungen von dieser Art fast ganz allein bedienet hat, ist die gewöhnliche und tägliche Speise der Seefahrer. Und da seine Versuche beweisen, daß die stärksten Gährungen vom Brode, wenn es mit Wasser u. d. g. vermischt wird, entstehen; so würde eben das Brod in dem Magen der Schiffleute gewiß eine hinlängliche Gährung verursachen, und dadurch würden die flüßigen und festen Theile des Körpers immer sattsam mit fixer Luft angefüllet, und mithin vor aller Fäulniß verwahret seyn.

Nach der Meynung des Herrn Macbride und des Herrn Pringle werden dergleichen Gährungen sogar nie leichter entstehen, und auf keine Weise besser unterhalten und befördert werden, als wenn zur Fäulniß geneigte Dinge damit vermischet werden. Das ist zwar eine längst bekannte Sache, jedoch nur unter der Bedingung, welche Boerhaave im Kapitel von der Gährung angiebt, nämlich, daß laugenhafte Dinge alsdann den Grad der Gährung erhöhen, wenn sie deswegen nicht stark genug ist, weil die Schärfe und Säure allzustark war, und vorjezt wollen wir diesen Grundsatz nicht näher untersuchen.

Nun aber befindet sich Fleisch, welches ohnehin zur Fäulniß geneigt, auch öfters schon wirklich faul und stinkend ist, Brod und Wasser oder Bier alle Tage in dem Magen der Schiffleute: mithin ist die erforderte Gährung täglich zugegen, und bey dieser ist es nach des Herrn Macbride Grundsätzen unmöglich, daß der Scorbut entstehen kann, denn die Gährung verhindert seine Entstehung.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0107
DFG

Es wird nicht unrecht seyn, daß wir auch die übrigen Nahrungsmittel auf den Schiffen erzehlen: man ißt daselbst meistens Bohnen, Erbsen, Wicken, Linsen, Kichern u. d. g., der Buchweitzen ist auf den Schiffen fast die tägliche Kost. Boile schreibt in seiner Exp. Ph. Mech. Tract. ult. Art. 10. Exp. 5: „Dieser Versuch lehret uns, daß die Bohnen viel Luft in „sich haben;„ und Boerhaave zählet im Kapitel von der Gährung die Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken, und Kichern unter die zwote Klasse der gährenden Dinge. Hieraus erhellet demnach, daß die meiste, ich will nicht sagen, alle Kost der Schifleute aus solchen Dingen bestehet, welche nicht nur an und vor sich selbst, sondern noch mehr wegen des zur Fäulniß geneigten und oft schon stinkenden Fleisches zur Gährung am leichtesten geneigt sind, wie Herr Macbride und auch Herr Pringle behaupten.

Und da nun also auf den Schiffen alles das im Ueberflusse vorhanden ist und in Menge genossen wird, was nach der Meinung des Herrn Macbride im Stande ist, dem Skorbut am sichersten zu widerstehen, ihn zu verhüten, und wenn er auch schon eingerissen wäre, zu kuriren; so gewinnt es das Ansehn, als wenn es nicht möglich wäre, daß die Schiffleute jemals vom Skorbut befallen werden könnten: nur ist es aber zu beklagen, daß das System des Herrn Macbride von der Gährung und von den Wirkungen derselben nicht durch die Erfahrung auf den Schiffen bestätiget wird.

§. 3.

Ich sehe voraus, daß es dem Herrn Macbride unendliche Mühe machen wird, sein System nunmehr ferner zu beweisen und mit Gründen und Erfahrungen zu unterstützen, wenn er es auch noch so gern wollte: ich prophezeye vielmehr, daß er davon ablas-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0108
DFG

sen und es lieber ganz aufgeben wird, wenn er in der Folge einsieht, daß ihm hiezu die Kenntniß der Hauptsache, ohne deren genaue Kenntniß man nichts weiß, mangelt: ich meine die Kenntniß des menschlichen Körpers, dessen künstliche Maschine in seiner Art nicht nur die einzige, sondern auch noch niemand genau bekannt ist, welches er endlich mit uns aufrichtig wird gestehen müssen. Es können ihm die Versuche des Boile und andrer, nicht unbekannt seyn, aber er wird auch wissen, daß alle ihre Mühe und Arbeit vergeblich gewesen ist. Man kann die menschliche Maschine nicht eher genau in ihren innern Theilen besehn, als nach dem Tode, wenn sie bereits aufgehört hat, zu wirken, wenn keine Spur von der wechselseitigen Unterstützung und Wirkung der Organen unter und miteinander, keine Spur von den flüßigen Theilen, und ihren wunderbaren mannichfaltigen Kräften und Eigenschaften mehr übrig ist. Und ist denn wohl zu hoffen, daß die Zergliederung lebendiger Hunde und anderer Thiere uns diese mit einem dicken Nebel umgebene Wissenschaft entdecken werde? Ich glaube es nicht. Denn erstlich hat der allmächtige Schöpfer die menschliche Maschine, von der hier die Rede ist, auf eine ganz andre Art eingerichtet, als die Körper der Thiere. Der Mensch ist die allerkünstlichste. Zweytens sind die lebendig aufgeschnittenen Thiere, ehe man sie untersuchet, schon durch die Verwundung, die Verzuckungen, Ausdehnungen, Zusammenschaurungen, Verblutungen und Martern geschwächt, und so verändert, daß man an ihnen das, was sie als gesunde Thiere gewesen sind, nicht nur nicht siehet, sondern dagegen Wirkungen bemerket, die bey gesundem Zustande in und an ihnen nie zu sehen waren, auch nie geschahen. Wenn man mir dieses nicht zugeben will, so lese man den einzigen Wepfer nach. Hat

dieser nicht gesehen, daß die Blase eines Thieres, welchem man schon das Zwerchfell und die Bauchmuskeln ausgeschnitten hatte, sich vom Urin ausleerte? — Wir wollen uns aber um dergleichen Versuche lieber nicht weiter bemühen, denn da sie nicht einmal wie das andre, sondern oft widersprechend ausfallen, wie diejenigen, welche durch Martern der Thiere die Oekonomie des menschlichen Körpers näher kennen zu lernen suchten, mehr als zu deutlich wahrgenommen haben, so erhellet die Nichtigkeit dieser Bemühungen aus der Erfahrung.

Wer alles dieses wohlbedächtig überleget, der wird wahrhaftig in der Meynung des gelehrten Abts Plüsche, welcher der Verfasser des oben angeführten Schauplatzes der Natur ist, nichts lächerliches finden, wenn derselbe in verschiedenen Theilen dieses Buchs lehret und widerholet: der Mensch sey zur Betrachtung der göttlichen Dinge, zur Anbetung der Allmacht und Majestät Gottes in seinen Werken, und um sich aus dem reichlichen Vorrathe der erschaffenen Dinge dasjenige, was ihm zur Erhaltung und Fortbringung seines Lebens nützlich und nöthig sey, auszuwählen und zu verschaffen, in die Welt gesetzet worden; deswegen auch mit solchen Organen versehen, welche ohne sein eignes Zuthun und Mitwirken, die Geschäfte, die ihnen der Schöpfer angewiesen hätte, verrichteten. Da der Mensch aber so ernsthaften Geschäften gewidmet wäre, so hätte er einen Trieb, seine Nahrung zu suchen, eingepflanzet bekommen, und der Hunger wäre es also, der ihn darzu reitzen müßte, bey dessen Stillung ihm der Geschmack, als ein erlaubtes Vergnügen, zugesellet worden wäre. Sobald nun der Hunger gestillet wäre, so würde das Werk der Verdauung von dem Augenblicke an, da die Speisen verschlucket worden, ohne sein Wissen, auf

eine solche Weise verrichtet und vollbracht, daß der größte Zergliederer und Physiolog nicht mehr von dem, was in ihm vorgienge, wüste, als der unwissendste Bauer: und keine Kenntniß von der Erzeugung des Nahrungssaftes, der Milch, des Blutes und aller in dem Menschen befindlichen feinern Säfte hätte, damit er sich den Wirkungen und Geschäften seiner Seele und seines Körpers mit allem Eifer widmen könnte. Er kenne zwar selbst seinen Bau genau, er wisse, was für Organen er habe, wie wunderbar und erstaunlich der Bau derselben sey, wie mannichfaltig die in selbige fließende Säfte, und wie sonderbar die Bereitung derselben sey, wie die Säfte aus einem Eingeweide in das andre giengen; wie verschieden, wunderwürdig und erstaunenswürdig die Wirkungen dieser Organen und Feuchtigkeiten sey; diese Wirkungen selbst aber wären so beschaffen, daß noch kein Sterblicher so weit gekommen wäre, oder kommen würde, einzusehen, auf was Art und Weise seine Organen selbige anfiengen, fortsetzten und vollendeten: denn da der Mensch zu ganz andern Dingen bestimmt wäre, so wäre es nicht nöthig, daß er mit seinem Verstande begreifen könnte, wie alle Handlungen und Wirkungen in seinem Körper vom Anfange bis zum Ende vorgiengen, vielmehr wäre der Wille des allweisen Schöpfers, daß sie ohne des Menschen Wissen und Willen vollbracht werden sollten. Und dieses zwar auf keine andre Weise, als wie z. B. ein großer Arzt, der in der Anatomie, Physiologie und Pathologie gleich starke Kenntnisse hat, wenn er singet oder ein Instrument spielet, eben so wenig weiß, wie viel tausend Organen, wie unzählig mannichfaltig, und wie unzählige mal selbige so geschwind als der Blitz auf den Befehl seiner Seele sich verändern, in die vorige Richtung

und Lage kommen, sich bewegen und wirken, als es das zarte Kind weiß, welches er im Singen und Spielen unterrichtet. Er findet nur, daß seine Organen, so wie die Organen des Kindes, von dem allmächtigen Schöpfer auf eine wundervolle Weise so gebauet sind, daß alle Gedanken seiner Seele damit ausgeführet werden können.

§. 4.

Vielleicht möchte man mir einwenden: was hilft es denn also, sich so viel Mühe zu geben, und so viel Jahre Zeit auf die Arzneykunst zu verwenden, wenn die genaue Kenntniß unsrer Maschine über die menschlichen Kräfte ist? Es würde ja besser seyn, wenn man nach dem Beyspiele des Hippokrates einzig und allein an praktische Bemerkungen sich hielte, die Anatomie und Physiologie, als unnütze Wissenschaften, völlig verabsäumte, und nebst den praktischen Wissenschaften nichts lernte, als die Botanik und Chemie, weil diese in der Praxis selbst nützlich und beyräthig sind.

Wiewohl dieser Einwurf eine so große Unwissenheit verräth, daß er gar keine Antwort verdienet, so will ich ihn demohnerachtet deswegen beantworten, damit niemand nur den Gedanken davon in sich aufsteigen lasse.

Anfangs will ich zeigen, daß derjenige Theil des Einwurfs falsch ist, worinnen man voraussetzet, Hippokrates habe die practische Arzneykunst getrieben, ohne von dem Baue und dem Nutzen der Organen und Theile des Körpers einige Kenntniß zu haben. Wer das behaupten wollte, würde zeigen, daß er in den Schriften des Hippokrates de Officio Medici, de Fracturis, de Articulis, de Vectiario s. Mochlico, de Ulceribus, de Fistulis, de Capitis Vulne-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0112
DFG

ribus, de Alimentis, de Morbis und mehrern völlig unbewandert wäre.

Galen war so gewiß überzeugt, daß Hippokrates die Anatomie und den Nutzen der Organen und Theile des menschlichen Körpers gewust habe, daß er zu Anfange seines Kommentars über das Buch von Brüchen, besonders aber im Eingange zu dem Buche von Gelenken sich so vernehmen läßt: „Wir wollen „demnach zur Auslegung selbst schreiten, und nur „noch zum voraus erinnern, was wir oben bey der „Erklärung des Buchs von Brüchen gesagt haben, „daß nämlich die Worte des Hippokrates deutlich und „verständlich sind, und derjenige, der in den ersten „zum Grunde liegenden Wissenschaften unterrichtet, „und an die Schreibart des Hippokrates gewöhnt ist, „gar keine Erläuterung nöthig hat. Denn wenn je„mand so viel gelernet hat, daß er die Verbindung „der Knochen bey den Menschen, oder doch wenig„stens bey den Affen, recht weiß, so wird er dasje„nige, was in diesem Buche gesagt wird, gar leicht „fassen; hat er aber noch darzu selbst die Muskeln „des Körpers präparirt, und ist von Natur klug und „verständig, so bin ich überzeugt, daß ihm vieles, „was in diesem Kommentar stehet, überflüßig schei„nen wird, denn er wird die Worte des Hippokrates „bereits verstehen, ehe er anfängt, meine Auslegun„gen derselben zu lesen.„

Galen sagt ferner in der Auslegung eben dieses Buchs ad Text. 28. Tom. 12. S. 378. der Ausgabe des Charterus: „Wir wollen hier noch einmal be„merken, und auf das zurückweisen, was ich zu An„fange, gleich bey dem ersten Buche von der Art, „wie Hippokrates in Zergliederung der Körper ver„fahren habe, sagte: man wird daraus ersehen, wie „unverschämt diejenigen Empiriker sind, welche sich

„unterstehen, den Hippokrates einen Empiriker zu „nennen. Denn er ist der erfahrenste unter allen „Aerzten, die je prakticirt haben, gewesen, und hat „auf Versuche mehr Zeit und Fleiß verwendet, als „irgend jemand; er hat alles damit bewiesen, was „er unter reiflicher Erwägung vernünftiger Gründe „gefunden hat, vornämlich aber hat er sich auf die „Zergliederungskunst geleget, welche in der ganzen „Arzneykunst ungemeinen Nutzen hat. Denn es „wäre ja wahrhaftig ganz unmöglich gewesen, von „den Zufällen bey Beinbrüchen, Verrenkungen, bey „Wunden oder verschobenen Muskeln, von den Zu„fällen der Flechsen, Gelenkcapseln und Nerven so „vortreflich zu schreiben, die Kunst, ausgerenkte oder „zerbrochene Knochen wieder einzurichten, hierinnen „keinen Fehler zu begehen, schlimme Zufälle dabey zu „verhüten, oder zu vertreiben, so herrlich, gründlich „und klug zu lehren, ohne eine große Kenntniß von „dem Baue dieser Theile und von dem Nutzen zu „besitzen.„

Ich behaupte

2) Hippokrates habe zwar angefangen, die Arzneykunst wissenschaftlich zu treiben, und einen festen sichern Grund darzu geleget, aber weder Zeit noch Gelegenheit gehabt, darauf fortzubauen: daher sey er allerdings in vielen Stücken noch zu keinem hohen Grade der Vollkommenheit gelanget: er würde aber ein noch vortreflicherer Arzt gewesen seyn, wenn er das Glück genossen hätte, sich die ausgebreiteten Kenntnisse unsrer Zeiten in der Anatomie und Physiologie zu Nutze zu machen.

Daraus folget denn

3) Wenn Hippokrates in denenjenigen Dingen vollkommener und zuverläßiger ist, wo er die Anato=

mie und Physiologie genau gewust und angewendet hat, zu seinen Zeiten aber keine Gelegenheit gehabt hat, weiter darinnen zu kommen; so erhellet daraus sonnenklar, daß diese beyden Wissenschaften, als die wahren Grundsäulen und Stützen unserer Kunst nie sattsam erlernet, und nie genug bearbeitet werden können.

§. 5.

Es kann aber

4) dasjenige, was ich jetzt gesagt habe, die Wahrheit meines obigen Satzes auf keine Weise widerlegen, und dieses will ich nach und nach stückweise zu beweisen suchen. Z. B. Hippokrates hat geglaubt, die Verrichtung der Leber sey, Blut zu machen.

Er hat sich daher meistens da, wo er von dem Nutzen der Leber redet, geirret, und grobe Fehler begangen, und dieser sein Irrthum erstrecket sich auf alles das, was er auf diese unrichtige Physiologie gebauet hat: wiewohl man schlechterdings nicht sagen kann, daß er bey der Kenntniß und Kur der Leberkrankheiten grobe Fehler gemacht habe: dieses aber hatte er aus der Erfahrung erlernet, und so trägt er es vor, wiewohl es mit seiner unvollkommnen und fehlerhaften Theorie nicht übereinstimmet. Wir aber, denen bekannt ist, daß das ganze System der Pfortader so eingerichtet ist, daß es der Leber solches Blut zuführt, welches in selbiger, die zwar dem Namen nach eine Blutader, der Verrichtung nach aber eine Pulsader ist, in die Substanz der Leber gebracht wird, daselbst die Galle in die Absonderungsgänge derselben abgiebt, von da durch besondere Blutadern wieder in die Hohlader zurückfließt: daß hiernächst die Leber eine Pulsader von den Aesten der Magenpulsader bekommt, welche dieses Eingeweide erhält und nähret, und durch eigene Blutadern das rückständige Blut in

die Hohlader zurücksendet: daß sich durch die ganze Leber Nerven verbreiten, welche ihren Ursprung vom plexus hepaticus haben, und daß dieser aus dem grossen und einigen kleinern Aesten der sympathischen Nerven entspringet; daß auf der innern Oberfläche derjenigen Haut, welche die Leber umgiebt, lymphatische Gefäße liegen; daß endlich die Leber und die Gallenblase, vermittelst gewisser Gefäße oder Gänge, in einer sonderbaren Verbindung stehen, wovon zwar auf der einen Seite diejenigen nichts wissen wollen, die selbige, weil sie so fein und zart sind, nicht haben finden können: auf der andern Seite aber berühmte Männer, die in ihren Schriften der Wahrheit in allen Stücken getreu sind, die sie mit Augen gesehen, und bey Leichenöfnungen ihren Zuhörern gewiesen haben, versichern, daß sie wirklich vorhanden sind: — wir, sage ich, die wir dieses alles sehr genau wissen, weil uns die Anatomie, die Untersuchungen und Sektionen todter Körper, die Wissenschaft, die Gefäße auszusprützen, und die Vergrößerungsgläser behülflich gewesen sind, unsre Kenntnisse in diesem Fache zu erweitern, können freylich von dem Nutzen der Leber, von ihren Krankheiten und der Kur derselben, mit größerer Gewißheit und Zuverläßigkeit reden, als Hippokrates: demohnerachtet aber sehen wir den innern Bau derselben nicht völlig ein. Wer anders hiervon denket, als ich, der sage mir einmal, warum aus dem Blute, welches zum Nutzen der Leber zubereitet, durch die Puls- oder gleiche Pfortader hingebracht, in die Substanz der Leber ergossen, ja wohl gar, wenn man will, daselbst verändert wird, nichts als Galle sich absondert? und warum nicht eben so wohl der Speichel, der pankreatische Saft, Milch, Saamen u. d. g. abgesondert wird?

Will man etwa mit den Kartesianern die verschiedentlich gebildeten Gestalten der aus den Gefäßen sich

absondernden Feuchtigkeiten zu Hülfe nehmen, und selbigen eine runde, oder länglichte, oder winklichte, oder sonst eine andre veränderte Figur zuschreiben? Diese Hypothese ist von vernünftigen Weltweisen schon vorlängst, als ein Spiel des Witzes und leeres Geschwätz, das man mit nichts beweisen kann, verworfen worden. Man weiß nur deswegen, daß die Galle daselbst abgesondert wird, weil man es sieht, die innere Structur der Leber aber kann man nicht so weit ergründen, daß man durch Gründe darthun könnte, es wäre nicht möglich, daß in selbiger etwas anders als die Galle abgesondert würde. Inzwischen ist doch der Grad von Kenntniß, den wir jetzo besitzen, so beschaffen, daß wir bey Verstopfungen, Entzündungen und andern Krankheiten der Leber, viel gründlicher davon urtheilen können als Hippokrates, und eben diese gründliche Kenntniß setzt uns auch in den Stand, schicklichere Mittel, als er, in solchen Fällen anzuwenden.

Hippokrates schreibt den Nieren eine saugende oder anziehende Kraft zu, weil er den innern Bau derselben nicht kannte: wir aber wissen, daß eine Pulsader zu den Nieren geht, welche sehr weit ist, sich aber sogleich in unendlich kleine und enge schlangenförmig gewundne Aeste theilt, und da, wo die Belinischen Röhren angehen, den Urin absetzet. Wenn mich also jemand, der eine unächte Harnverhaltung hat, um Rath fraget, so werde ich daran nicht denken, daß die anziehende Kraft der Nieren hier mangele, und darauf kuriren, sondern ich werde auf die Auflösung der allzudicken Säfte oder entzündeten Theile, ich werde auf die Eröffnung der verstopften Gefäße bedacht seyn, und den Fortgang des Urins dadurch wieder in Stand zu setzen suchen. Hippokrates hat zwar in seinem Alter vieles verändert und

verbessert, was eigentlich mit seiner falschen Theorie stritt, er aber durch Bemerkungen und Erfahrung anders gelernt hatte: unsre richtigere und vernünftigere Theorie aber überhebt uns dieser Arbeit, und macht uns sogleich, wenn wir anfangen, die Praxis zu treiben, geschickt, das zu thun, was Hippokrates erst nach langen Jahren durch aufmerksame Beobachtungen erlernt hatte.

So viel wir indessen in diesem Stücke glücklicher und gelehrter sind, so wissen wir gleichwohl die Grundursache und die eigentliche Art der Absonderung des Harns eben so wenig, als Hippokrates. Denn um diese zu wissen, müßten wir nothwendig durch Gründe darthun können, daß dergleichen Blut und dergleichen Eintheilung und Figur der Gefäße keine andre Feuchtigkeit, als Urin abzusondern im Stande wäre, und wer ist wohl so kühn, vorzugeben, daß er dieses vermögend sey? den Bau der Theile wissen wir genau und zuverläßig, und daß deshalb keine andre Absonderung, als Urin geschehe, durch die Erfahrung: aus dem Baue selbst aber, wenn ich ihn auch noch so genau erzähle, wird niemand einsehen können, wie weder Speichel, noch Saamen, noch Galle, sondern lediglich Urin deswegen abgesondert werden müsse.

Wenn wir ferner das Herz, die Milz und alle übrige Eingeweide durchgehen, so finden wir zwar, daß die anatomische Kenntniße des Hippokrates eingeschränkter gewesen sind, als daß er von dem Nutzen dieser Theile etwas hätte sagen können, was nur gewissermaaßen leidlich wäre; wir aber, weil wir anatomische und physiologische ausgebreitete Kenntniße besitzen, können von dem Baue und Nutzen derselben viel wahres wissen, und vortragen. Wir sind daher weit eher, als Hippokrates, im Stande, die

allzuunruhigen oder allzuträgen Lebensgeister in Ordnung zu bringen, den allzugeschwinden oder allzulangsamen Gang des Blutes zu verbeßern; wir wissen besser, als er, die rechte Zeit und das rechte Maaß der Aderlässe und andrer hierzu dienlicher Hülfsmittel: denn weil ihm die nöthigen Gründe fehlten, so hatte er alles, was er in diesem Falle als Arzt thun konnte, aus vieljähriger aufmerksamer Erfahrung gelernet. So wahr aber auch dieses alles ist, so reicht diese gewissere und vollständigere Kenntniß unserer Lebensorgane noch bey weitem nicht zu, die Grundursachen des Lebens zu erklären: sondern wir müssen, wenn es uns gleich noch so sauer ankommt, nach genauer und aufmerksamer Betrachtung der Schicksaale aller auch noch so wahrscheinlich ausgeschmückter Systeme aufrichtig bekennen, daß wir die erste und innere Ursache, wie und warum unser Leben bestehet, ganz und gar nicht wissen.

§. 6.

Es ist mit der Arzeneykunst eben so beschaffen, wie mit der Naturlehre überhaupt. Wenn wir die Aristotelische Philosophie mit der unsrigen vergleichen, so freuen wir uns herzlich über das Licht, welches diese vor jener über die Kenntniß der natürlichen Dinge verbreitet hat; und würden den für einen wahnsinnigen Menschen halten, der die Neuern deswegen tadeln wollte, weil ihr System noch nicht so weit gehet, daß man alle Schwierigkeiten und Zweifel dadurch auflösen könnte. Die Peripatetiker philosophirten unrichtig, wir aber vernünftig über die Natur der Dinge, und können vieles so erklären, daß daraus Folgerungen fließen, die zum Nutzen der übrigen Wissenschaften und Künste, und zum Nutzen des ganzen menschlichen Geschlechts gereichen, und überhaupt in jeder Betrachtung vom ausgebreitestem Nutzen

sind. Wiewohl wir daher vieles, das von großer Wichtigkeit ist, nicht wissen, so hindert uns das doch nicht, Dinge zu lehren, die der ganzen menschlichen Gesellschaft Nutzen schaffen. Muschenbroek hat sich keine Mühe verdrießen lassen, mit dem Magnet unzählige Versuche zu machen, und bekennet gleichwohl offenherzig, die Natur dieses Steines sey ihm ein Geheimniß: wie berühmt und verdient hat er sich aber dennoch gemacht, daß er die Abweichungen und Veränderungen der Magnetnadel unter verschiedenen Polhöhen zum Nutzen der Schiffahrt in ein weit helleres Licht gesetzt hat. Wiewohl der allweise Schöpfer aller Dinge die innersten Kenntnisse derselben vor unsern Augen verborgen hat, so leitet er gleichwohl den Verstand der Sterblichen dahin, erleuchtet ihn, und ist ihm behülflich, nach Anleitung gewisser Erscheinungen und Wirkungen der Körper und Dinge, deren Grund und innere Mischung verborgen ist, zum allgemeinen Nutzen viel wundersames ausfindig zu machen, näher zu untersuchen, und auszuführen: und alles dieses würde bis itzt dunkel und unbegreiflich seyn, wenn sich die aristotelische Philosophie bis auf unsre Zeiten erhalten hätte.

Ich glaube, daß ich deutlich genug bewiesen habe, daß es mit der Arzeneykunst eben diese Bewandniß hat. Gott allein hat sich die erste und tiefste Kenntniß der Dinge vorbehalten, weil sie uns unnütz seyn würde; er nennt sich den einzigen Herzenskündiger, der Herzen und Nieren prüfet. Richard Lower, der eine vortreffliche Schrift vom Herzen herausgegeben hat, findet ganz allein in dieser Betrachtung die Auflösung unauflöslicher Schwürigkeiten. Wir haben dieses Bekenntniß im mystischen Verstande immer abgeleget, müssen es aber auch im buchstäblichen Verstande thun. Wer mir hierinnen nicht beypflichtet,

der mache einen Versuch zu zeigen, daß er mehr weiß. Hier ist Stof genug darzu!

Sechster Abschnitt.

Von der Natur und den Kräften des Kalkwassers.

§. 1.

Ich muß zwar den Herrn Macbride, als einen vortreflichen Mann, loben und ihm den größten Dank abstatten, daß er die Natur und den so herrlichen als mannigfaltigen Nutzen des ungelöschten und gelöschten Kalks in der Arzeneykunst durch seine Versuche in ein mehreres Licht gesetzt, und ausgebreitet hat: ob aber seine Auslegungen in allen Stücken das beweisen, was er damit beweisen will, daran lassen mich praktische Beobachtungen gegründeten Zweifel tragen: Die Auflösung meiner Einwürfe aber überlasse ich ihm.

Er lehret, man dürfe das Kalkwasser mit solchen Dingen, worin viel fixe Luft enthalten ist, und die leicht und stark gähren, nicht vermischen, und das zwar deswegen, weil die in diesen Dingen befindliche Luft, den im Wasser aufgelöseten Kalk wieder in natürliche kalkartige Erde verwandele, und dieses Wasser daher die Steintreibende Kraft verliere, welche es übrigens bey dem Blasenstein zu beweisen pflege. Hales habe bereits behauptet, die Blasensteine bestänben mehr als zur Hälfte aus Luft, diese nähme denn die fixe Luft an, und auf solche Weise löse sich der Stein auf. Es müßte daher in dem Magen schlechterdings die Gährung vollendet werden, ehe dergleichen mit dem Stein behaftete Personen Kalkwasser trinken dürften: und mit Milch vermischt, dürfe man es nie verordnen, weil die Milch von fixer Luft be-

reits gesättiget sey, und das Kalkwasser gleichfalls damit sättige ꝛc.

Gleichwohl sagt eben dieser Herr Macbride, die erste Gährung im Magen, die zwote Gährung in den dünnen Därmen, und die dritte faulende Gährung in den dicken Därmen höre fast nie auf, besonders bey solchen Personen, die täglich zwey, drey bis viermal zu essen pflegten.

Ueber dem ist das sogenannte gas sylvestre oder etwas dem ähnliches im Nahrungssafte, im Blute, und in allen daraus abgesonderten Feuchtigkeiten beständig zugegen. Ja nach der Meynung des erfahrnen Herrn Whytt, und des Herrn Macbride selbst vernichte die steinzermalmende Kraft das Kalkwasser nichts mehr, als der Urin.

Mithin wird das Kalkwasser, welches man in großer Menge täglich zu widerholten malen trinken muß, sowohl im Magen, als in den dünnen und dicken Därmen, welche letztern, wie Schwenk erwiesen hat, eine ziemliche Anzahl Milchgefäße haben, ingleichen im Blute und endlich hauptsächlich im Urin, so mit fixer Luft angefüllet werden, daß es weder in allen diesen Säften, weil sie viel fixe Luft enthalten, noch in Auflösung der Steine im Nierenbecken, in den Harngängen und in der Blase, etwas ausrichten oder helfen kann. Denn eben dasjenige, was uns abhalten soll, das Kalkwasser mit Milch zu vermischen, ist sowohl in den ersten und zweyten Wegen, als in dem ganzen System der Urinwerkzeuge in grossen Ueberflusse zugegen.

Wenn wir aber auch zugeben, daß im Kalkwasser noch etwas aufgelöster Kalk wirklich enthalten wäre, wenn es in den Nieren oder in der Blase unmittelbar an den Stein kommt, wird denn selbiges deswegen den Stein auflösen? Nach dem Vorgeben des Hales

ist mehr als die Hälfte des Steines fixe Luft, und die Kraft des Kalks wird entweder in die Oberfläche, oder in die innere Substanz des Steines eindringen und wirken: kommt der Kalk nur an die Oberfläche, so wird seine ätzende Kraft von der fixen Luft des beständig den Stein benetzenden Urins eingesogen werden: und der lebendige Kalk mag denn entweder abfallen, oder sich in der rauhen Oberfläche des Steines fest setzen, und daran hangen bleiben, so wird er doch nichts zur Auflösung desselben beytragen können: dringt aber das ätzende Wesen des Kalks in die Substanz des Steins ein, so wird es gewiß von der fixen Luft des Steines keinesweges gesättiget werden können: denn da man in der ganzen Natur keinen einzigen Körper findet, welcher eine solche Menge fixe Luft einsauget, und mit selbiger in einer so nahen Verwandschaft stehet, als der im Urin erzeugte Stein; so wird ganz zuverläßig das ätzende Wesen des Kalks die Größe und Härte des Steins beständig vermehren: da zumal während der Zeit eben dieser Stein beständig im Urine, der so viel fixe Luft in sich hat, schwimmt und liegt, und aus selbigem von Zeit zu Zeit neue fixe Luft an sich ziehet.

§. 2.

So viel vom Kalkwasser und dessen Wirkungen auf den Stein im menschlichen Körper; nun wollen wir die damit außer dem Körper in dieser Absicht gemachten Versuche zu Hülfe nehmen. Vor vierzehn Jahren und darüber habe ich einen Blasenstein, der wie ein Bimssein beschaffen war, in ein Pfund Kalkwasser gelegt, und über den andern Tag frisches Kalkwasser draufgegossen, endlich nach drey Monaten fand ich, daß ein großer Theil desselben aufgelöset war, jedoch nur in so fern, daß ich mit dem Federmesser ihn schaben, und Löcher hineinbohren konnte,

doch mußte ich ziemliche Gewalt brauchen, denn ausserdem gieng nicht das geringste los.

Dieses Jahr habe ich mehrere Versuche damit gemacht, und einem Blasenstein, der eine glatte Oberfläche hatte, dabey platt, nicht sonderlich dick und hart war, in einem hohen Glase in sechs Unzen Kalkwasser gelegt, über den andern Tag das alte Wasser ab und frisches drauf gegossen, und damit ein und siebzig Tage fortgefahren, nachher habe ich ihn funfzehn Tage lang in einen Pfund Kalkwasser stehen lassen, ohne das Wasser zu wechseln. Nach diesen sechs und achtzig Tagen bemerkte ich nicht die mindeste Veränderung am Steine, und konnte mit dem Federmesser auch mit ziemlicher Gewalt weder etwas loskratzen, noch ihn zerbrechen. Als ich ihn nachher nach drey und funfzig Tagen in einem Pfund Kalkwasser, ohne es abzugießen, wohl verdeckt hatte stehen lassen, fand ich nicht das geringste mehr aufgelöset. Dieses Kalkwasser aber war nach drey und funfzig Tagen so rein, als wenn es frisch drauf gegossen worden wäre, hatte weder Farbe noch Geruch und brausete mit Säuren nicht im geringsten.

2) Einen andern Stein, von eben dieser Person der zu eben der Zeit herausgenommen worden war, ließ ich neun und sechzig Tage in einem Pfunde Urin von einen gesunden Menschen stehen, goß aber täglich frischen Urin drauf: endlich ließ ich den Urin funfzehn Tage nach einander, ohne andern draufzugießen, auf dem Steine stehen: das Glas hielt zwey Pfund in sich, war mit Schweinsblase so fest verbunden, und es schien als ob in diesen funfzehn Tagen nichts daran ausgedunstet wäre. Als wir den Urin nachmals untersuchten, hatte er einen üblen Geruch, mit Eßig und Vitriolgeist aber brausete er nicht: und es offenbarte sich also durch diese Versuche, daß er noch nicht alkolisch worden war, wiewohl er so lange Zeit

über einen Körper, der eine Menge Alkali enthielt, gestanden hatte. Nach allen diesen Versuchen trockneten wir den Stein wieder gehörig, und er wog eben so viel als vorhin. Eben so wenig veränderte sich das Gewicht desselben, als ich ihn funfzig Tage lang in dem früh Morgens gelassenen Urin eines gesunden Menschen, der, wie dieses nichts seltenes ist, viel Sand auf den Boden fallen ließ, wohl verdeckt hatte stehen lassen, und nie abgegossen noch frischen daran gethan hatte. Ueber diese Erscheinung wunderte ich mich deswegen, weil ich von meinem eignen und von andrer Leute Urin, wenn ich in selbigen ein Splitterchen Holz geworfen, und es eine geraume Zeit lang hatte stehen gelassen, wahre Steine bekam. So verschieden fallen die Versuche aus!

3) In ein Glas von der nämlichen Größe goß ich auf einen großen, weißen, bimsartigen Stein ein halbes Pfund Kalkwasser, und allemal über den andern Tag wieder frisches: den zwey und dreyßigsten Tag konnte ich mit dem Federmesser etwas abkratzen, doch nicht leicht. Darauf warf ich ihn wiederum, vierzehn Tage, ohne das Wasser zu ändern, in Kalkwasser, ließ ihn nachher wieder auf frischen acht Tage lang stehen, gab ihm dann in vier Tagen zweymal frisches Wasser, und endlich blieb er doch funfzehn Tage in einerley Kalkwasser liegen. Das macht vom Anfange bis zum Ende sechs und achtzig Tage, und nach deren Verlauf lag gleichwohl nichts vom Steine aufgelöset im Wasser, mit dem Federmesser aber konnte man wieder viel abkratzen.

4) Auf einen großen, grauen, bimsartigen, harten Stein goß ich ein Pfund Brunnenwasser, wovon ich zu trinken pflege. Den dritten Tag konnte ich schon etwas davon losschaben, ich goß frisches Wasser darauf, und den fünften Tag ließ sich noch mehr ab-

kratzen. Darauf ließ ich ihn in einerley Wasser funfzehn Tage in einem mit Schweinsblase wohl verwahrten, und in einem frischen Zimmer, in einem Schranke stehenden Glase liegen. Nach Verlauf dieser Zeit sahe das Wasser schön grün, trübe, noch viel schlimmer als der Urin, der nach dem zweyten Versuche eben so lange darauf gestanden hatte, und brauste mit Eßig und Vitriolgeist eben so wenig, als jener. Der Stein ließ sich aber mit dem Federmesser so leicht zerschaben, daß ich ohne Mühe bald bis in die Mitte kam, und nachher, als ich nur ein wenig drückte, den Stein in zwey Stücke schnitt. Inwendig fand ich im Mittelpunkte dieses großen bimsartigen Steines, doch mehr nach der einen, als nach der andern Seite zu, einen kleinern Stein, braungelb von Farbe, der nicht bimsartig, sondern fester und dichter war, nebst dem auswendigen aber in zwey Stücke zerschnitten worden war.

5) Ein kleiner Stein, von braunschwärzlicher Farbe und harte, an dessen äusserer Seite viel kleine Steingen waren, lag mit dem Steine No. 4. in eben dem Glase eben so lange als jener, und die Veränderung mit selbigem war in allen Stücken eben so beschaffen, nur daß er sich nicht so sehr auflösete.

Ich legte ferner diese drey letztern Steine drey und funfzig Tage lang in ein Pfund Brunnenwasser, wovon ich trinke, ohne ein einziges mal frisches drauf zu gießen, und deckte sie fest zu: man merkte nicht, daß nur das mindeste vom Wasser ausgedunstet war. Der dritte und fünfte war wieder lockerer worden, als ich sie mit dem Federmesser schabte, der vierte aber beynahe ganz aufgelöset.

Beyläufig erinnere ich hier, daß so wohl der Urin, welcher funfzig Tage lang unverändert auf dem Stei-

ne gestanden hatte, als das Brunnenwasser, das drey und funfzig Tage auf dem Steine stehen geblieben war, so abscheulich stanken, daß man es kaum einen Augenblick auszustehen im Stande war. Beydes stank sehr arg, aber jedes auf eine andere Art. Keines von beyden brauſete jedoch mit Eßig oder Vitriolgeist. War also in diesen faulen Feuchtigkeiten, worinn ein sehr alkalischer Körper so lange gelegen hatte, nicht das mindeste Alkali enthalten? So wohl der Urin, der röthlich aussahe, als das grünliche Wasser waren beyde sehr schleimicht, und dieser Schleim hatte vielleicht das Alkali dergestalt eingewickelt, daß die Säure es nicht berühren, und in Bewegung setzen konnte. Warum blieb aber das Kalkwasser so helle, und lauter? Kann man vielleicht eben daraus etwas schließen?

Alle diese Versuche zeigen demnach, daß das Kalkwasser keine sonderliche Kraft auf dem Stein äussere, wiewohl es in einem Glase so lange drauf gestanden hatte. Denn erstlich wirkte es auf den harten und glatten Stein gar nicht; zweytens schien es auf den weichern und rauhen zwar einigermaaßen, aber doch nur wie bloßes Wasser, und nicht wie Kalkwasser gewirkt zu haben, weil der vierte und fünfte Stein in gemeinen Wasser, eben so weich, und noch weicher worden war. Weil jedoch der verschiedene Grad der Härte die Ursache der leichtern und schwerern Auflösung seyn kann, so will ich daraus, daß das gemeine Wasser den Stein mürber machte, als das Kalkwasser und der Urin, keine weiteren Folgen ziehen.

§. 3.

Man lese mehrerer Erläuterung halber die Nachrichten der Akademie der Wissenschaften zu Paris vom Jahr 1720 Hist. S. 30. Mem. S. 568. Die Aka-

demie hatte dem Herrn Littre' aufgetragen, Versuche zu machen, wie wirksam die Wasser zu Bougaille bey Vesunze — wider den Stein wären. Diese Frage war aus einer sonderbaren Bemerkung entstanden. Es waren nämlich in dieser Gegend zween Bäche, der eine hieß Bougaille, der andre Craye. So weit diese Bäche getheilt flossen, bemerkte man, daß letzterer die Steine und die festesten Hölzer mit einer ziemlich festen Steinrinde überzog, wenn selbiger aber mit dem erstern sich vereinte, und beyde in einem Bette flossen, spürete man davon nichts mehr, doch lösete der Bach Bougaille die Steinrinden, die sich in dem Bach Craye, so weit er allein floß, angesetzt hatten, ganz und gar auf. Beynahe so wie in den Comment. Litt. Norimb. vom Jahr 1735 ein rother Wein beschrieben wird, der die dicken und ungeheuren Rinden, so sich von andern Weinen in den Fässern angeleget hatten, auflösete. Da nun das allgemeine Gerücht den Wassern des Bachs Bougaille eine steinauflösende Kraft zuschrieb, so übertrug die Academie dem Herrn Littre' die nähere Untersuchung hievon.

Dieser verrichtete seinen Auftrag, so wie man von ihm erwarten konnte, mit aller Genauigkeit und möglichstem Fleiße. Er legte Stücken von Steinen, die im menschlichen Harn sich erzeuget hatten, jedes zu funfzig Gran schwer, in verschiedene gläserne Geschirre, und goß auf jeden eine andre Art von Wasser; auf den einen Wasser von dem Dorfe Arc Julien, auf den andern Wasser aus der Seine, auf den dritten Wasser aus dem Bach Bougaille, auf den vierten ein trinkbares Brunnenwasser, und auf den fünften ein Brunnenwasser, welches zwar etwas trübe, jedoch auch trinkbar war.

Er bemerkte aber, daß weder diese beyden Arten von Brunnenwasser, noch auch die Wasser von Bou-

gaille von der Art waren, daß sich Seife darinnen auflösete, oder ungekochte Erbsen weich wurden, in den ersten beyden Arten von Flußwasser aber hatte sich nicht nur die Seife aufgelöset, sondern auch die rohen Erbsen waren weicher worden.

Erst nach Verfluß vieler Monate fand er, daß die Steine, jedoch einer mehr als der andre, aufgelöset waren, und zwar nicht nur in denenjenigen Wassern, worinnen die Seife geschmolzen war, sondern auch in denen, worinnen sie unverändert blieb, doch in einigen gewissermaaßen geschwinder als in andern, aber ohne Unterschied der Natur und besondern Art dieser Wasser. Er bemerkte, daß sich der Stein eher in Wasser auflösete, wenn er ein Stück, woran keine harte Rinde war, hineinlegte. Dieses hatte er deutlich gesehen, wenn er ganze Steine ins Wasser geworfen, welche, wenn sie auch noch so klein waren, dennoch nach vier Monaten noch nicht die geringste Spur einer Auflösung zeigten. Auch war nach seinen Versuchen nicht die Verschiedenheit der Wasser, sondern vielmehr die verschiedene Festigkeit der Steine Ursache der spätern oder frühern Auflösung derselben.

Nach seinem Urtheil, (welches er jedoch mit keinem Versuche bestätiget,) mögen die Steine noch so groß und hart, ganz oder zerbrochen seyn, so lösen sie sich doch alle auf, wenn sie lange genug im Wasser gelegen haben. Endlich beschließet er mit diesem so traurigen, als in der Wahrheit gegründeten Satze, die Erzehlung der Versuche, die ein gewisser Arzt mit dem Wasser von Arc Julien zu machen willens war.

„Man könne schwerlich glauben, daß dieses Was„ser lange genug in der Blase eines Menschen sich ver„weilen, und eine solche Auflösung eines ganzen

„Steines erfolgen werde, wie mit den zerbrochenen „Stückgen Stein ausser dem Körper im Wasser ge„schehen wäre; es wäre zu besorgen, daß dieses we„gen seiner steintreibenden Kraft gerühmte Wasser, „wenn es auch einige Kraft wirklich besäße, durch „den beygemischten Urin selbige verlieren möchte; und „da endlich die Auflösung des Steins so selten und „spät erfolge, wenn er ganz mit seiner Rinde bedeckt „ins Wasser gelegt würde, so schiene es, als ob die „Auflösung desselben in der Blase vergeblich gehoffet „werden könnte.„

Folget aber aus diesem allen, daß das Kalkwasser Personen, die mit dem Steine behaftet sind, keine Hülfe leisten werde? Nein, sondern es ist vielmehr von großer Kraft, dieses bezeugen die Schriften der Engelländer. Herr Macbride hat es wahrscheinlich gemacht, und viele Versuche haben uns davon sattsam überzeugt. Am besten wirkt es in den Stein, wenn es mit Milch vermischt getrunken wird, wiewohl Herr Macbride dieses nicht zugeben will.

Und wenn dem nun also ist, so wird man mit Grunde zweifeln müssen, daß das Kalkwasser wegen der vom Herrn Macbride gerühmten Wirkungen nützlich sey, vielmehr wird der Grund seiner Wirksamkeit ganz wo anders zu suchen seyn. Denn daß Herr Macbride ihn am unrechten Orte sucht, ist vieler Ursachen halber glaublich. Meine Versuche beweisen, daß das Kalkwasser einen allzuharten und glatten Stein nicht auflöse, und auch sogar einen bimsartigen unangetastet lasse, wenn man ihn nicht mit Gewalt zerbricht, indem man hineinbohret. Da nun in der Blase vollends das Kalkwasser nur in kleiner Menge zum Steine kommen kann, und sich mit viel Urin, der seine Kraft schwächet, schon vorher vermischet: da keine Gewalt angewendet werden kann, den

Stein in der Blase, oder in den Nieren zu durchbohren oder zu zerbrechen; so gewinnt es das Ansehen, als ob die steinauflösende Kraft des Kalkwassers noch auf schwachen Füßen beruhe.

Ich will jedoch meine eigne Meynung hiervon, die ihren Grund in meinen und andrer Bemerkungen hat, anführen. Im zweyten, dritten und vierten Theile dieses Buchs habe ich eine Geschichte erzehlet, deren Wahrheit viele meiner Schüler und einige Aerzte bezeugen können. Ein Schneider hatte seit sieben Jahren viel vom Steine ausgestanden, und ich behielt ihn, um die Zuverläßigkeit seiner Genesung zu beweisen, vom Monat November 1756. bis zum Monat Junius 1757. im Krankenhauße. Dieser bekam täglich eine Unze venetische Seife und zwey Pfund Kalkwasser mit eben so viel Milch vermischt: so daß er die ganze Zeit über siebzehn Pfund Seife und funfzehnhundert Pfund Kalkwasser und eben so viel Milch genommen hatte.

Schon den dritten oder vierten Monat vom Anfange dieser Kur fieng es an, sich mit ihm dergestalt zu bessern, daß er wie ein gesunder Mensch den Urin ohne alle Schmerzen nach Belieben lassen und halten konnte: um aber seine Kur dauerhafter und zuverläßiger zu machen, fuhr ich, wie gedacht, so lange damit fort. Als er endlich aus dem Krankenhauße fortwollte, untersuchten wir ihn, wie wir vorher fast alle Monate gethan hatten, mit dem Katheter und fühlten einen in seiner Blase befindlichen harten Stein ganz deutlich, hörten es auch sogar, wenn wir mit dem Katheter dranstießen. Das nemliche fanden wir, als wir vier oder fünf Monate hernach, ingleichen als wir ein, zwey bis drey Jahr drauf ihn auf obige Weise untersuchten: er war aber dabey stets munter und gesund, und hatte nicht die mindesten

Steinschmerzen oder andre dergleichen Zufälle, wiewohl er gestand, daß er wider unsre Vorschrift gesalzene, saure und scharfe Speisen in Menge genöße, weil er ein großer Liebhaber davon wäre.

Ich lernte dadurch immer mehr zweifeln, ob Personen, die mit dem Stein behaftet wären, und bey reichlichem Gebrauch des Kalkwassers keine Schmerzen mehr empfinden, auch zugleich wirklich vom Steine befreyet würden? denn zuverläßig, können uns weder die außer dem Körper mit dem Kalkwasser gemachte Versuche, noch auch Bemerkungen an Menschen, die es getrunken haben, überzeugen, daß der Stein sich wirklich dadurch auflöse, sie beweisen, vielmehr das Gegentheil.

Es könnte mir zwar jemand erwidern: ich würde selbst einsehn, daß dieser Gedanke ungereimt wäre, wenn man behauptete, der Stein, welcher doch bey Personen, die damit behaftet sind, anhaltende und die heftigsten Schmerzen verursachet, könne in der Blase liegen, und sich durch kein Zeichen verrathen Ich habe zwar oben in den angeführten Theilen dieses Buchs schon oft darauf geantwortet, ich will aber meine Antwort nochmals kurz zusammenziehen, und nur sagen, daß, wer diesen Einwurf macht, nicht bedenke, daß 1) Leute, die wirklich den Blasenstein haben, zuweilen, eine Zeitlang so wenig davon empfinden, daß sie glauben, er sey gar verschwunden; 2) daß es eine Menge Menschen gebe, die viele große und schwere Steine in der Blase und in den Nieren haben, und in ihrem Leben so wenig davon fühlten und wüßten, daß man erst nach ihren Todte entdeckte, daß sie Steine gehabt hatten: dergleichen Fälle habe ich aus dem Heurnius, Hellerius, Bagliv, Herrmann Oosterdyk Schacht, Loßius, de Pozzis und mehreren Schrif-

ten, in den vorigen Theilen dieses Buchs in Menge angeführt.

Viel große Aerzte haben nicht begreifen können, wie es doch möglich sey, daß etwas so ungewöhnliches und erstaunliches wirklich geschähe. Johann Crato von Kraftheim sagt Cons. 315: „Auch sogar „die Steine in der Blase machen nicht allemal Schmerzen, sondern wenn sie mit Schleim überzogen sind, „fühlen die damit behaftete Personen oft in ihrem ganzen Leben nichts davon, und erst nach ihrem Tode, „weißt sichs aus, daß sie Steine gehabt haben.“

Der berühmte de Sauvages, welcher nicht ganz leugnet, daß der Stein sich auflösen und kleiner werden könne, sagt in dem vor kurzen herausgegeben: Tom. III. Part. 2. de Class. Morb. ausdrücklich. „Das Kalkwasser und die Venetische Seife überziehen „den Stein mit einem weißlichten milden Schleime, „so daß er in der Blase keine Schmerzen weiter „machet.“

Der vortrefliche Whytt zieht aus der merkwürdigen Geschichte des Ritters Horatius Walpole und anderer den Schluß, daß, wenn auch die Steine im menschlichen Körper sich nicht auflöseten, so würde doch ihre rauhe Oberfläche so glatt, und überzöge sich dergestalt mit Schleime, daß sie nachher weiter keine Schmerzen machten, auch keinen Urin weiter ansaugten, noch durch ihre Schwere lästig würden, besonders wenn sie so langsam wüchsen, daß der damit behaftete ihrer gewohnt würde, und die Blase nicht sonderlich reitzbar wäre.

Dieses mag hinreichend seyn, dem Herrn Macbride zu zeigen, daß ich wichtige Gründe habe, zu zweifeln, ob die Kraft des Kalkwassers darinn be-

stehe, daß es die fixe Luft aus dem Steine in sich zieht, und ihn dadurch mürbe macht? und daß es daher nöthig sey, weit mehrere Versuche damit zu machen, wenn er das beweisen will.

§. 5.

Ich kann gar nicht bergen, daß ich, so wie ich den Herrn Macbride in der gegenwärtigen Sache um Vervielfältigung seiner Versuche anspreche, auch glaube, daß ich es in Ansehung seiner übrigen Erfahrungen mit gutem Fug thun kann. Ein, zween, und noch etliche Versuche, die er in seinem vortreflichen Werke zum Beweis eines Satzes erzählt, sind meines Erachtens nicht hinreichend, einen vollen und uneingeschränkten Schluß daraus herzuleiten. Oläus Borrichius lobte das Kalkwasser seiner steinauflösenden Kräfte wegen, und dieses bewog die größten Aerzte, einen Woyt, Pringle, Alston und andre, dieses Kalkwasser auf mancherley Art zu untersuchen, um endlich einmal mit Gewisheit zu erfahren, von was für Natur es eigentlich wäre, und wie es in den Stein wirkte. Da sie aber nicht genug Versuche hierüber bekannt gemacht haben, auch selbst in ihren Meinungen getheilt sind, so haben sie der Ungewißheit, in welcher die Naturforscher und Aerzte sich in diesem Stücke befinden, dadurch nicht abgeholfen. Auch die häufigsten Versuche sind in Wahrheit fast nie hinreichend, wie ich aus Erfahrung versichern kann.

Ich erinnere mich, wie emsig und unermüdet meine Arbeiten vormals auf Entdeckung verschiedener Dinge in der Natur, die noch Geheimnisse vor unsern Augen sind, gerichtet waren; bald war ich mit meiner Arbeit vergnügt, bald unzufrieden, je nachdem sie ausfiel. Unter andern spürte ich eine besondere Begierde in mir, die Geschichte des menschlichen Blutes,

die schon viele zu bearbeiten angefangen haben, genauer zu entwickeln, und mehr als zwanzig Jahre lang, habe ich mich damit beschäftiget. Endlich machte ich im Jahr 1755 hier in Wien an dem Blute von hundert und funfzig Menschen, das ich auf mancherley Art auffieng, und bearbeitete, Versuche, schrieb selbige jedesmal augenblicklich nieder, und sammlete in der That sehr viele Bemerkungen, welche ich in verschiedenen Theilen dieser Jahresschrift, besonders aber im ersten, der Welt bekannt machte. Alles, was ich daraus gelernt habe war: erstlich daß vieles zweifelhaft, auch wohl ganz falsch ist, was ich andern auf ihr Ansehen oder aus vorgefaßter Meinung vom menschlichen Blute nachgeglaubet hatte, und fürs andre die Bestätigung jenes Ausspruchs des Cicero: „von dergleichen Dingen läßt sich leichter mit „Gewißheit sagen, was sie nicht sind, als was sie „sind.“

§. 6.

Ich lasse jedoch deswegen den Muth nicht sinken! Der große Muschenbröck hat in einer im Jahr 1730. zu Utrecht öffentlich gehaltenen Rede von der Art und Weise, wie man physische Versuche anstellen soll, Regeln gegeben, die ich nebst den vom Baco Verulam, Boyle, Boerhaave und Gravesand ertheilen in beständigen Andenken, und durch sie geleitet, seit drey Jahren meine Arbeiten von neuem angefangen, und mehrere Versuche gemacht habe. Für diesmal habe ich besonders bedauert, daß die Versuche so verschieden ausfielen, und dasjenige, was mir zehnmal als unwidersprechlich gewiß vorgekommen war, sich wiederum ganz anders und verschieden zeigte, wenn ich gleich glaubte, ich hätte die Versuche ganz genau und mit aller Behutsamkeit in allen Stücken eben so

gemacht, wie vorher. Ich gieng darauf die von Muschenbröck gegebenen Regeln nochmals durch, erwog genau, worinn ich vielleicht gefehlt haben möchte, und hoffe, bey Bekanntmachung meiner zum drittenmal vorgenommenen Arbeiten und Versuche etwas völlig bestimmtes schreiben zu können.

Wir pflegen, wenn wir uns mit wichtigen Dingen beschäftigen, auf Kleinigkeiten nicht Achtung zu geben, und wenn wir darauf unsre ganze Aufmerksamkeit richteten, so würden wir oft das ganze Geheimniß entdecken. Wer ist aber wohl, dem so etwas nicht zuweilen misrathen sollte? Muschenbröck fand, daß die Versuche im Winter ganz anders ausfielen, als im Sommer, bey feuchter Witterung sich anders zeigten, als bey trockner. Die Erfahrung lehret, daß es einen beträchtlichen Unterschied macht, ob das, was man zu einem Versuche braucht, in gemeinen Gläsern, oder in krystallnen Gefäsen gestanden hat, ja daß sogar die Versuche sich ändern, wenn man die Feuchtigkeit in Venetianisch oder in Pariser Krystallgläser gegossen hat. Sind nicht selbst die Wasser, deren man sich bey vielen Versuchen bedienet, unendlich verschieden, und findet man nicht, daß einerley Wasser aus einem und eben demselben Brunnen im Geruch, Geschmack und Farbe verschieden ist, und so wie es sich selbst ändert, auch bey Versuchem nothwendig Aenderungen machet?

Wenn man irrdene Geschirre dabey braucht, und der Töpfer hat in der Zusammensetzung und Bearbeitung des Thons, oder beym Glasuren seines Nutzens oder der Verbesserung oder Zierrath halber, etwas anders gemacht, als vorher, müssen dann die Versuche nicht anders ausfallen? Auch die Versuche, die wir mit Kleinigkeiten machen, weichen von denen, die

man im Größern unternimmt, ab. Wenn z. B. ein oder zwey Quentgen Fleisch, wie solche Fälle in den Versuchen des Herrn Pringle und Macbride vorkommen, geschwinder faulen, oder sich länger frisch halten, wenn man das oder jenes dazu thut oder damit vornimmt, so folget daraus nicht, daß es mit großen Stücken eben so ergehen werde. Kleine Massen werden eher durchdrungen oder bedeckt, oder mit einer Art von Rinde überzogen, und halten sich also in gewissen Flüßigkeiten ꝛc. länger, als große Stücken, bey welchen dieses alles nicht so geschiehet. Mit einem Worte, man kann bey Versuchen nie klug und vorsichtig genug seyn. Dieses erfahre ich täglich in theoretischen, noch mehr aber in praktischen Versuchen. Es sind nun vierzig Jahre, daß ich mich meiner Wissenschaft aus allen Kräften widme, und alle Tage sehe ich mehr ein, in welchen Stücken ich der Arzeneykunst nützlich gewesen bin oder nicht. Meine noch übrigen gesunden Tage, die mir Gott schenken wird, weihe ich ganz der Verbeßrung und Ausbreitung der Arzeneywissenschaften zum Ruhme dessen, der mich darzu ausrüstet. Und eben das sehe ich vom Herrn Macbride voraus; seine Rechtschaffenheit läßt mich zuverläßig hoffen, daß er seine meisten Versuche öfter widerholen, und verbessern wird. Vormals glaubte er, das Fleisch faulte, wenn es nicht in der Luft hienge; er widerruft es, da er eine vollkommene Luftpumpe dazu gebraucht hat. Er bekennt, daß die Kräfte der Fieberrinde im Versuchen weit eingeschränkter sind, als in der klinischen Praxis. Wiewohl er aus seinen Versuchen mit Recht schließen zu können glaubt, daß geschlachtetes Fleisch durch laugenhafte Dinge von der Fäulniß verwahret werde, so ist er doch weit entfernt, den Laugensalzen, auch in lebendigen Körpern diese Kraft beyzulegen, sondern er sagt vielmehr zu Folge klinischer Beobachtungen, daß

Huxham recht habe, wenn er alkalische Dinge in lebendigen Körpern, und besonders in hitzgen Fiebern für Gifte hält, und daß der Leibarzt Pringle ihm von dem Gegentheile nicht überzeugt habe. Von einem so aufrichtigen Manne läßt sich alles erwarten. Zum Schlusse dieses Kapitels empfehle ich noch vier herrliche Streitschriften von der Natur und den Kräften des Kalkwassers. Die erste ist vor siebzig Jahren von Burlet geschrieben und steht in den Act. Acad. Sc. Paris. vom Jahr 1700. Die zwote ist von dem Herrn Alston, Professor in Edimburg im Jahr 1752 Die dritte vom Herrn Professor Jäger in Tübingen im Jahr 1768 und die vierte von einen Collegen, dem Herrn Professor Jacquin in Wien im Jahr 1769, und letztere zwar mit vorzüglichem Fleiße geschrieben und herausgegeben worden.

Drittes Kapitel.

Von der Hülfe, die man den im Wasser verunglückten, oder auf andre Weise in der Gefahr der Erstickung befindlichen Personen, sie mögen nun ganz todt zu seyn scheinen, oder nicht, oder sich so stellen, leisten soll.

Inhalt.

§. 1. Ursachen, warum man jezt in ganz Europa so bemühet ist, Mittel zu Rettung ertrunkener Personen ausfindig zu machen. §. 2. Nachricht von meinen in dieser Absicht angestellten, theils glücklichen, theils vergeblichen Versuchen. Mannigfaltige Arten von Rettungsmitteln. §. 3. Versuche an funfzehn Hunden. Untersuchung, ob bey Ertrunknen der Luftröhrendeckel (Epiglottis) aufgerichtet sey, und ob Wasser in ihre Lungen trete. §. 4. Versuche an zween Menschen, einem Manne und bey einer Frau, die bey jenem fruchtlos, bey dieser aber glücklich ausfielen. Noch ein glücklicher Versuch. §. 5. Anmerkungen über das bisher erzählte. Bey der neunten Anmerkung etwas von den verschiednen Abstufungen des Lebens, welche durch physische Versuche bestätigt werden. Gewisse und bestimmte Kennzeichen des Lebens und des Todes kann man weder aus der Länge der Zeit, da ein Mensch im Wasser gelegen, noch aus der Anwendungsweise und Anordnung der Rettungsmittel hernehmen. Ob der Schaum vor Mund und Nase ein Kennzeichen sey, daß keine Hülfe mehr geschaft werden könne? wird geleugnet: weil 1) diese Erscheinung kein Kennzeichen des in die Lungen getretenen Wassers, auch 2) kein ungezweifeltes Merkmal des Todes ist. Bey dieser Gelegenheit wird des

Hippokrates Aphorismus 43. Sect. 2. erklärt. Drey Beyspiele von Menschen, die das Schaumen vor Mund und Nase ohngeachtet, wieder auflebten. §. 6 Kundmanns Meynung, daß es unmöglich sey, Ertrunkene nach Verlauf einer gewissen Zeit zu retten, wird durch Beyspiele widerlegt, so wie hingegen sein anderer Satz, daß viele, die nicht ganz wiederhergestellt worden, über kurz oder lang elendiglich umkommen müssen, durch vier Beyspiele bestätigt wird. §. 7. Dreyerley Meinungen von der Bedeutung verschiedener Arten des Athemholens bey Menschen, die man aus dem Wasser gezogen, werden untersucht, und unzureichend befunden. §. 8. Dem gemeinen Besten kann die Ungewißheit in verschiednen Dingen nicht nachtheilig werden, wenn man sich nur nach demjenigen richtet, was gewiß, und bestätiget ist. §. 9. Anwendung ähnlicher Mittel bey Personen, die durch Kohlendampf mephitische Dünste in Brunnen und Gruben erstickt, erhängt, oder unterm Schnee erstarrt sind. §. 10. Anwendung auf verschiedne Krankheiten, nebst einigen hieher gehörigen Beyspielen.

§. 1.

Die Liebe des Nächsten und die Beförderung des gemeinen Besten hat schon längst den allgemeinen Wunsch erreget, denen im Wasser verunglückten thätige Hülfe leisten zu können. In den über hundert Jahr schon bekannten Schriften eines Pechlin und Bartholin werden dergleichen Fälle erzählt. Aehnliche Beobachtungen hat man in allen Ländern gemacht, und solche Unglückliche gerettet. Pechlin, Bathurst und Derham haben die Geschichte der berüchtigten Anna Green, die gehängt worden war und wieder auflebte, beschrieben, und in Wien ist eine ähnliche bekannt. Im Kriege geschiehet es nicht selten, daß

Personen, die vom Scharfrichter gehangen worden, oder die sich selbst gehangen haben, und todt scheinen, dennoch nicht völlig erstickt sind. Im Königreiche Neapel giebt es eine Höhle, Grotta del Cane genannt, worinnen alle Hunde in einer Minute todt zu seyn scheinen, und gewiß todt bleiben würden, wenn man sie nicht sogleich in einem See, Agnano genannt, einige Minuten lang untertauchte, worinnen sie wieder aufleben: diesen Versuch hat man auch mit grössern Thieren und Menschen gemacht, und allemal richtig befunden. Man hat Menschen aus Kellern worinn Most gährt, aus lange verdeckt und verschlossen gewesenen Höhlen und Brunnen, aus Gruben und Bergwerken für todt herausgezogen; andre hat der Kohlendampf dem Ansehen nach, erstickt, und doch sind solche scheinbare Todte oft wieder zum Leben gebracht worden. Dieses alles sowohl, als weil unter so viel tausenden, die man für wirklich todt gehalten zuweilen einige von freyen Stücken Zeichen des Lebens von sich gegeben haben, zuweilen durch allerhand Hülfsmittel wieder zum Leben gebracht worden, hat jedermann überzeuget, es sey eine der nützlichsten Beschäftigungen, dergleichen Verunglückten, wenn sie auch nicht von selbst einige Zeichen des Lebens äußern, thätig beyzuspringen. Wiewohl man nun nicht sogar oft Nutzen von dieser Arbeit gehabt hat, so hat man doch mit gutem Grunde geglaubt, es sey gut, diese Versuche auch an mehreren, ja an allen Personen, die man nachher als wirklich todte begraben wollte, zu machen: Und diese Menschenliebe hat die Schlesier, Pommer und Holländer bewogen, unermüdet in diesen Anstalten zu seyn; worauf denn endlich die Sache dahin gediehen ist, daß die Kaiserin Königin einen Befehl ins Land ergehen lassen, dieses an allen Personen, die an solchen oder ähnli-

chen unglücklichen Zufällen gestorben zu seyn schienen, aus Menschen- und noch mehr aus Christenliebe zu thun.

§. 2.

Ehe aber noch dieser Befehl öffentlich gegeben wurde, trieben mich oben gedachte Fälle an, bey der höchsten Landesobrigkeit zu bitten, daß man anbefehlen möge, diejenigen Personen, die in der Nähe von Wien im Wasser verunglückt, und herausgezogen worden wären, in mein Krankenhaus schaffen zu müssen: und die Kaiserin war so gnädig, mir diese Bitte sogleich zu gewähren.

Der Ruf von meinem Vorhaben breitete sich immer weiter aus, und einmal kam in der Nacht ein Wundarzt von dem eine Stunde von hier gelegnen Dorfe St. Veit zu mir, und bat mich um guten Rath, was er machen sollte, da man in seiner Gegend einen Mann und eine Frau im Wasser todt gefunden, und herausgezogen hätte. Ich gab ihm den Wundarzt aus dem Krankenhause mit, unterrichtete diesen zuvor auf alle Fälle, und ließ ihn die Instrumente, die ich in dieser Absicht hatte machen lassen, mitnehmen. Unterdessen war ein andrer Wundarzt vom Lande darzugekommen, dieser hatte alle nöthige Hülfsmittel angewendet, und als die von mir abgefertigten Leute ankamen, fanden sie den Mann ziemlich wieder hergestellet; die Frau aber hatten sie nicht zum Leben bringen können, weil diese, wie bey dergleichen in Wasser verunglückten Personen zu geschehen pfleget, der Schlag gerühret hatte, und sie schon am Rande des Grabes sich befand. Man ließ ihr hierauf zur Ader, rieb ihr die Glieder fleißig, gab ihr etliche Clystiere von Tobacksrauch, blies ihr auch dergleichen in die Nase, reizte ihren Schlund, preßte

zu verschiedenen malen die Brust zusammen, und nächst göttlicher Hülfe brachte man sie so weit, daß unser Wundarzt, als er früh fortgieng, sie beym Leben, und ganz gesund verließ, außer daß sie noch über Kopfweh klagte.

Nicht lange darauf brachte man gegen Abend eine Frau aus der Abtey Klosterneuberg auf einem Wagen, worauf sie wohl bedeckt auf dem Rücken lag, ins Krankenhaus: diese hatte am Abhange eines Berges bey den Weinstöcken gearbeitet, und ein reissender Sturm hatte sie vom Berge herab fortgerissen, und in den unten fliesenden Bach geworfen. Sie mochte etwa eine halbe Stunde im Wasser gelegen haben. Als man sie herausgezogen hatte, war nicht das mindeste Zeichen vom Leben an ihr zu spüren gewesen: wir brachten drey ganzer Stunden in der Beschäftigung zu, ihr zu helfen: wir ließen ihr erst am Arme, hernach aus der Droßelader (vena iugularis) am Halse, und auf beydemal etwa acht Unzen Blut weg, mehr konnten wir nicht bekommen: wir gaben ihr verschiedene Klystire von Tobacksrauch, und bliesen ihr solchen zu wiederholten malen in die Nase. Hiernächst reitzten wir ihren Mund und die Nase mit starken Gerüchen, wir machten allerhand Bewegungen, ihre Brust verschiedentlich zu drücken, zu erweitern und zusammen zu pressen, wir legten sie in ein gewärmtes Bette vor den geheitzten Ofen; wir bliesen ihr mit einem dazu geschickten Blasebalge Luft in den Mund, und hielten während der Zeit, als die Luft in die Lungen herabgehen sollte, ihren Mund und Nase fest zu; wir rieben sie über und über mit wollnen Tüchern, die mit allerhand Gewürzen durchräuchert waren; wir tauchten eine Feder in Oehl ein, steckten sie ihr in den Schlund, und setzten sie dazu aufgerichtet hin, daß sie sich bre-

chen sollte; wir bliesen ihr, einer um den andern, so stark, und so lange wir es aushalten konnten, unsern eignen Othem in den Mund ein, löseten einander dabey ab, und hielten während der Zeit ihre Nasenlöcher fest zu, und so beschäftigten wir uns drey Stunden lang ununterbrochen mit ihr. Nachher mußte sich auf jede Seite eine Weibsperson zu ihr ins Bette legen, und sich so zudecken, daß sie heftig schwitzte, und fünf Stunden neben ihr liegen bleiben; beyde Weiber kamen in einem starken Schweiß und fühlten, daß auch diese Person feuchte würde, spürten aber nicht die geringste Wärme an ihr. Als die Weiber wieder aufgestanden waren, widerholten wir noch viele von den vorigen Versuchen, und endlich setzten wir sie, wie sie war in ein warmes Bad von Flußwasser aus der Donau, worinnen wir sie, so lange sie darinnen gehalten wurde, beständig über und über reiben ließen. Wir richteten aber mit alle dem nichts aus. Endlich fiel uns noch etwas ein: im Fallen war ihr an der Stirne und am linken Backen die Haut etwas wund worden, weil sie sich daran gestossen haben mochte: es konnte die Quetschung auf der Stirne wohl heftig, und die Zusammendrückung des Gehirns die einzige Ursache ihres Todes seyn. Dieses wollten wir den Nachmittag, nach der Vorlesung, untersuchen, wir bemerkten aber schon einen so üblen Geruch, der uns an ihrem wirklichen Tode nicht mehr zweifeln ließ, daß wir sogleich Anstalten zu ihrem Begräbniß machen ließen.

Es möchte wohl vielen unsre Arbeit zu lange fortgesetzt scheinen, und man könnte vielleicht glauben, wir hätten uns unnöthiger Weise zu viel Mühe gemacht, besonders weil uns die Quetschung besorgen ließ, sie hätte sich im Kopfe etwas verletzet: aber dergleichen Muthmaaßungen betrügen gar oft; und über-

dem redeten mir theils die Umstehenden zu, theils trieben mich ähnliche Fälle an, fortzufahren, und wenn ein Mittel nichts helfe, immer noch mehrere zu versuchen, weil zuweilen die letzten Bemühungen die glücklichsten zu seyn pflegen. Wenn sie nicht schon angefangen hätte zu riechen, würden wir auch ihre Quetschung am Kopfe näher untersuchet haben.

§. 3.

Als nachher der kaiserliche Befehl herauskam, gab ich mir alle ersinnliche Mühe, durch Versuche an Thieren die dabey mögliche Hülfe immer weiter zu treiben: nicht in der Meynung, als ob ich von Thieren auf Menschen schließen wollte; sondern um eine bequeme Gelegenheit zu Anwendung der Hülfsmittel zu haben, selbige nach Gefallen zu verändern, umzukehren, zu vervielfältigen, zu verlängern, verschiedene Instrumente dabey zu gebrauchen, und neue auszusinnen, und dadurch eine zuverläßigere und sichere Methode ausfindig zu machen, wie man den im Wasser verunglückten Personen beyspringen solle.

Indem ich mit dergleichen Gedanken beschäftiget war, und mit meinen Freunden darüber berathschlagte, hörte ich von jemand, der es mit seinen eignen Augen angesehen hatte, daß man in London verschiedene mal so glücklich gewesen wäre, ertrunknen Thieren, und einmal einer im Wasser verunglückten Weibsperson dadurch zu helfen, daß man den Luftröhrenschnitt (bronchotomia) an ihnen machte, und an die Oefnung jemand den Mund hielt, der den Othem eine Weile einblies und wieder einziehen mußte. Diese Methode sollte alle andre bekannte Hülfsmittel weit übertreffen.

Den vier und zwanzigsten July 1769. machte ich den Anfang ähnliche Versuche anzustellen. Ich

ließ einen ziemlich großen jungen Hund in einen weiten Sack stecken, und in ein großes mit Wasser angefülltes Faß werfen. Da er sich nicht viel bewegen konnte, so mußte er in kurzem todt zu seyn. Nun wollte ich versuchen, was der Luftröhrenschnitt vor Nutzen schaffen würde. Man spürte nicht das mindeste Zeichen des Lebens mehr an ihm, ich ließ also die äußern Bedeckungen und Muskeln am Schlunde aufschneiden. Nun sind aber an den Hunden die knorplichten Ringe so breit, daß fast gar kein Raum zwischen ihnen befindlich ist; wir schnitten also deren dreye durch, und brachten in die Oefnung ein Röhrgen: dieses vermachten wir ringsumher so fest als möglich, verstopften den Mund und die Nasenlöcher des Hundes, und bliesen ihm einer nach dem andern unsern Othem, bald so, wie man ordentlich ein und auszuathmen pflegt, bald geschwinder und stärker, ein: und während der Zeit griffen wir mit der Hand auf dem Leibe und auf der Brust herum, drückten bald ein-, bald auswärts, und beschäftigten uns wohl eine halbe Stunde mit ihm, aber ohne allem Erfolg.

Nach diesem vergeblichen Versuche nahm ich die Th. 8. und. 9 beschriebene Maschine, die Herr Martin in seinem französischen Wörterbuche sehr genau geschildert hat, und ließ dem Hunde damit ganz gemächlich und langsam warmes Wasser einsprützen: nachdem wir dieses fünf Minuten lang gethan hatten, lief ihm das Wasser wieder zum Maule heraus, ohne daß man jedoch einige Zeichen des Lebens an ihm hätte spüren können. Als ich am sechs und zwanzigsten July Versuche mit einem zweyten Hunde anstellen wollte, bat ich den Freund, der diese Versuche in London mit angesehen hatte, er möchte uns hierbey behülflich seyn. Es war ein großer Hund, wir konnten ihn dahero nicht wie den ersten in einen Sack

stecken, sondern banden ihm die beyden Hinterbeine, steckten ihn mit dem ganzen Leibe unter das Wasser, und hielten ihn, daß er nicht wieder heraus kommen konnte; weil aber der Hund sich gar erschrecklich ungeberdig stellte, so war dieses eine sehr beschwerliche Arbeit. In drey Minuten schien er im Wasser erstickt und todt zu seyn: und dann schnitten wir ihm die Kehle dergestalt auf, das wir keinen Ring durchschnitten, sondern zwischen zween derselben eine Queeröfnung machten, worein wir ein Röhrgen steckten, und es ringsherum wohl verwahrten, daß keine Luft darneben heraus und herein konnte. Uebrigens verfuhren wir in allen Stücken genau eben so, wie mit dem ersten Hunde, es erfolgte aber weiter nichts, als daß ein wenig Schaum zum Röhrgen heraus kam.

Fünf und dreyßig Minuten beschäftigten wir uns vergeblich mit ihm, hierauf bliesen wir ihm nicht länger von unserm Othen ein, sondern nahmen einen Blasebalg, befestigten denselben genau an das Röhrgen, fuhren anfangs eine halbe Stunde, und noch vier Stunden nach einander fort, es zu thun, konnten ihn aber nicht zum Leben bringen.

Den dritten Hund, an welchem ich den sieben und zwanzigsten July den Versuch machte, steckte ich in einem weitläuftig geflochtenen Korbe ins Wasser, theils um zu sehen, wie er sich bemühte zu schwimmen, aus dem Korbe und aus dem Wasser herauszukommen, theils die Londner Versuche vollkommen nachzumachen. Es währte fünf Minuten, bis er alle Bewegung verlor; wir öffneten ihm als dann, wie dem vorigen, die Luftröhre, steckten in die Wunde ein Röhrgen, bliesen mit einem Blasebalge Luft hinein, und bewegten und drückten den Leib und die Brust immerfort. Damit brachten wir eine halbe Stunde und fünf Minuten zu, drey Minuten ausgenom-

men, als so lange nämlich eine große Menge Schaum mit etwas Blut vermischt durch das Röhrgen herauskäm.

Das war nun schon der dritte mißlungene Versuch: wir drückten hierauf die Wunde zusammen, nehten die Bedeckung feste zu, und setzten den Hund in ein warmes Bad, doch so, daß der Hals und Kopf aus dem Wasser hervorragte, weil sonst etwas Wasser durch die Wunde in die Lungen hätte laufen mögen. Eine halbe Stunde lang ließen wir ihn im Bade, rieben ihn dabey beständig, und bewegten und schüttelten den Leib und vorzüglich die Brust. Nachdem wir ihn abgetrocknet hatten, bliesen wir ihm von neuem eine halbe Stunde lang durch den Blasebalg Luft ein, und wiederholten dieses noch dreymal, alle Stunden: er wurde aber im warmen Wasser nicht wieder warm, und zu Anfange der Operation entgieng ihm der Unrath.

Den acht und zwanzigsten July ersäuften wir den vierten Hund abermals in einem Korbe, und nach fünf Minuten gab er kein Zeichen des Lebens mehr von sich. Wir durchschnitten die Luftröhre wie vorhin, und beschäftigten uns eine ganze Stunde lang, durch ein an einem Blasebalg befestigtes Röhrgen ihm Luft einzublasen. Nachdem wir selbiges herausgezogen, floß ein wenig schaumigtes Wasser aus der Luftröhre.

Indem wir angefangen hatten, Luft einzublasen, öffneten wir 2) sogleich die Drosselader, 3) strichen ihm Salmiakgeist (Spir. salis) mit einer Feder in und an die Nase; 4) gaben ihm ein Klystier von Tobacksrauch, fuhren dabey immer fort Luft einzublasen, und sahen mit Vergnügen, daß die Brust und der Leib sich wie beym natürlichen Ein- und Ausathmen immer bewegte, welches bey den vorigen Hunden nicht so sichtbar geschie-

hen war. 5) Indessen ließen wir nicht ab, die Brust und den Leib zu reiben, verschiedentlich zu wenden und zu legen, und immer zu bewegen; 6) bliesen wir ihm Tobacksrauch in die Nase; 7) rieben den ganzen Hund, besonders am Bauche, wo er nicht so dicke Haare hatte, mit gewärmten Brandewein ein; 8) wiederholten wir das Klystier von Tobacksrauch; 9) wenn wir aufhörten, ihm Luft einzublasen, so bliesen wir ihm Tobacksrauch ins Maul, und hielten dabey die Nasenlöcher und die Oefnung in der Luftröhre fest zu; 10) setzten wir ihn in ein warmes Bad, worein wir, um es reitzbarer zu machen, viel Küchensalz warfen, liessen ihn auch drey Viertelstunden darinne, und 11) diese ganze Zeit über rieben wir ihn beständig; er wurde aber dabey ganz starr und steif.

Als ich nach den Londner Versuchen noch genauer mich erkundigte, so erfuhr ich, man habe außer dem Luftröhrenschnitt auch die Drosselader geöfnet, einige Arten von flüchtigen Geistern in die Nase mit Federn eingebracht, und fleißig eingerieben: auf diese Art hätte man eine Weibsperson wieder zum Leben gebracht, ein einziger Hund aber hätte sich nach dem Luftröhrenschnitt wieder erholet. Weil ich noch nicht gewiß überzeugt war, ob das Oefnen der Luftröhre so nöthig wäre, so fragte ich, ob man glaubte, die Luft, die man durch den Mund einbliese, käme nicht so gut in die Lungen hinunter, als die man in die Wunde der Luftröhre gehen ließe? Man antwortete mir: die Stimmritze (glottis) wäre bey Ertrunkenen mehrentheils krampfhaft zusammengezogen, und deswegen wäre die Oefnung der Luftröhre der einzige Weg, sie wieder zum Leben zu bringen.

Wäre uns dieser Versuch glücklich von statten gegangen, und die Antwort auf meine Frage richtig gewesen, so hätten wir die Oefnung der Luftröhre,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0149
DFG

da zumal die Operation schon einigermaaßen schmerzhaft, und daher vielleicht auch deswegen nützlich ist eine Art von Reitz zu verursachen, allen übrigen hiebey gewöhnlichen Hülfsmitteln vorgezogen: da wir aber, wie sich bey den Hunden, mit denen wir in der Folge Versuche machten, zeigte, die Stimmritze allezeit offen, und so wenig mit dem Kehldeckel (epiglottis) bedeckt fanden, daß wir diesen nicht einmal zurückzustoßen brauchten, wenn wir ein Röhrgen in die Luftröhre stecken wollten, sondern es bequem daneben hineinbringen konnten, so fiel unser Zutrauen auf jenes Mittel ganz weg.

Littre' hat häufige Gelegenheit gehabt, ertrunkene Menschen und Hunde zu untersuchen, und hat bey der Gelegenheit den Kehldeckel allezeit aufgerichtet, und die Stimmritze mithin offen gefunden. Daraus sollte man zwar schließen, daß nothwendig Wasser in die Lunge eindringen müßte, welches gleichwohl gar selten gefunden wird: und Littre' ist daher der Meynung, der Kehldeckel richte sich erst auf, wenn dergleichen Personen aus dem Wasser herausgezogen worden wären. Dieses sein Vorgeben ist nun zwar ganz gut ausgesonnen, aber mit nichts bewiesen. Man lese davon die Pariser Memoires de l'Acad. Roy. vom Jahr 1719. nach.

Senac und Becker versichern beyde, man finde in dem Magen und in den Lungen der Ertrunkenen kein Wasser: ferner hat der erstere so wohl als Littre' den Kehldeckel aufgerichtet gesehen; drittens giebt er als die Ursache, warum das Wasser nicht in die Lungen gehen könne, da doch der Kehldeckel offen stehe, diese an, daß die Stimmritzenöfnung nur eine Linie breit sey, und die Luft von unten herauf dergestalt widerstehe, daß das Wasser von oben nicht hinein-

treten könne; so wie eine Flasche mit einem engen Halse, wenn man sie gleich umgekehrt ins Wasser legt, weder das, was drinnen ist, herauslaufen läßt, noch auch aus selbiger die Luft herausgehet, wenn man sie nicht schief ins Wasser stellet. Senac schließt also ferner, daß in dem Falle, wenn dergleichen Personen im Wasser zuweilen in die Höhe kommen und versuchen, Othem zu schöpfen, das Wasser eben so wie bey einer Flasche in ihre Lungen dringen könne. Diese beyden berühmten Männer haben also bey ihren Versuchen eben das gesehen, was wir bey den unsrigen sahen, der wahre Grund dieser Erscheinung sey nun welcher er wolle. Und da nun die äußere Oefnung der Luftröhre bisher ohne Nutzen gewesen war, so ließ ich sie bey den künftigen Versuchen weg. Man lese davon die Mem. de l' Acad. Roy. de Paris vom Jahr 1725. nach.

Die Alten scheinen der Meynung gewesen zu seyn, die Menschen ertränken im Wasser deswegen, weil eine Menge Wasser in den Magen und in die Lungen eindränge. Plater Libr. de Quaest. Pathol. Quaest. 55. fand im Magen eines Ertrunkenen fast gar kein Wasser, und glaubt daher, dergleichen Personen stürben lediglich an der Menge des in die Lungen getretenen Wassers. Littre schreibt, seine Versuche hätten ihm gelehret, man fände in den Lungen der Ertrunkenen kaum ein wenig, im Magen aber desto mehr Wasser. Becker im Tract. de submersorum morte sine potu aqua, versichert, die Erfahrung habe ihn überzeuget, daß das Wasser weder in die Lungen noch in den Magen gekommen wäre, und vor ihm hat schon Walschmidt eben dieses bezeuget. Der berühmte Morgagni hat Ep. Anat. Med. 19. dieserhalben mit zwey Meerschweingen, drey Igeln, einem Maulwurfe, einer Maus, einer Ratze, einem

jungen Hunde und zehn Katzen Versuche gemacht, und weder im Magen noch in den Lungen Wasser gefunden: auch nichts weiter als bey einigen etwas schaumichtes Blutwasser, bey andern Wasserblasen in den Lungen. Ich aber habe dergleichen Wasserblasen, wie Hippokrates in Schafen und Menschen, die nicht ertrunken waren, gefunden hat, auch bey der Oefnung eines Leichnams, der nicht aus dem Wasser gezogen worden war, angetroffen: und schaumichtes Blutwasser habe ich meinen Zuhörern in den zerschnittenen Lungen vieler nicht im Wasser gestorbenen Personen gezeiget. Hieraus ist also kein Beweis zu ziehen, daß man diese Frage bejahen müsse. Und wiewohl Littre' in dem Magen Ertrunkener wirklich zuweilen Wasser gefunden hat, so folgt doch nicht, daß es ihnen erst beym Ertrinken hineingelaufen ist, denn wie viele können nicht vorher Wasser oder etwas anders getrunken haben? Und da nun die meisten kein Wasser im Magen angetroffen haben, einige aber das Gegentheil versichern, so ist nichts wahrscheinlicher, als daß die letztern solches Wasser im Magen gesehen haben, was dergleichen Personen kurz vorher getrunken hatten. Das Wasser, was dergleichen Leuten, wenn man sie gestürzet hat, aus dem Munde gelaufen seyn soll, ist bey vielen nur solches gewesen, was sie im Munde hatten, bey andern aber, wie Felix Plater in der nur angeführten Stelle gleichfalls anführt, halte ich dafür, daß es beym Stürzen vom Gesichte, von den Kleidern und vom Munde herabgeflossen, und man geglaubet hat, es käme aus ihrem Mund. Bey unsern Ertrunknen haben wir an diesen Orten kein Wasser gesuchet, weil nach den so viel Stunden fortgesetzten Bemühungen, sie zum Leben zu bringen, menschliche sowohl als thierische Leichname schon zu faulen anfiengen. Ist wohl Platers Meynung übel ausgesonnen, wenn er glaubt, es könne

deswegen kein Wasser in den Magen kommen, weil das Hinunterschlucken eine Handlung ist, die von unserm Willen abhanget, und von der man nicht glauben kann, daß sie ein im Wasser Verunglückter verrichte?

Wird aber das Wasser nicht, wenn ein Mensch im Wasser wirklich gestorben ist, von selbst in den offnen Schlund hinunterlaufen? Es scheinet nicht möglich zu seyn: denn alle Feuchtigkeiten, die in dem engen Raume des Schlundes über dem Magen sich befinden, können nicht anders in den Magen kommen, als wenn ihnen der letzte Druck beym Schlucken gegeben wird.

Sollte man aber nicht so schließen können: weil der heftige Druck des Wassers auf die Kehle solcher Personen preßt und wirkt, unser Getränk aber diesen Druck und Pressung nicht verursachen kann; so wird es bey jenen in den Magen gehen, wiewohl das bey uns nicht geschiehet? Darauf will ich, ausser den verschiedenen Gründen, die ich darwider anführen könnte, nur diesen einzigen zur nähern Ueberlegung geben. Da man in dem Magen und in den Lungen so vieler Ertrunkenen, wenn sie auch lange im Wasser gelegen, kein Wasser gefunden hat, welches ganz zuverläßig ist, so erkennet man daraus, daß auch sogar der vorgebliche gewaltige Druck des Wassers nicht vermögend ist, das Wasser durch die Kehle in den Magen und in die Lungen zu treiben.

Den fünften Hund ließ ich in einem Weidenkorbe frey herumschwimmen, damit er ganz ungehindert, wie es die Thiere im Wasser zu machen pflegen, herumtreiben, und uns sehen lassen möchte, wie er mit dem Wasser kämpfte, und dem Tode zu entgehen suchte: es verflossen daher zehn Minuten, ehe man

kein Zeichen des Lebens mehr an ihm wahrnahm. Nachdem wir ihn herausgezogen hatten, gaben wir ihm sogleich mit der obengedachten Maschine ein Klystier von gemäßigt warmen Wasser, und nach fünf vollen Minuten floß es ganz gemächlich wieder zur Schnauze heraus.

Bey lebendigen Hunden sprang das eingespritzte Wasser mit Heftigkeit einen, zween bis drey Fuß weit zur Schnauze heraus, und wenn es ausgeleert war, so fehlte den Hunden nichts weiter: bey den ertrunkenen Hunden aber floß es nur langsam zur Schnautze heraus. Bey diesem Hunde schwoll anfangs der Bauch, besonders in den Seiten, vermuthlich, weil das eingespritzte Wasser an der Grimmdarmklappe mehr Widerstand finden mochte. 2) Setzten wir den Hund in ein warmes Bad, und rieben ihn darinnen eine halbe Stunde lang beständig. 3) Nachdem wir ihn aus dem Bade herausgenommen, bliesen wir ihm mit einem Blasrbalge zur Schnautze Luft ein, hielten die Nase und die Schnautze zu, und sahen, wie sich nach dem Einblasen der Luft die Brust bewegte, und fünf und dreyßig Minuten lang die Bewegung beym Othenholen sehr natürlich nachmachte. 4) Inwendig in die Nasenlöcher brachten wir eine Feder, die mit Salmiakgeist angefeuchtet war, und fuhren damit darinnen herum. 5) Wir kützelten ihn drey Minuten lang mit einer trocknen Feder im Schlunde bis an und in den Magen hinab, denn wir konnten aus der Tiefe, wie weit die Feder hineingieng, urtheilen, daß sie bis in den Magen reichte, um ihn zum Brechen zu reitzen. 6) Setzten wir ihn nochmals in ein warmes Bad, und rieben ihn auf anderthalbe Viertelstunde lang. 7) Im Bade selbst ließen wir die Hinterbeine in die Höhe heben, und ihm ein Klystier von Tobacksrauch geben. 8) Nach dem Bade blies ihm einer um den andern warmen

Othen durch ein Rohr in das Maul, der übrige Theil der Schnautze und die Nasenlöcher wurden dabey zugehalten, und die Bewegung der Brust zeigte, daß die Lungen davon aufgeblasen wurden. 9) Weil seine Augen noch frisch und durchsichtig aussahen, so rückten wir Lichter nahe an ihn, um eine Empfindung in den Augen zu erregen. Wir wollten auch die Drosselader öfnen, und ließen daher an beyden Seiten des Halses die Haare abscheeren, aber wir konnten sie nicht finden.

Es war zwar im Sommer, aber nach der Jahreszeit ziemlich kalt, die Fenster standen offen, und der Hund blieb doch diese ganze Zeit über, als wir uns mit ihm beschäftigten, warm, anstatt daß alle vorige todtenkalt wurden. Nachdem wir aber mit unsrer Arbeit fertig waren, wurde er starre. Demohnerachtet ließen wir ihm vor Nachts noch viermal mit einem Blasebalge Luft einblasen.

Den sechsten Hund, der ziemlich groß war, ersäuften wir am ersten August, wie den gestrigen, so daß er frey im Korbe stack. Sieben Minuten dauerte es, ehe er todt zu seyn schien; wir trockneten ihn ab, rieben ihn, legten ihn auf eine Pechtafel, und elektrisirten ihn. Wir gaben ihm auf die dreyhundert elekrische Schläge, zwischen denen wir nur selten einen Augenblick inne hielten, daß die gläserne Kugel wieder in etwas verkühlen konnte. Er hatte gewaltig viel Flöhe, diese empfanden aber von der elektrischen Kraft nicht das mindeste, sondern liefen auf der Haut und in den Haaren frey herum. Die goldne Schnur, durch welche er mit der Maschine verbunden war, hatten wir um die Schnautze herum, zween Finger breit von der Spitze der Schnautze, locker herumgelegt, und die andre goldne Schnur, die an dem Handgriffe, woraus die Funken springen, angemacht war,

hielt die äußerste Spitze des rechten Hinterfußes: inzwischen erschütterte die elektrische Kraft nichts weiter als die rechte Seite, und zwar besonders in der Mitte des Körpers: als wir nachhero die Schnur vom Handgriffe an die Spitze des linken Fußes legten, so erschütterte sie die rechte Seite nicht mehr, sondern nichts weiter als die linke Seite, jedoch nicht so stark als anfangs. Damit richteten wir nichts aus, wir hörten also auf, und setzten ihm ein Klystier von Tobacksrauch: aber er erstarrte.

Den dritten August machten wir auf eben die Art noch einen Versuch mit dem siebenten Hunde, an welchen wir nach sechs und einer halben Minute kein Zeichen des Lebens mehr merkten. Wir setzten ihn hierauf, bis auf den Kopf, anderthalb Stunde lang in ein warmes Bad, und während der Zeit bliesen wir ihn wohl zehnmal, jedesmal zwo bis drey Minuten lang, Luft in die Lungen, zugleich aber rieben wir den ganzen Körper, vorzüglich die Brust, nachher auch den Bauch, und machten allerhand Bewegungen mit der Brust Wir setzten ihm dann noch ein Tobacksklystier, wobey er steif und starre wurde.

Wir merkten, daß während unserer Beschäftigungen der Bauch dieses Hundes ein wenig aufschwoll, und wir durch einen in den After gesteckten Trichter keine Luft herausbringen konnten. War vielleicht die zur Schnautze eingeblasene Luft zum Theil in den Magen und in die dünnen Därme gegangen, und diese Därme dadurch aufgeblasen und in einander verschlungen und verdrehet, so daß die Luft durch die Grimmdarmklappe nicht weiter fortkonnte?

Den achten Hund steckten wir den siebenten August in einem neuern viel geraumern Korbe so ins Wasser, daß er drey bis viermal mit dem Kopfe her-

vorkam, schry und heulte, Othem schöpfte und sich bewegen konnte; als wir ihn aber zum letztenmale untertauchten, währete es vier Minuten, ehe er kein Zeichen des Lebens mehr von sich gab. Wir zogen ihn dann heraus, wobey er noch einen schwachen Laut von sich hören ließ.

Zwey bis dreymal bliesen wir ihm sogleich mit einem Blasebalge Luft ein, setzten ihn in ein Bad, und wiederholten das Einblasen darinnen noch dreymal. Wir sahen deutlich, daß er sich, wie beym Othemholen, bewegte, und seine Brust hob, und da wir selbige verschiedentlich drückten und bewegten, so gab er durch Bewegung der Zunge und der Kinnlade Zeichen des Lebens von sich. Wir setzten die Bewegung der Brust und das Einblasen der Luft fort, und die Zeichen des Lebens wurden immer sichtbarer, es kam auch während dieser Verrichtungen ein wenig Schaum zur Schnauze heraus.

Hierauf nahmen wir eine Feder, anfangs trockne, nachher in Oehl getaucht, und kützelten ihn damit in der Nase, im Maule, im Schlunde und im Magen: worauf er den Kopf über den Rand der Wanne emporstreckte, und anfangs etwas Wasser, endlich auch eine Menge Fleisch herausbrach. Dann fieng er an die Augenlieder zu bewegen, tief Othem zu holen, und die Brust heftig zu bewegen. Endlich richtete er sich mit den Vorderpfoten auf, stand darauf im Bade, hielt den Kopf in die Höhe, und hatte einen schwachen Trieb, sich zu brechen. Als er eine halbe Stunde im Bade gewesen war, und man ihn herausnahm, saß er, wie ein Hund zu sitzen pflegt, auf einer Tafel. Wir versuchten es nochmals mit einer in Oehl getunkten Feder, ihn zum Brechen zu bringen, es zeigte sich auch ein Trieb darzu, aber er brach nichts mehr weg.

Hierauf bliesen wir ihm unsern Othem mit Heftigkeit in die Ohren, und wir bemerkten, daß er hörte, auch den Kopf drehte, und uns ansahe. Wir trockneten ihn dann rein ab, und wickelten ihn, doch so, daß der Kopf hervorragte, in eine gewärmte Decke ein. Er holte darin etwas freyer Othem; wir setzten ihm Fleischbrühe vor, er kostete sie, trank aber nicht. Drey Stunden darauf lief er munter im Krankenhause herum, wollte aber weder Fressen noch Saufen. In der Nacht holte er tief Othen, wir wickelten ihn in eine warme Decke ein, früh aber fanden wir ihn todt. Wäre ich in der Nacht zugegen gewesen, so hätte ich ihm zuverläßig die Droßelader öfnen lassen, und bin daher der Meynung, daß dieser Hund nur durch Nachläßigkeit gestorben ist, ausserdem aber beym Leben geblieben seyn würde.

Den neunten Hund ersäuften wir den achten August in einem eben so großen Korbe und auf die nämliche Art, wie den letztern. Dieser schien geschwinder, als alle vorige, nämlich in drey Minuten tod zu seyn. Wir zogen ihn geschwind aus dem Wasser, und machten alles eben so, wie bey dem vorigen: ausser daß wir bey diesem noch die Droßelader öfneten, weil es uns leid war, daß wir an dem letztern es nicht gethan hatten: das Blut floß in ziemlicher Menge; als wir aber nachher den Hund in ein Bad setzten, noch viel stärker heraus. Als wir ihm Luft einbliesen, sahen wir zwar so deutlich als bey dem vorigen das Othemholen, aber er kam nicht wieder zu sich. Wir thaten alles mögliche, ihn wieder zum Leben zu bringen, bliesen ihm Tobacksrauch zur Nase ein, setzten ihm Clystiere davon, aber alles ohne Nutzen; er erstarrte. Aus der Schnautze kam bey diesem mehr Schaum, als bey dem gestrigen. Den zwölften

August verwendeten wir sechs Stunden Zeit an einen Hund, um folgende Versuche zu machen.

Den ersten, (überhaupt zu rechnen den zehnten) der von mittlerer Größe war, steckten wir in einem geraumen Korbe ins Wasser: nach vier Minuten schien er bereits todt zu seyn; wir nahmen ihn heraus, trockneten ihn mit trocknen leinen Tüchern rein ab, und rieben ihn zugleich stark. Drey Minuten darauf, nachdem er aus dem Wasser gezogen worden war, schlugen wir ihm die Droßelader, konnten aber in sechs Minuten nicht mehr, als zwo Unzen Blut, und zwar nur tropfenweise herausbekommen. Nachher rieben wir ihn zehn Minuten lang, und legten ihn bald auf die Brust, bald auf eine von beyden Seiten. Alsdann setzten wir ihm ein Klystier von drey Unzen Fleischbrühe, mit Honig vermischt, welches l y ihm blieb. Fünf Minuten darauf brachten wir ein an einem Blasebalg angemachtes Röhrchen in die ofne Kehle, und bliesen ihm dadurch Luft ein. Nachdem wir dieses zwanzig Minuten nach einander gethan hatten, floß das Blut häufiger aus der Ader, und man bemerkte eine Art von Zittern in der untern Gegend der Brust auf der rechten Seite, es dauerte aber nur wenig Minuten. Auf diese Weise fuhren wir drey Stunden weniger eine Viertelstunde fort, Bewegungen in der Brust hervorzubringen, aber ohne allen Erfolg; und dann bliesen wir ihm eine Viertelstunde lang mit einem Blasebalge Luft in den After, wiederholten auch drey Viertelstunden lang das Einblasen der Luft in die Kehle, und setzten den Hund in ein warmes Bad, worinnen wir ihn abermals eine lange Weile rieben.

Der zweyte Hund (eigentlich der eilfte) war noch etwas größer, und in drey Minuten schien er todt zu

seyn. Als wir ihn aus dem Wasser gezogen hatten, holte er langsam, nämlich in drey und einer halben Minute, dreymal Othem: wir öfneten sogleich die Droßelader, und bekamen in kurzem drey und eine halbe Unze Blut heraus; darauf legten wir ihn auf eine Pechtafel, und gaben ihm in Zeit von einer Stunde zweyhundert elektrische Stöße: während der Zeit ließen wir ihm eine Menge Rauch von Mastix, Weyrauch und Wachholderbeeren in den Mund und in die Nase gehen, und wiederholtrn diese Arbeit etlichemal. Nach Verfluß einer Viertelstunde gaben wir ihm wieder funfzig elektrische Stöße, welche aber im Körper fast gar keine Bewegung mehr zu verursachen schienen: nach einer Stunde gaben wir ihm noch zwanzig dergleichen, aber er wurde steif, und in einem warmen Bade hätte sich diese Erstarrung zwar in etwas wieder verlieren sollen, aber wir hoften vergebens. Wir bliesen ihm also noch eine Viertelstunde Luft in die Luftröhre, und gaben ihm endlich ein Tobacksklystier, allein er war und blieb todt.

Der dritte Hund (eigentlich der zwölfte) war mittlerer Größe, schien in sechs Minuten alle Empfindung verlohren zu haben; wir zogen ihn also aus dem Wasser heraus, und er holte nach langen Pausen zweymal Othem. Wir ließen ihn dann mit guten Bedacht eine Stunde und zehn Minuten liegen, ehe wir Versuche an ihm machten, weil es im Wasser verunglückten Menschen oft so zu gehen pfleget, daß sie eine lange Weile ohne alle Hülfe liegen bleiben, wenn man sie aus dem Wasser gezogen hat.

Nach der Zeit gaben wir ihm ein Klystier von Tobacksrauch, und setzten ihn in ein warmes Bad, rieben ihn eine ganze Stunde lang fleißig, und setzten ihm noch ein solches Klystier. Drauf brachten wir ihn

nochmals ins Bad, bliesen ihm eine halbe Stunde lang Luft durch die Spalte der Kehle ein, und gaben ihm noch ein Klystier.

Der vierte Hund (eigentlich der dreyzehnte) der diesen Tag zum Versuche gebraucht wurde, war nicht groß, und nach drey Minuten schien er unter dem Wasser todt zu seyn. Sogleich blies man ihm anderthalb Stunden lang durch die Luftröhren Luft ein, gab ihm ein starkes Tobacksklystier, und wiederholte das Einblasen der Luft. Endlich brachten wir ihn in ein warmes Bad, und rieben ihn eine halbe Stunde.

Den ein und zwanzigsten August wiederholten wir unsre Versuche an zween großen starken Schäferhunden. Der erste von beyden (oder in allem der Vierzehnte), schien in einer Minute zu sterben: weil er aber nachher einige Zeichen des Lebens von sich gab, so ließen wir ihn noch im Wasser, und in drey und einer halben Minute drauf lag er vollkommen ruhig. Hierbey ist zu merken, daß dieser und der nächstfolgende Hund, weil sie sehr groß waren, den ganzen Korb dergestalt ausfüllten, daß sie sich fast gar nicht darinnen rühren konnten.

Diesen ersten, so bald er ganz todt zu seyn schien, trockneten wir: 1) mit getrockneten leinenen Tüchern wohl ab, und dieses Abtrocknen vertrat zugleich die Stelle des Reibens. 2) Rieben wir ihm stark mit warmen Brandtewein. 3) Bliesen wir ihn durch die innere Oefnung der Luftröhre Luft ein. 4) Während der Zeit schlugen wir ihn mit der flachen Hand stark auf den Rücken, und nachdem wir zwanzig Minuten damit sorgefahren waren, 5) gaben wir ihm ein Klystier von Tobacksrauch, 6) wir drückten und schlugen ihn sanft vor die Brust, und bewürkten eine beständige Bewegung derselben; 7) wir stachen ihn an ver-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0161
DFG

schiedenen Orten, besonders zwischen den Fußzehn, mit Stecknadeln, 8) dann wiederholten wir das Tobacksklystier und das Schlagen auf den Rücken. Als ihm hierauf beynahe zwo Unzen Feuchtigkeit zum Maule herausliefe, reitzten wir 9) mit einer in Oehl getauchten Feder seinen Schlund und Magen zum Erbrechen, aber es wollte nicht darzu kommen. 10) Wir bliesen ihm Tobacksrauch in die Nase und ins Maul; 11) wir wiederholten das Tobacksklystier noch verschiedene mal 12) wir wickelten ihn in warme Asche ein, deckten ihn zu, und ließen ihn die ganze Nacht in warmer Asche liegen, 13) den andern Morgen früh um vier Uhr gaben wir ihm noch ein Tobacksklystier, bliesen ihm auch den Rauch davon zur Nase und Maul ein.

Der zweete (oder funfzehnte) Hund, welcher in der ersten Minute todt zu seyn schien, lebte so schnell und herzhaft wieder auf, daß unsrer vier, die zugegen waren, kaum verhinderten konnten, daß er uns nicht entwischte. Wir steckten ihn hernach besser unters Wasser, und in drey und einer halben Minute schien er wirklich todt zu seyn. Wir trockneten ihn sogleich rein ab, und rieben ihn. Ich war gesonnen, mit der eigentlich zur Darmgicht bestimmten Maschine einen Versuch an ihm zu machen, weil wir aber sahen, daß er während dem Reiben Verzuckungen an der untern Kinnlade bekam, und sich brechen wollte, so fiengen wir sogleich an ihm in die Kehle, welche mit dem Kehldeckel nur zur Helfte bedeckt war, Luft einzublasen. Weil aber während dieser Arbeit jene schwachen Lebenszeichen sich völlig verloren, so beschlossen wir, unserm ersten Vorsatz auszuführen.

Wir sprützten ihm also mäßig warmes Wasser mit der Maschine in den Mastdarm so ein, daß wir den Griff derselben sieben bis achtmal gemächlich dreheten, wieder sechs bis sieben Minuten anhielten,

wieder einsprützten, und wieder ruhten. Wir schlugen ihn hiernächst mit der flachen Hand auf den Rücken, rieben ihn, wir sprützten Wasser ein, und dieses alles thaten wir abwechselnd, eines um das andre. Hierauf bestreueten wir ihn stark mit Salz, wickelten ihn in eine Decke, und ließen ihn viele Stunden so liegen. Gegen Morgen sprützten wir ihm nachmals Wasser ein. Dieses ist die getreue Erzehlung aller Vorfälle, die sich bey diesen Versuchen ereignet haben: ich nenne sie mit Recht treu, weil entweder ich selbst oder jemand anders, dem nichts weiter aufgetragen war, als alle kleine Umstände nieder zu schreiben, alles und jedes so genau anmerkten, daß jeder Versuch den Augenblick, da er gemacht worden war, aufgezeichnet wurde, ehe mir zu dem folgenden schritten, ich hatte die Uhr beständig vor den Augen, und bey jeder Operation merkte ich die Zeit an, wie lange sie währte, wenn wir aber an zween oder vier Hunden die Versuche zu einer Zeit machten, so waren so viel einzelne Pappiere vorräthig, und besondre Nummern für jeden, da denn alles, was an jedem Hunde vorgenommen ward, auf ein eignes Blatt angemerkt wurde: und weil viele Aerzte, dieses mit anzusehen, beysammen waren, so waren genug Menschen da, um alle Versuche genau und mühsam zu machen, und eben so ordentlich und richtig niederzuschreiben.

§. 4.

Nachher hatte ich wieder Gelegenheit, an drey Menschen Versuche zu machen. In der Vorstadt, die Wiede genannt, hatten ein Mann von achtzig Jahren, und seine acht und vierzig jährige Frau, die zwanzig Jahr miteinander verheyrathet waren, und sich vor dem öffentlichen Verkauf ihres Haußes fürchteten, sich mit einander beredet, sich beyderseits in der Donau zu ersäufen. Der Mann war gesund, die

Frau aber fieng erst an, sich von einer Brustentzündung zu erholen. Den Tag drauf, als sie diesen Entschluß gefasset hatten, eilten sie beherzt an den Fluß, nahmen mit einem Kusse Abschied voneinander, und stiegen in den Fluß hinunter. Die Frau stürzte sich zuerst von einer Stelle in die Donau, die zugefroren war, in den noch ofnen Fluß hinein, ohngefähr nach fünf Minuten aber wurde sie von einem Menschen, der es von ferne gesehen hatte, an dem Rocke, welchen er unter dem Wasser gefaßt hatte, herausgezogen, und der Mann war dabey behülflich. Ihr Erretter schleppte sie in seine Hütte, nahe an der Donau, zog ihr die nassen Kleider aus, trocknete sie ab, warf ihr trockne um, machte Feuer im Ofen, legte sie ins Bette vor dem Ofen, und als er sahe, daß sie zwar vom Schlage gerühret war, aber noch einige Zeichen des Lebens von sich gab, rieb er ihr das ganze Gesicht, und in die Nase Brandewein, und Melissengeist, den man ihm von ohngefehr gebracht hatte, goß ihr auch von dem letztern einen vollen Löffel in den Mund, und bewirkte mit dem allen so viel, daß sie nach zwo Stunden wieder allmählig zu sich kam.

Der Mann hatte immer dabey gestanden und hülfliche Hand geleistet, lief darauf fort einen Prediger zu rufen, und als er diesen gefunden hatte, gieng er ein kleines Eckgen mit ihm, nachher aber unter dem Vorwande weg, er hätte noch etwas zu thun: und sogleich stürzte er sich in die Donau an einem Orte, der breiter und tiefer war.

Die Frau kam indessen immer besser zu sich, sechs Stunden nach ihrem unglücklichen Vorfalle kam erst ein Arzt, der eine Aderlaß verordnete, dieses geschahe, und sie nahm zugleich etwas von einer gewissen Mixtur ein. Des Abends spät kam der Befehl von der Landesregierung, sie sollte in das mir anvertraute

Krankenhaus gebracht werden, und das war ohngefehr in der zehnten Stunde nach ihrer Errettung. Ihr Puls war klein, geschwind und setzte oft aus: ihr Othem kurz, geschwind, klein und mühsam: sie klagte über Schmerz im Kopfe, auf der Brust und im Unterleibe: man gab ihr sogleich ein Klystier, legte Umschläge über den Leib, gab ihr eine erquickende Mixtur, und eine mit Salpeter versetzte Emulsion statt des Getränks.

Eine ganze Woche lang blieb sie matt, schwach, und schwindlicht: sie klagte immer Schmerzen, hatte keine Lust zu Essen, und schlief kaum nach beruhigenden Arzeneyen: man entdeckte ferner unter den Knorpeln der Ribben eine schmerzhafte Härte; der Fleck, den selbige einnahm, war drey Finger breit, und sie sagte, daß sie schon ein halbes Jahr darüber klagen müßte.

Weil ihr Puls immer noch sehr schwach zu seyn fortfuhr, und oft über den andern Schlag so lange aussetzte, fast ein, anderthalber auch mannigmal zween Schläge dazwischen fehlten, über dem in Ansehung der Stärke und Zeit ungleich war, gaben wir ihr die Fieberrinde, und wiewohl sie dieselbe lange Zeit ordentlich fort brauchte, verlor sich doch erst nach drey Wochen der aussetzende Puls und die Schwäche. Hierauf richtete man die Arzneyen auf die Zertheilung der Härte am Unterleibe ein, und ließ die Rinde weg.

Auch muß ich noch anmerken, daß diese Frau nach und nach eine dergestaltige Schwäche in den Knien bekam, daß sie den achten Tag nach ihrem Aufleben nicht mehr auf den Füssen stehen konnte; in zwanzig Tagen lernte sie den rechten Fuß wieder brauchen, den linken aber noch später, und das Reiben mit Tüchern,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0165
DFG

welche mit gewürzhaften Sachen durchräuchert waren, that hierbey die besten Dienste.

Endlich zog sich der Schmerz aus den Knien in die Schenkel, besonders aber in den hintern und untern Theil des rechten Schenkels, und war abwechselnd so heftig, daß sie ihn kaum ausstehen konnte, aus dem Bette, auch sogar des Nachts, aufstehen mußte, und in vier und zwanzig Stunden drey, vier, auch mehr mal davon auf das schrecklichste gemartert wurde.

Doch es kam noch ein übler Umstand darzu. Sie hatte nie einen Bruch gehabt, und so lange sie nach dem Sprunge ins Wasser im Bette blieb, nichts davon gespüret: seitdem sie aber nach ihrer Erholung anfieng zu stehen und sachte zu gehen, zeigte sie uns, daß sie einen Bruch in der Größe eines kleinen Apfels bekommen hatte, welcher sich, wie ein wahrer Leistenbruch bey Weibspersonen, von der Gegend des runden Ligaments längs herunter bis an die Schaamlefze erstreckte, und sich zwar leicht zurückbringen, aber desto schwerer darinnen erhalten ließ, wiewohl wir das Bruchband fünfmal änderten. Der Schmerz, worüber sie in demjenigen Stücke des Darms, der vorzufallen pflegt, er mochte nun heraus gefallen, oder wieder hineingebracht seyn, beständig klagte, war uns zwar verdächtig, es zeigten sich aber doch keine schlimmen Zufälle, welche uns entweder eine Entzündung oder eine Verdrehung, oder eine Umbiegung des eingebrachten Darms um einen sehnichten Faden, der sich mitten im Ringe widernatürlich erzeuget hatte, wie der Herr de la Peyronie Tom. I. Act. Acad. Roy. Chir. Parif. eine solche Geschichte erzehlet, besorgen ließen.

Inzwischen bemerkten wir, daß der aussetzende Puls, der so nachgelassen hatte, daß kaum nach

dreyhundert Schlägen einmal ein Schlag fehlte, dann wenn der Bruch ausgetreten war, sich eben so oft, als zu Anfange zeigte: und da nun bey Brüchen der aussetzende Puls nichts ungewöhnliches ist, so fragt es sich, ob dieser aussetzende Puls, wofür wir uns so sehr fürchteten, und der, wenn der Bruch hausen lag, so stark wieder da war, wenn aber der Bruch eine zeitlang hineingebracht war, seltner vorkam, nicht gleich anfangs daher rührte, weil der Darm, als die Frau noch im Bette liegen mußte, schon in etwas herausgefallen seyn mochte, wiewohl sie nichts davon gemerkt hatte? Wenn gleich der Bruch damals noch so klein gewesen seyn mochte, daß er ihr noch keine Schmerzen verursacht hatte. Denn das ist im übrigen nicht nöthig durch Beyspiele zu erweisen, daß man von einem Sprunge ins Wasser einen Bruch bekommen kann.

Nun wollen wir auf den Mann kommen, welcher, wie ich oben erzehlte, den Prediger, den er zu seiner Frau geholt hatte, verließ, und sich in den Fluß stürzte.

Diejenigen Personen, die dabey gewesen waren, erzehlten mir, daß er ziemlich eben so lange, als die Frau, im Wasser gelegen hätte, dann herausgezogen worden wäre, und zwar Zeichen des Lebens, aber auch Zeichen, daß er vom Schlage getroffen, von sich hätte spüren lassen: die umstehenden und darzu gekommnen Menschen hätten ihn in ein Haus bringen wollen, man hätte es aber nicht verstattet, sondern sie abgewiesen, und er hätte also in den nassen Kleidern lange Zeit in der Kälte unter freyen Himmel liegen müssen: endlich als man gar keine Spur des Lebens mehr an ihm wahrgenommen, hätte man ihn unter das Dach gebracht, mit Brandewein gerieben, und in ihn hineingerüttelt und geschüttelt, aber ver-

geblich. Unser Krankenhaus war eine halbe Stunde weit von dem Orte, und erst in der dritten Stunde darnach brachte man ihn.

Wir wollten alles mögliche an ihm versuchen, was ich und die Umstehenden nur jemals gelesen oder gehöret hatten, daß es in solchen Fällen nützlich seyn sollte, und brachten dahero über zwölf Stunden mit den Arbeiten zu, welche wir vornahmen, um ihn wo möglich wieder zum Leben zu bringen.

Als wir ihn demnach ausgezogen hatten, trockneten wir ihn rein ab, rieben ihn, und legten ihn in ein warmes Bette am eingeheißten Ofen. In selbigem rieben wir besonders die Brust und den Unterleib wieder, und drückten ihm auf die Brust, so daß wir sie in verschiedne Lage brachten. Wir gossen ihm Wein in den Mund, rieben die Nase und Schläfe mit Lebensbalsam, schlugen ihm an linken Arme eine Ader, konnten aber wenig Blut bekommen: die Drosselader konnten wir gar nicht finden, wir schlugen daher auch am rechten Arme eine Ader, woraus wenig und noch darzu ganz kaltes Blut floß. Wir fuhren mit einer in Salmiakgeist eingetauchten Feder in die Nase, um einen Reitz zu verursachen, und darbey ließen wir nicht ab, den Leib, die Brust und die Glieder beständig zu reiben: wir brachten ihm Klystiere von Tobacksrauch bey, bliesen Luft in den Mund und in die Nase, gossen ihm Eßig mit Pfeffer vermischt in den Mund, rieben die Schläfe und die Nase mit Zimmetwasser, setzten ihn darauf in ein warmes Bad von Wasser aus der Donau, und sahen, daß das Blut im Bade aus den geschlagnen Adern in Menge abfloß; wir liessen ihn also eine ganze Stunde im Bade, und rieben beständig: vor dem Bade war der Mund offen, nach dem Bade aber fest zu: darauf bliesen wir ihm viel Luft durch den Mund ein, und

schüttelten und bewegten besonders den obern Theil des Körpers immerfort. Auch nach dem Bade lief das Blut aus beyden Adern gut, es war aber eben so kalt als es vor und in dem Bade gewesen war. Gleichwohl war der Mann selbst noch über und über warm, als er ins Krankenhaus gebracht wurde, vor dem Bade noch etwas lau, im Bade wieder ziemlich warm, und blieb es auch kurze Zeit nachher, endlich aber wurde er ganz kalt. Wir machten mit einer Feder im Munde und im ganzen Schlunde hinunter einen Reitz, und indem sich die länglichte Feder, die wir sehr tief in den Magenschlund hineingebracht hatten, beständig bewegte, gossen wir ihm eine Menge Eßig ein. Hierauf bliesen wir ihm öfters Luft in die Lungen, bemerkten aber keine Bewegung der Brust, die wir an den Hunden oft gesehen hatten, wiewohl wir durch das Einblasen der Luft das Ein- und Ausathmen genau nachzuahmen suchten, und versichert waren, daß Mund und Nase fest zu gehalten wurde, daß die Luft in die ofne Kehle, weil der Kehldeckel offen stand, nothwendig hinunter kommen mußte, und daß die meiste Luft ohnmöglich in den Magen gekommen seyn konnte, weil derselbe nicht aufgetrieben war. Wir gossen ihm überdieses noch zwo Unzen Weingeist in die Kehle, nachdem wir ihn aufrecht gesetzet hatten, dieser wollte aber nicht hinunter, außer wenn wir ihn ganz sachte und gemächlich einflößten, und den Hals und die Kinnlade öfters schüttelten; wie **Plater** an dem oben angeführten Orte rathet. Zu widerholten malen ließen wir ihm Tobacksrauch in den Mund, in den Schlund und in die Nase einblasen: und legten ihm an die Aerme und Füsse breite Blasenpflaster. Wir schlugen ihn mit einem Stocke und mit einem Brete auf die Schienbeine, auf die Fußsohlen, und auf den obern Theil der Füsse. Alle diese zu seiner Rettung angewandte Mittel, deren mehr als zwanzig sind,

wurden zwölf Stunden lang ununterbrochen angewandt, oft widerholet, und die meisten sechsmal und öfter gebraucht.

Ohne Zweifel werden sich viele wundern, daß wir so viele Mittel so lange Zeit bey einem einzigen Menschen versucht haben; da ich aber einmal Gelegenheit dazu hatte, welche nicht sogar oft vorkommt, wollte ich nichts verabsäumen, sondern, so wie ich es an Hunden sogar gethan hatte, auch an Menschen, so viel davon ins Krankenhaus gebracht wurden, die Versuche in größter Menge machen, und kein einziges Mittel, das je gute Dienste gethan, verabsäumen. Es wird an Gelegenheit nicht fehlen, noch mehr inn- und äußerlich zu versuchen, und diesen Theil der Arzeneykunst sowohl als Menschenpflicht, — ich will nicht sagen Religionspflicht — nach möglichsten Kräften zu bearbeiten.

Eine Weibsperson von vierzig Jahren, die unverheyrathet, taub, einfältig, aber dabey von boshafter Gemüthsart war, hatte ihre Mutter heimlich verlassen, und war zu einer Bekannten geflohen, um sich vor jener zu verbergen; diese aber wollte sie nunmehr zwingen, ihre Mutter zu bitten, sie wieder auf und anzunehmen. Auf diese ihr gethane vernünftige Vorstellung hatte sie geantwortet, sie wollte lieber zum Teufel als zu ihrer Mutter gehen, war fortgegangen, und hatte sich am funfzehnten Februar früh halb neun Uhr in die Donau gestürzet.

Da hatte sie über eine Stunde gelegen, als sie von ohngefehr zween vorbey gehende Männer auf den Rücken hatten schwimmen und tief Othem holen sehen. Diese erzehlten, sie glaubten, daß sie ohngefehr zweyhundert und funfzig Schritte weit von dem reissenden Strome wäre fortgerissen worden, weil in die-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0170
DFG

ser Entfernung nicht nur ein bequemer Zugang zum Flusse wäre, sondern auch ein daselbst angebundener Kahn, wie sie gesehn, mit viel Wasser ganz frisch besprützet gewesen, welches, ihrer Vermuthung nach, von dem Sprunge dieser Person herrühren könnte.

Sie zogen sie also aus dem Wasser, stürzten sie zweymal und sahen, daß ihr das Wasser am Gesichte herunter lief. Sie glaubten zwar, daß es zum Munde und zur Nase heraus gelaufen, wir aber wissen es besser, daß es nemlich beym Stürzen von den nassen Kleidern ins Gesichte abtreufelt. So bald sie sie aus dem Wasser herausgezogen und auf die Erde geleget hatten, sahen sie nicht das mindeste Lebenszeichen an ihr, außer daß sie etliche mal tief und schnarchend Othem schöpfte.

Sie baten einen in der Nähe wohnenden Gärtner, zu erlauben, daß sie sie in sein Haus bringen dürften, und er war willig darzu. Dieser aber versichert, es wäre in seinem Hauße auch von dem Röcheln nichts mehr zu hören gewesen, sondern man hätte sie für völlig todt halten müssen. Seine Frau zog der Ertrunknen sogleich die nassen Kleider aus, trocknete sie rein ab, zog ihr trockne an, und heizete tüchtig ein, damit sie sich wieder erwärmen sollte. Bey dieser Gelegenheit war sie denn hin und her beweget, und gerieben worden, und hatte endlich zu schnarchen angefangen; als der Gärtner dieses gehöret, und daraus geschlossen hatte, sie könnte, wie er sich vorher eingebildet, noch nicht todt seyn, goß er ihr ohngefehr einen Löffel voll Melissen Geist, den eine Frau während der Zeit gebracht hatte, ein, und das Othemholen wurde immer merklicher, und sie kam nach und nach wieder zu sich. Sogleich hinterbrachte der Gärtner diesen Vorfall dem Richter, und dieser befahl, man sollte sie sogleich in einem Tragsessel in unser

Krankenhaus schaffen. Halb eilf Uhr brachte man sie zu uns. Wir legte sie sogleich in ein am geheitzten Ofen stehendes Bette. Ihr Puls setzte aus, war in Ansehung der Stärke sowohl als der Zeit ungleich und schwach, und wiewohl sie äußerlich nicht kalt war, so klagte sie doch gewaltig über innerliche Kälte. Sie sagte uns, die meiste Noth hätte ihr das in die Ohren gelaufene Wasser gemacht. Nachdem sie sich im Bette ausgewärmet, warme Fleischbrühe getrunken, und ein Klystier zur Erwärmung der innern Theile bekommen hatte, fieng der Puls an gleicher und stärker zu gehen, und sie fiel in einen ruhigen Schlaf, der etliche Stunden dauerte. Der Grad ihrer Wärme war damals sechs und neunzig, so wie bey einem gesunden Menschen.

Wiewohl ihr Puls so schlecht war, so hatten wir ihr doch eine Ader geschlagen, denn auch zu der Zeit, da man noch gar keinen Puls fühlete, schien das Aderlassen ihn wieder fühlbar zu machen: wir konnten aber nicht mehr als fünf Unzen Blut bekommen, weil sie ohnmächtig werden wollte: doch war das Blut warm, und als es verkühlet war, sahe es ganz gesund aus. Aller zwo Stunden gaben wir ihr etwas warmer Brühe, und während der Zeit eine Emulsion, wovon jedes Pfund mit anderthalb Unzen Diacodiensyrop und einem Quentgen Salpeter versetzt war. Dann schlief sie die ganze Nacht, und holte ordentlich und gut Othem.

Den folgenden Tag gieng ihr Puls etwas geschwind, das Othemholen war ganz natürlich, sie klagte über Kopfschmerzen, hatte Lust zum Essen, bekam nach einem Klystiere Oefnung, konnte eine Stunde außer dem Bette sitzen, und schlief diese Nacht vortreflich.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0172
DFG

Den dritten Tag fieng sie an über eine gewisse Trägheit und heftige Schmerzen in den Gliedern zu klagen; hierzu kam ein Fieber und harter Puls; wir ließen ihr acht Unzen Blut weg, worauf eine dicke Entzündungsrinde sich zeigte. Mit der Emulsion und dem Klystiere wurde fortgefahren, und sie hatte eine gute Nacht.

Den vierten Tag plagte sie ein Schmerz in der linken Seite, und als selbiger sich weder durch Umschläge noch durch Klystiere lindern lassen wollte, vielmehr das Fieber zunahm, ließen wir ihr am linken Arme ein Pfund Blut weg, und erblickten darauf eine dicke Rinde.

Dieses hitzige Fieber verließ sie den vierten Tag, und der Urin und Stuhl waren kritisch: der Schmerz in der linken Seite nahm bald zu bald ab; auf das hitzige folgte ein schwaches dreytägiges Fieber, wobey sie mehr Frost als Hitze hatte, nach dem vierten Paroxysmus aber blieb auch dieses weg. Endlich am vierzehnten Tag verlor sich auch der Schmerz, und und sie bekam zu rechter Zeit ihre Reinigung bey vollkommener Gesundheit wieder.

§. 5.

Aus allen diesen Erzehlungen zeiget sich:

1) Daß wir sowohl an Menschen als Thieren eine Menge Versuche gemacht, selbige oft widerholet, und lange damit angehalten haben, so daß uns niemand beschuldigen kann, wir hätten die guten Anweisungen derjenigen, besonders der Holländer, welche in verschiedenen Schriften vornämlich darauf dringen, man solle, wenn ein Mittel nichts helfen will, ein anderes ergreifen, und wenn man in der ersten Stunde keine Hülfe spürte, zwo und mehr Stunden daran wenden,

nicht befolget; ich glaube vielmehr, wir haben mehr gethan als man verlangen kann.

2) Daß wir alle Arten von Hülfsmitteln, die nur jemand wissen kann, und die bis jezt irgendwo vorgeschlagen sind, pünktlich angewendet haben. Einige sind zwar weggelaßen worden, dieses sind aber entweder schädliche oder unnütze, und statt einiger ausgelaßnen haben wir andre erwählet, die deren Stelle vollkommen ersetzen.

So lieset man z. B. daß man einer dergleichen Person Schwefeldampf in die Lungen hat gehen lassen, weil aber Blutspeyen darauf erfolget, und die Person den Tag darauf gestorben ist, haben wir dieses unterlassen. Man schlage davon die Act. N. C. Ph. Med. Vol. VII. Obs. 124. nach.

Wir haben ferner die Gewohnheit des Pöbels, dergleichen Verunglückte zu stürzen, nicht nachgemachet, da wir der Meynung nicht sind, daß auf diese Weise, das in Menge verschluckte Wasser herauslaufen werde: denn weder bey allen den Hunden, noch auch bey der Frau haben wir das mindeste davon gespüret, daß der Magen von eingeschlucktem Wasser wäre aufgetrieben gewesen; wir haben überdem oben bereits gesagt, daß Senac und Littre' behaupten, man fände in dem Magen solcher Unglücklichen kein Wasser: und wenn wir auch zugeben wollten, es wäre welches darinnen, so würden wir doch mit dem Senac das Stürzen für unnütz halten müssen; denn man hat mit lebendigen Personen, die sich voll Wein getrunken und den Magen damit angefüllet hatten, den Versuch gemacht, sie zu stürzen, sie haben sich aber deshalber weder brechen, noch sonst den Wein aus dem Magen von sich geben können. Man lese die Act. Ac. Reg. Sc. vom Jahr 1725.

Ein anderes Mittel, davon einige viel Rühmens machen, ist ein Leder, in dessen Mittelpunkte eine Saite festgemacht ist, dieses wird angefeuchtet, und hin und wieder auf der Brust so fest angedrückt, daß es sich an die Haut anhängt; man ziehet alsdann an der in der Mitte des Leders befestigten Saite, und die heftigen und vielfältigen Bewegungen, die man durch dieses Ziehen mit der Brust vornimmt, sollen von großem Nutzen seyn. Die Versuche bey der Weibsperson aber so wohl als bey den Hunden, haben uns gelehret, daß, wiewohl man dergleichen Sachen an einem glatten oder gleichrunden Körper, z. B. an einem Stein fest anlegen, und daran mit Gewalt ziehen könne, dieses doch bey Menschen und Thieren deswegen nicht angehe, weil die Oberfläche der Brust bey ihnen nicht so gleich ist, daß solche Dinge fest genug daran haften, um beym Ziehen nicht loszugehen; und gesetzt, man könnte sie auch so fest anbringen, so würde man doch nur die Haut von den Ribben abziehen, und die Ribben würden unbeweglich fest bleiben, da doch die Bewegung der Ribben die Absicht des Versuchs ist. S. die Act. Haarlem. Theil 4.

3) Daß wir eine ziemliche Anzahl neuer Hülfsmittel, die noch nie gebraucht worden, bey unsern Versuchen angewendet, und selbige mithin weitläuftiger und zahlreicher gemacht haben.

4) Daß diese neuen so wohl, als die bereits bekannten Hülfsmittel so angebracht worden, daß bey allen einzelnen Versuchen bald einige mehr, bald weniger, bald einige zuerst, bald später hinterdrein, bald einige länger bald kürzer, bald einige zugleich, bald wieder besonders vorgenommen worden, um zu entdecken, ob diese oder jene Art von Mitteln, oder ob

die Ordnung und Zeit, wie und wenn man dieselben anwendet, einen besondern Nutzen habe.

5) Daß wir auch verschiedene Veränderungen in der Art, die Thiere zu ersäufen, gemacht haben, um zu sehen, ob bey den Bemühungen, sie wieder zum Leben zu bringen, bey einem etwas anders, als bey andern bemerket werden könnte.

6) Daß aber gleichwohl alle unsre Hülfsmittel und angewandte Bemühungen bey solchen Menschen und Thieren, die wirklich todt zu seyn geschienen, ohne allen, auch nur den geringsten guten Erfolg gewesen, ausser bey dem Hunde No. 8. der ohne allen Zweifel beym Leben erhalten worden wäre, wenn wir uns nicht zuletzt eine Vernachläßigung hätten zu Schulden kommen lassen.

7) Daß sie aber dagegen sowohl bey der Weibsperson, die in äußerster Gefahr sich befand, und deren Geschichte gleich Anfangs erzehlt worden, als bey der, die sich, wie die vorletzte Geschichte ausweiset, aus Verzweifelung ersäufet hatte, wie auch bey der allerletzten von herrlichem Nutzen gewesen sind.

8) Daß wir reichen Stoff haben, über alles dieses weitere Beobachtungen anzustellen. Sollte es denn nicht eben so leicht möglich seyn, ersäufte Hunde wieder zum Leben zu bringen, als Menschen? Wir wollen davon die Meynung des Herrn Stolle hören. Dieser sagt: „Er habe eine Menge Versuche „mit Hunden gemacht, dabey weder Fleiß noch Mühe „gespared, aber der Erfolg dieser Versuche, sie wieder zum Leben zu bringen, habe seinen Bemühungen „nicht entsprochen: denn wiewohl er alle von den größten Männern angegebenen Mittel an ihnen angewendet, habe er doch nie einen wieder lebendig ma-

„chen können, wenn man gar keinen Pulsschlag mehr „vorher an ihm fühlen konnte.„

Dieser Herr Stolle hat im Jahr 1766 eine herrliche Streitschrift: de Morte suspensorum in Gröningen öffentlich vertheidiget, woraus diese Stelle genommen ist. Da dem nun also ist, so ist in diesem Stücke den Versuchen mit Hunden weniger zu trauen, als den mit Menschen angestellten: denn man weis, daß Menschen, welche in einer tödtlichen Ohnmacht gelegen, und weder Empfindung noch Pulsschlag mehr gehabt haben, wieder zum Leben gebracht worden sind. Daraus folget ganz natürlich, daß man sich mehr Hofnung machen könne, und mehr bemühen müsse, ertrunkene Menschen wieder zu sich zu bringen, weil viele Personen, an denen man gar keinen Puls mehr gefühlet, wieder zu sich gekommen sind, da man hingegen bey Hunden kaum einen Fall wird aufweisen können, wo man sie wieder zum Leben bringen können, wenn der Puls völlig weggewesen ist.

9) Daß die Entscheidung der Frage, ob jemand noch einiges Leben habe, oder wirklich todt sey, bey dem einen nicht eben so ausfallen könne, als bey dem andern, sondern daß es verschiedene Stufen des Lebens gebe, und das Leben selbst verschieden sey, so daß einer wirklich todt zu seyn scheinen könne, der es doch nicht ist; der andre hergegen unter eben diesen Umständen und Erscheinungen wirklich ganz todt ist. Natürlicher Weise werden bey dem letzteren alle Mittel nichts helfen, bey dem erstern aber wird die Bemühung glücklich von statten gehen.

Die Versuche jener großen Weltweisen, eines Boyle, Derham, Stair, Gravesand, Muschenbröck, Boerhaave u. s. f., welche sie an Hunden, Katzen, Kaninichen, Ratzen, Mäusen, Maulwür-

fen, ingleichen an Fischen, Fröschen, Kröten, Schnecken und verschiedenen andern größern und kleinern Thieren, gemacht haben, scheinen dieses alles zu bekräftigen. Denn sie mochten nun entweder in einer verdickten oder in einer verdünnten Luft, oder in einem luftleeren Raume ihre Versuche, was dergleichen Thiere aushalten könnten, anstellen, so zeigte ihnen, wie sie in ihren Schriften sagen, der Erfolg, daß von diesen Thieren und Insecten, das eine immer ein zäher Leben als das andre hatte, daß Thiere, die unter der Luftpumpe todt zu seyn schienen, wieder auflebten, wenn man sie wieder heraus nahm, daß aber einige schwerer langsamer, und nicht so vollkommen wieder lebendig wurden, als andre; daß einige, die geschwind wieder zum Leben gekommen waren, wenn man den Versuch an ihnen wiederholte, todt blieben, andre hingegen zum zweyten mal wieder auflebten; und daß von mehrern Thieren einer und eben derselben Gattung, mit welchen man einerley Versuch vornahm, einige gar nicht, andre ein einziges mal, und wieder andre gar zweymal wieder zum Leben gebracht wurden.

§. 6.

Wollte man nun hievon auf den Menschen schliessen, so würde sich zeigen, daß diese verschiedenen Stufen des Lebens die Ursache sind, warum es bey dem einen möglich ist, daß er wieder aufleben kann, bey dem andern aber nicht; von welchen Ursachen aber dieser größere oder geringere Grad von Möglichkeit abhänge, das hat man bis zu unsern Zeiten gründlich einzusehen und zu erklären nicht vermocht. Die Länge der Zeit, wie lange ein Mensch oder Thier unter dem Wasser zugebracht hat, ist nicht Ursache daran, denn der Hund, der bey uns wieder zum Leben kam, hatte länger im Wasser zugebracht, als einige andre, die

todt blieben; ähnliche Bemerkungen findet man auch in ziemlicher Anzahl, daß nämlich Menschen, die länger im Wasser gelegen hatten, wieder zu sich gekommen sind, und andre, die geschwinder heraus gezogen worden waren, todt blieben. Die Ordnung, in welcher die Hülfsmittel der Reihe nach angewendet werden, ist eben so wenig Ursache: denn dasjenige, was wir mit dem Hunde, der wieder auflebte, vornahmen, thaten wir in eben der Ordnung auch bey einigen andern Hunden, sie blieben aber todt.

Es könnte vielleicht jemand darauf fallen, der Schaum an Mund und Nase wäre ein Zeichen von dem zu erwartenden Erfolge und Ausgange der angewandten Bemühungen, und man könnte, wenn dieser sich zeigte, wissen, daß das Wasser in die Lungen eingedrungen und alle Hoffnung zum Leben verloren wäre.

Darauf antworte ich erstlich: es ist dieses kein Zeichen, daß Wasser in die Lunge gekommen ist, 1) weil, wie wir oben erwiesen haben, es sehr selten geschiehet, daß bey Personen, die im Wasser verunglücket sind, Wasser in die Lungen kommt, und der Schaum vor dem Munde und aus der Nase eine Sache ist, die sehr häufig vorkommt, 2) weil die meisten mit der fallenden Sucht behafteten Personen Schaum und Geifer vor Mund und Nase, und zwar fast bey jedem Anfalle haben: und in die Lungen dieser Personen ist doch gewiß kein Wasser eingedrungen. 3) Personen, die sich erhängen oder gehangen und erdroßelt werden, haben kein Wasser in den Lungen, und ihr Mund und die Nasenlöcher sind oft vom Schaum und Geifer beynahe ganz bedeckt. 4) Die beyden Männer, von denen Vega erzehlet, daß sie bey Reinigung eines Brunnens gestorben, hatten Schaum vor dem Munde stehen, und es war in ihre Lungen gleichwohl kein Wasser gekommen.

Ich antworte zweytens: eben so wenig darf man den Schaum vor dem Munde und vor der Nase als ein Zeichen ansehen, daß keine Hoffnung zum Leben bey Personen, die aus dem Wasser gezogen würden, mehr übrig sey. Man beruft sich zwar hierbey auf den Hippokrates Aph. 2 4. und glaubt darinnen einen Grund zu finden, warum man desto sicherer behaupten könne, daß der Schaum vor dem Munde ein tödtliches Zeichen sey. Aber es ist nicht in aller Rücksicht einerley, sich erhängen oder ersäufen, und der Schaum vor dem Munde eines Erhangenen kann ein tödtliches Zeichen seyn, deswegen folgt aber nicht, daß er es auch vor dem Munde eines Ertrunknen seyn muß. Ueberdem scheinen diejenigen, welche dieses vorbringen, den Hippokrates und seine Ausleger nicht aufmerksam genug gelesen, noch weniger ganz verstanden zu haben; der Aphorismus lautet also: „Von sol„chen Personen, die, wenn sie gehangen oder er„droßelt worden sind, und losgeschnitten werden, aber „noch nicht völlig todt sind, kommen diejenigen, de„nen Schaum vor dem Munde stehet, nicht wieder „zum Leben.“ Celsus übersetzt L. 2. Cap. 8. diesen Aphorismen folgendergestalt: „Was vom Stricke „abgeschnitten worden ist, und Schaum vor dem „Munde stehen hat, kommt nicht wieder zu sich selbst.“

Galen sagt in seiner Erklärung dieses Aphorismus, zuförderst dieser Schaum sey ein tödtliches Zeichen, setzt aber hernach hinzu, es wären zwar einige dergleichen Personen wieder zum Leben gebracht worden, es geschähe aber ungemein selten: und so wolle es auch Hippokrates selbst verstanden wissen, denn sein Ausdruck ὡς ἐπὶ τὸ πολὺ, mehrentheils, müsse in allen Stellen drunter verstanden werden. Dieses beweiset er auch mit dem Aph. 53. wo Hippokrates dieses mehrentheils, in der ersten Hälfte ausgelassen,

und nur in der letztern hinzugesetzt hat, wiewohl man es auch in der erstern nothwendig darunter verstehen müßte. Eben so legen auch andre, die in den Schriften des Hippokrates belesen sind, und seine Schreibart und Gesinnungen kennen, diese Stelle aus: unter andern Christoph von Vega, welcher eben so wie Galen sagt, es trüge sich dieser Fall bisweilen, wiewohl selten zu, und es dadurch beweiset, daß ein Mann, der, als man ihn vom Stricke losgeschnitten, viel Schaum vor dem Munde hatte, wieder zu sich gekommen; und zween Männer, welche bey der Reinigung eines verschlemmten Brunnens erstickten, und Schaum vor Mund und Nase hatten, wieder zum Leben gebracht wurden, als man dem einen Eßig und Pfeffer und dem andern Eßig und getrocknetes Poleypulver in den Mund goß. Von Heers Lib. I. Obs. 21. führt ein Exempel von einem Musikdirektor an, dem, da ihn der Schlag gerühret hatte, der Schaum vor dem Munde stand, und der demohnerachtet wieder zu sich kam und gesund wurde. Th. 4. der Haarlemschen Nachrichten stehet die Geschichte eines Knaben von sieben Jahren, der länger als eine halbe Stunde fünf Fuß tief unter dem Wasser gewesen war, ehe er herausgezogen wurde, dessen Gesicht blau sahe, die Glieder welk und schlapp, der Mund und die Augen fest verschlossen, und Mund und Nase mit Schaum bedeckt waren: mit diesem hatte man sich schon eine halbe Stunde lang alle ersinnliche Mühe gegeben, ihn wieder zum Leben zu bringen, sahe aber noch keinen Nutzen davon, und setzte dennoch die Versuche unverdrossen fort, wodurch man es auch endlich so weit brachte, daß er wieder zum Leben kam, und nicht nur gesund wurde, sondern auch gesund blieb. Unser Hund No. 8. lebte auch endlich auf eine Zeitlang wieder auf, wiewohl ihm der Schaum vor der Schnautze gestanden hatte. Ich werde nachher

zu einen andern Behuf eine Streitschrift anführen, worinnen von einem erstickten Kinde, das man wieder zum Leben brachte, gehandelt wird; in selbiger lieset man S. 26. daß eine schäumige, schleimige blutstriemige Materie aus dem Munde dieses Kindes geflossen sey.

§. 7.

Kundmann ist der Meynung, man könne aus der Zeit, die ein Mensch unter dem Wasser zugebracht, bestimmen, ob er wieder zum Leben zu bringen sey, oder nicht, und behauptet daher in den oben angeführten Act. N. C. vol. 7. „Diejenigen, welche eine Viertel-höchstens eine halbe Stunde unterm Wasser gewesen, sind ungemein schwer wieder zum Leben zu „bringen, und wenn es ja geglückt, so haben sie nachhero die übelsten Zufälle zu erdulten.“ Gleichwohl findet man in den allerneuesten Erzehlungen der Holländer, daß einer, der eine Viertelstunde, ein andrer der eine halbe Stunde, und ein dritter, der dreyviertel Stunden unter dem Wasser gelegen hatte, wieder zum Leben gebracht und vollkommen gesund worden sind, so wie die Weibsperson, die wir wieder zu sich selbst brachten, bereits eine Stunde lang im Wasser gewesen war, S. §. 4. Unter den ältern Schriftstellern gedenkt Pechlin eines Gärtners, der sechszehn Stunden lang im tiefsten Wasser gelegen hatte, und dennoch wieder zu sich gekommen sey: man habe ihn darauf auch der Königin Mutter vorgestellt, und diese habe ihm eine jährliche Besoldung ausgesetzt, und so habe er noch achtzehn Jahre in vollkommener Gesundheit gelebet. Der königlich dänische Bibliothekar, Tilas, welcher diese ganze Geschichte beschreibet, setzt die Anmerkung hinzu, er kenne eine Frau, welche drey Tage lang unter dem Wasser gelegen habe, und gleichwohl wieder aufgelebet sey. Alex-

ander Benedictus, de Cur. Morb. B. 7. versichert, daß Personen, die acht und vierzig Stunden im Wasser gelegen, wieder zu sich gekommen. Den Fall, welchen Pechlin aus dem Burmann anführt, wo ein Mensch, der sieben Wochen unter dem Wasser zugebracht, wieder zum Leben gekommen seyn, und nachher sich vollkommen wohl befunden haben soll, will ich hier gar nicht als geschehen angeben, denn er ist nicht hinlänglich erwiesen. Diese Fälle werden uns aber gnugsam überzeugen, daß theils Kundmanns Besorgniß durch wirkliche Geschichten widerleget werde, theils daß der längere oder kürzere Aufenthalt im Wasser weder gegründete Hoffnung zum Aufleben, noch auch eine sichere Regel mache, daß im entgegengesetzten Falle alle Mühe unnütz seyn werde.

Gleichwohl können wir auch nicht leugnen, daß verschiedene Personen, die aus dem Wasser gezogen, und wieder zum Leben gebracht worden, entweder kurze Zeit darauf verstorben, oder elend geblieben sind. Der oben belobte Kundmann erzehlet von einem Manne, der betrunken gewesen war, daß er ihn, als er bereits eine Viertelstunde im Wasser gelegen, zwar wieder zu sich gebracht habe, aber nur so weit, daß er beichten und das heil. Abendmal empfangen konnte, den Tag drauf aber dennoch sterben mußte. Ferner von einem neunjährigen Knaben, welcher alsbald, nachdem er in einem warmen Bade und mit Zimmetwasser wieder zum Leben gekommen war, die fallende Sucht bekam, fast alle Wochen wieder davon befallen wurde, und nach zwey Jahren jämmerlich sterben mußte. Drittens von einem sechsjährigen Kinde, das zwar durch seine Bemühungen wieder aufgelebet war, gleichfalls aber zu seiner großen Betrübniß die fallende Sucht bekam und den Verstand verlor, nach vierzehn Jahren in einem solchen Anfalle sich in die

Donau stürzte und ertrinken mußte. Die in Holland aufgerichtete Gesellschaft, welche sich es zur Pflicht gemacht hat, dieses Werk der Menschenliebe so oft als dergleichen Fälle vorkommen, auszuüben, giebt Nachricht von einem Manne, der länger als eine Viertelstunde im Wasser gelegen hatte, herausgezogen und zum Leben gebracht wurde, dann bekannte, daß sein über die von ihm verübten Verbrechen in Verzweiflung gestürztes Gewissen ihn verleitet habe, sich selbst ins Wasser zu stürzen, endlich aber nach ernstlicher Reue, die er hierüber bezeugte, dennoch sterben mußte. Die Weibsperson, deren Geschichte ich §. 4. erzehlte, welche so lange Zeit an aussetzenden Puls, einem Bruche, und Schmerzen in den Schenkeln und Füssen zubrachte, bestätigt diese Bemerkung gleichfalls.

Ich gebe also zwar gern zu, daß dem also sey, finde aber nicht, das uns dieses verleiten könne, in unsern Bemühungen und Unternehmungen deswegen nachläßiger zu seyn. Denn erstlich können wir durch eine schickliche Behandlung viele Krankheiten heilen, woran doch manche bey eben so guter Behandlung draufgehen, manche auch wohl in andre Krankheiten verfallen, mit denen sie sich oft Zeitlebens schleppen müssen; gleichwohl schiebt niemand die Schuld davon auf die Methode, oder verwirft sie deswegen, weil bey derselben zwar sehr viele ihre Gesundheit wieder erlangen, einige aber entweder sterben müssen, oder andre Krankheiten bekommen. Ist es nicht eine unaussprechliche Freude, eine Behandlung zu wissen, wobey viele, die außerdem des Todes seyn würden, beym Leben erhalten werden können? Und ist es ferner nicht eine unschätzbare Belohnung für alle Bemühung, daß jene zwo Personen, welche den andern oder dritten Tag nach ihrem Aufleben sterben mußten, sich von ihren

Sünden bekehrten, welches außerdem unmöglich geschehen seyn würde?

§. 8.

Wir brauchen uns im übrigen bey allen den Streitigkeiten, die man darüber zu erheben pflegt, ob es eine leichte, oder schwere, oder unmögliche Arbeit sey, dergleichen Unglückliche wieder zum Leben zu bringen, nicht weitläuftig aufzuhalten. Denn es ist ein ungegründetes Vorurtheil, wenn auch große Männer der Meynung sind, daß diejenigen, welche in dem Augenblicke, da sie im Wasser untertauchen, den Othem von sich lassen, Wasser in die Lungen schluckten; diejenigen aber, welche in diesem Augenblicke einathmeten, nicht leicht Wasser in die Lunge bekommen könnten, und daß die letztern zu retten wären, die erstern aber nicht, und das deswegen, weil die eingesogene Luft die Lungenbläsgen ausdehnte, und die Gefäße der Lunge mithin in dem Stande blieben, daß sie das aus der rechten Herzkammer erhaltene Blut in die linke Herzkammer ergießen konnten: es ist ungegründet, sage ich, weil die Erfahrung uns lehret, daß das Wasser ungemein selten in die Lungen solcher Personen eindringet: wenn aber dieses auch nicht so gewiß wäre, so würde diese von großen Männern angenommene Meynung die Schwierigkeiten eher vergrößern, als vermindern. Denn, physischen Versuchen zu Folge, verlieret die zurück behaltene und durch den Zugang frischer Luft nicht erneuerte Luft ihre elastische Kraft, und ist nicht geschickt, die Lungen auszudehnen; und wenn auch jemand dieses, das doch so viel Versuche beweisen, nicht zugeben wollte, so könnte er doch wenigstens schlechterdings nicht leugnen, daß die elastische Luft, welche keinen Zugang von frischer Luft hat, so verfeinert werden müßte, daß die Gefäße, die die Lungenbläsgen umgeben, und um selbige

herumgehen, durch den Druck dieser Luft aufhören würden, offne Kanäle zu seyn. Man lese davon die Haarlemer Nachrichten im Th. 4. nach.

Andre berühmte Männer setzen voraus, diejenigen, welche lange Zeit im Wasser zugebracht hätten, und gleichwohl gerettet worden wären, müßten während der Zeit, da sie sich im Wasser zu retten gesucht, mit dem Kopfe über das Wasser gekommen seyn, und von Zeit zu Zeit Othem geholet haben: diese Voraussetzung aber ist theils nicht hinreichend, die Sache, wovon hier die Rede ist, zu erörtern, theils streitet sie wider die Erfahrung, welche uns lehret, daß verschiedene, die sowohl sogleich im Wasser zu Boden gesunken sind, als auch lange Zeit drinnen gelegen haben, gleichwohl wieder zum Leben gebracht worden sind.

Was endlich einige von dem eyrunden Loche im Herzen, welches hiebey gewissermaaßen in Betrachtung kommt, geschrieben haben, brauche ich nicht anzuführen: denn Cheselden und Derham haben bereits ausfindig gemacht, daß dieses bey Kindern und erwachsenen Personen sehr selten offen sey, und wenn auch der Fall sich ereignete, so würde diese Oeffnung nicht viel beytragen, die Schwierigkeiten zu heben.

§. 9.

Gesetzt aber wir wären nicht im Stande, alle diese Schwierigkeiten und Zweifel zu heben, so wird doch hoffentlich das gemeine Beste nichts darbey verlieren. Denn daß viele im Wasser verunglückte wirklich wieder zum Leben gebracht worden, ist nicht zu leugnen, eben so wenig, als daß unzählige Menschen mit Augen gesehen haben, daß darüber gerichtliche Zeugnisse ausgestellt, und die deshalber ausgesetzten Belohnungen wirklich ertheilet worden sind. In Hol-

land hat die in dieser Absicht errichtete Gesellschaft neuerlich eine Schrift drucken lassen, worinnen durch öffentliche Zeugnisse bewiesen wird, daß in vierzehn Monaten neunzehn Ertrunkene wieder zum Leben gebracht worden: und nachher nemlich den vierten November 1769. hat man in Leiden eben diesen Glücksfall erlebet. Das sind zwar allerdings wenig Personen, wenn man Holland bedenkt, wo nicht nur im freyen, sondern in allen Städten eine solche Menge Flüsse und Kanäle sind, und der Fall, daß Personen im Wasser verunglückt, sehr oft vorkommen muß: es mögen aber nur wenige seyn, die man zu retten so glücklich ist, es mögen unter hunderten nur zwo oder drey Personen wieder zum Leben gebracht werden, vergilt nicht die zwey oder dreymal glücklich ausgefallene Bemühung alle sieben und neunzig vergeblich angewandeten Versuche überflüßig? Treibt und verbindet uns nicht selbst unser Gewissen darzu? Wenn wir keinen solchen Verunglückten künftig mehr zu Hülfe kommen wollten, gehen nicht die zwey oder drey, welche durch unsre Hülfsleistung wieder aufleben, und der Kirche, dem Vaterlande und ihren Familien vielleicht großen Vortheil und Nutzen schaffen können, verloren? Ist es nicht ein durch Unterlassung begangener Menschenmord, wenn man diese hätte retten können, und sie nicht gerettet hat? Unsre große Kaiserin verdienet daher unsern größten Lobspruch, daß sie in ihren weitläuftigen Staaten den Befehl gegeben hat, solchen Verunglückten allenthalben alle nur mögliche Hülfe zu leisten.

§. 10.

Ihre mütterliche Vorsorge hat es aber hierbey noch nicht bewenden lassen. Denn als man ausfindig gemacht hatte, daß die oben angeführten und andre Mittel auch solche Personen, die vom Steinkoh-

lendampfe erstickt waren, und bis jetzt auf obrigkeitlichen Befehl geöfnet wurden, um die Ursache ihres Todes zu entdecken, wieder zum Leben verholfen, so hat sie zugleich anbefohlen, auch solchen Elenden beyzuspringen. Es war diese Todesart in unsern Landen nicht ungewöhnlich, denn es trägt sich gar oft zu, daß einer oder mehr Menschen in einem engen Zimmer bey verschloßenen Thüren sich bey angezündeten Kohlen vor der Kälte zu schützen suchen, darinnen einschlafen, und früh entweder todt sind, oder todt zu seyn scheinen, und wenn sie, wie ich vorhin sagte, auf Befehl der Obrigkeit geöffnet worden, begraben werden. Zwar dergleichen erstickte Personen, die fast ganz todt waren, hat unser Herr D. Schreiber im vorigen Winter durch reichliche Aderlässe, durch Tobacksklystiere, durch Reiben, durch eingeflößten Eßig mit Wasser und Holundermuß, und dadurch breite Blasenpflaster wieder zum Leben gebracht.

Es beziehet sich dieser Befehl ferner auf solche Unglückliche, die entweder in Brunnen, die lange Zeit verschüttet gewesen, in Mistgruben oder in Kellern, worinnen brausender Most und Wein, oder gährendes Bier liegt, arbeiten, und von den Dünsten und Dämpfen erstickt werden; wie nicht weniger auf die, welche in den Bergwerken von den bösen Wettern in den Tiefen umfallen; und endlich auf diejenigen, welche von Räubern und Mördern gebunden und erdrosselt worden, oder aus Verzweifelung sich selbst aufhängen. Man kann auch die noch darzu rechnen, welche in der Kälte oder im Schnee erfroren sind.

Daß alle Gattungen solcher Verunglückten Personen wirklich wieder zum Leben und zur Gesundheit gebracht worden sind, ist aller Welt bekannt, es hat aber bisher immer an Antrieb gefehlet, in dergleichen Fällen keine Mühe und Arbeit zu sparen: nunmehr

aber, da ein Befehl deshalb ins Land ergangen ist, kann man hoffen, daß kein solcher Verunglückter eher wird zur Erden bestattet werden, bis man alle dienliche Hülfsmittel an ihm versuchet hat.

§. 11.

Es erstrecket sich jedoch dieser Befehl noch weiter: auch von solchen Personen, die an gewöhnlichen Krankheiten gelegen haben, weis man Beyspiele, daß sie für völlig todt gehalten worden, gleichwohl aber wieder zu sich gekommen sind. Man weis hier in Wien sowohl, als an andern Orten eben so sichere als traurige Fälle, daß Personen zu früh beerdiget worden sind, an denen man noch keine Spur der Fäulniß hat wahrnehmen können. Daher ist vor einigen Jahren in Wien eine Verordnung gegeben worden, daß niemand eher, als volle acht und vierzig Stunden nach dem Tode begraben werden darf; viel Schönes hierüber findet man in Weinslar's Schriften, und Sydenham hat gleichfalls eins und das andre hiervon erzehlet. Neuerlich hat sich hier in Wien ein solcher Fall zugetragen. Ein Knabe, der am Keuchhusten erstickt war und für todt auf dem Brete lag, ist durch obige Hülfsmittel wieder lebendig und gesund gemacht worden. Der erfahrne Herr Scheiggl, der sich durch diese Rettung berühmt gemacht hat, vertheidigte am neunten November 1769. seine Inaugural-Disputation: de auxiliis efficacioribus ad vitam in viso mortuo restaurandam, die dieses Falles wegen geschrieben ist. Zu Anfange derselben stehet folgende Stelle aus der heiligen Schrift 1. B. Mosis 9. vers 5. und 6. „Ich will des Menschen Leben rächen, „an einem jeglichen Menschen, als der sein Bruder „ist, — denn Gott hat den Menschen zu seinem Bilde „gemacht."

Auf der zehnten, eilften und zwölften Seite stehet die Beschreibung der Umstände dieses Knabens,

welche so beschaffen gewesen, daß man ihn schlechterdings für todt hat halten müssen; von der dreyzehnten bis drey und zwanzigsten Seite sind alle die Bemühungen und Hülfsmittel weitläuftig angeführt, wodurch der Verfasser endlich so glücklich gewesen ist, den Knaben wieder zum Leben zu bringen, und völlig gesund zu machen. Diese bestanden in folgenden: man schüttelte ihn, machte allerley Bewegungen, wobey besonders die Brust verschiedene Lagen bekam, mit ihm, rieb ihm den Bauch und den ganzen Körper fleißig, blies ihm Athem ein, bald geschwind, bald langsam, bald stark bald schwach, bald äußerst heftig, goß ihm Wein in den Mund, ließ etlichemal zur Ader, und gab sowohl nervenstärkende und ermunternde als krampfstillende Arzeneyen. Herr Scheiggl ziehet hierauf allerley Folgerungen und Schlüsse daraus, und zeiget, daß alle Aerzte ihrem Gewissen und der Pflicht nach verbunden sind, in diesen und ähnlichen Fällen eben so mühsam zu seyn, weil sie außerdem für diejenigen, so sie hätten erhalten können und nicht erhalten hätten, dem Richter über Lebendige und Todte dereinst Rechenschaft geben müßten.

In Madrit ist der erste Theil der Arabisch-spanischen Bibliothek im Escurial in Folio heraus gekommen, und darinnen fand ich bey Untersuchung der Geschichte der arabischen Aerzte, S. 366. die Lebensbeschreibung des Tabeth Ben Corah und dessen Schriften; dieser Arzt ist im Jahr 288. der Hegira, oder im Jahr 900. nach Christi Geburt gestorben, und erzehlet unter andern: „Als ich einsmals über den „Markt gieng, sahe ich, daß ein Fleischer zerschnit„tene Leber mit Salz bestreut aß, und wie ich hörte, „that er dieses öfters; mir eckelte anfangs vor dem „Anblicke, weil es eine schmutzige Speise ist, bald „aber sah ich, daß er vom Schlage gerührt umfiel, „ich besorgte, es möchte schlimm mit ihm ablaufen, „und nahm mir daher vor, ihm mit Arzeneyen bey-

„zuspringen: ich beschloß auch bey mir selbst, immer-
„fort ein bey Schlagflüssen sehr wirksames Mittel bey
„mir zu tragen. Als ich eines Tages wieder in der
„Gegend gieng, hörte ich ein Geschrey: sogleich fiel
„mir der todt hingefallene Fleischer ein, ich fragte
„also genauer darnach, und man sagte mir, er wäre
„den Tag zuvor wirklich gestorben. Ich wußte zwar,
„daß ihn der Schlag gerührt hatte, wollte ihn aber
„doch selbst gern sehen, und gieng also hinein: ich
„konnte keinen Pulsschlag an ihm fühlen, und nahm
„dahero einen Stock und schlug ihn damit so lange
„auf die Fußsohlen, bis der Puls wieder fühlbar
„wurde. Hierauf ließ ich ihm ein Tränkgen eingies-
„sen, welches ich sogleich nach seinen Umständen hatte
„verfertigen lassen, und er that die Augen wieder auf,
„und erholte sich dadurch dergestalt wieder, daß er
„den folgenden Tag bey guter Gesundheit öffentlich
„ausgehen konnte."

Tabeth Ben Corah läßt sich nicht deutlich heraus, was für eine Art vom Schlage eigentlich diesen Fleischer betroffen habe, ich kann dahero auch nicht umständlicher davon handeln; so viel erhellet aber daraus, daß dieser Arzt in solchen Dingen sehr geschickt und erfahren gewesen seyn muß. Dadurch, daß er ihn mit einem Stocke auf die Fußsohlen geschlagen, hat er in seinen Flechsen, Nerven, Muskeln, Knochen und Pulsadern eine heftige Bewegung verursachet, und diese Bewegung hat sich denn bis auf den Ursprung der Nerven erstrecken und fortpflanzen müssen.

Schenk erzehlet von einem Mädgen in Ferrara, welche viele Aerzte schon für todt gehalten und zur Erde zu bestatten befohlen hätten, daß ihre Mutter, welche sie bis zur Ausschweifung lieb gehabt, sie nicht aus dem Hause hätte wollen tragen lassen, sondern noch drey Tage unbegraben habe wollen liegen lassen; den

dritten Tag wäre sie zu aller Verwunderung, wider Erwarten wieder lebendig worden, und hätte nachher noch viel Jahre gelebet.

Zacutus Lusitanus Cent. 4. erzehlet einen Fall, der dem Leibarzt der Königin Elisabeth oder Isabelle begegnet ist: dieser besuchte einen vom Schlage gerührten Mann des Abends, und wiewohl er hörte, daß er bereits gestorben, gieng er doch ins Haus, ihn näher zu betrachten, weil er ihn den Morgen noch nicht so verlassen hatte, daß er sein Ende so plötzlich hätte vermuthen sollen. Er fand ihn mit einem Tuche bedeckt, und in einem Franciskanerrock gekleidet, und viele Mönche um den Todten herum. Nach genauerer Untersuchung befahl er, ihn wieder in sein Schlaf- und Krankenzimmer zu bringen, versuchte allerhand dienliche Mittel, (er saget aber nicht, worinnen sie bestanden haben), und der Mann lebte wieder auf, und hat nachher noch geraume Jahre fortgelebt.

Wenn man die Geschichte von dem Musikdirector, die ich oben aus dem Heinrich von Heers anführte, mit Ueberlegung liefet, so wird man gewiß einsehen, daß man in dergleichen Fällen zuweilen sich ein Herz fassen und etwas wagen muß. Levinus Lemnius Lib. 2. de Occult. Nat. Mirac. hat dergleichen Fälle selbst erfahren, und sagt: „Ich weiß zuverläßig, daß in „unsern Tagen sowohl als in ältern Zeiten Personen „in Särgen und Gräbern wieder aufgelebet sind. „Es ist daher sehr gut, wenn den Todtengräbern an„befohlen wird, daß sie diejenigen, welche plötzlich „gestorben sind, und todt zu seyn scheinen, nicht in „die Särge einschließen, oder verscharren, besonders „die von Schlagflüssen, fallender Sucht oder Mut„terkrämpfen befallen worden. Denn bisweilen ist „noch Leben in ihnen, und sie kommen wieder zu sich.“

Ende des dreyzehnten Theils.

Anton von Haens

Heilungsmethode

in dem praktischen

Krankenhause zu Wien.

Vierzehnter Theil.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0193
DFG

Vorrede.

Die im gegenwärtigen Theile vorkommenden Abhandlungen, handeln zwar von ganz ungewöhnlichen Gegenständen, gehören aber demohnerachtet in das mediciniſche Fach, und können inſofern meines Erachtens, ſowohl der Arzneykunſt als dem Vaterlande nützlich ſeyn. Was die eigentlich mediciniſchen betrift, ſo habe ich in den meiſten vorhergegangnen Theilen das Lob eines Arztes zum öftern wiederholt, deſſen gleichen es noch nicht gegeben hat, auch wohl in Zukunft nicht geben wird, ich meyne des Hippokrates, der im vierten Jahrhunderte vor Chriſti Geburt lebte, und von da an, bis auf unſre Zeiten, von allen Aerzten und von vielen andern angeſehenen, weiſen, gottesfürchtigen und würdigen Männern ſo viel Ruhm, als noch kein andrer Sterblicher, eingeerndtet hat. Viele tauſend Schriften beweiſen, daß die Aerzte in ſeinem Lobe unerſchöpflich ſind, daß aber auch andre achtungswürdige Männer in ihren Schriften von der Religion und Geſchichte, es nebſt den Aerzten thun, iſt jedermann bekannt; ich will jedoch eine einzige Stelle aus dem Boßuet anführen, wenn er in ſeiner Hiſt. univ. S. 73. ſagt: „Hippokrates, der „Vater der Aerzte, gehöret unter die größten Weltweiſen, und ſtehet unter den großen Philoſophen Griechenlandes in jenem goldnen Zeitalter oben an.„ Von ihm und ſeinen Schriften rede ich faſt auf allen Seiten, er hat zuerſt die Aerzneykunſt ſyſtematiſch vorgetragen, er hat ihre Grenzen erweitert, und ſie von dem ihr ſonſt zu ſeinen Zeiten drohenden Untergange gerettet, er erhält ſie noch jezt in ihrer Würde, in ihrem Glanze, und die

Welt hat ihm den milden Einfluß derselben auf die Gesundheit der Menschen bis auf diesen Tag zu verdanken. Alles was in unsrer Kunst nützlich, was gewiß, was vortreflich ist, stammet von ihm ab, und alles Wachsthum und Ausbreitung derselben von seinen Zeiten an bis auf die unsrigen, schreibet sich von seinem unermüdeten Fleiße und von seinen Lehren her, und unverdroßnes Forschen und Nachdenken hierüber, hat die Medicin auf diejenige Stufe der Vollkommenheit gebracht, auf welcher sie sich jezt befindet. Das ist der Ton, oder vielmehr das war der Ton, aus welchem ich in allen meinen Schriften gesprochen habe.

Denn jezt stehe ich im Begriffe, zu zeigen, daß das System des Hippokrates so wohl, als aller andern grossen Aerzte, die sich um unsere Kunst ungemein verdient gemacht haben, auf schwachen und unsichern Gründen stehe, und ihr Umfang leider nur allzusehr eingeschränkt sey. Doch auch dieses wird von ganz ungemeinen Nutzen seyn. Denn meine Pflicht erfordert angehenden Aerzten die Vorzüge und das Große der Arzneykunst zu zeigen; sie erfordert aber auch, ihnen nicht zu verheimlichen, wie enge ihre Grenzen sind, damit sie sich deutliche Begriffe machen können, wie weit es mit ihr gehe, und wo sie aufhöre, und was sie bey Kranken erwarten und sich versprechen können. Hippokrates legt mir auch hier die Worte in den Mund, und faßt dieses alles zusammen, wenn er sagt: Ein erfahrner Künstler, muß die Schwäche seiner Kunst eben so gut kennen, als ihre Stärke.

Im zweeten Abschnitte beschäftige ich mich ganz mit einer Krankheit, deren Namen schon Schrecken verursacht, mit der Pest.

Im ersten Kapitel zeige ich, was mich zu dieser Arbeit veranlasset hat, und ich will es hier mit wenig Wor-

ten sagen, weil man ausserdem sich unbillige Gedanken von mir machen dürfte, die ich doch allen und jeden zum voraus zu benehmen, und mir niemand zum Feinde zu machen wünsche.

In den benachbarten Landen wütet diese Seuche bereits, uns stehet sie zunächst bevor, und drohet uns mit Verwüstung. Unsere hohe Regierung ist Tag und Nacht darum bemühet, und kehret alle mögliche Anstaltrn vor, sie von unsern Gränzen abzuhalten: wünschet daher auch nichts mehr, als daß alle Unterthanen, wes Standes und Würden sie sind, gemeinschaftlich an diesem Zwecke arbeiten mögen.

Die Armee hat einen Cordon an den Gränzen gezogen, und läßt weder angesteckte Menschen noch Waaren zu uns herein. Die Räthe und Obrigkeiten in den benachbarten Städten haben die strengsten Gesetze gegeben, im Handel und Wandel den höchsten Grad von Vorsichtigkeit anzuwenden, um nicht mit den Waaren zugleich den Tod zu kaufen. Und was soll ich hierbey thun? Erfordert nicht mein Amt, worinnen ich durch kayserliche Gnade stehe, nämlich die zukünftigen Aerzte dieses Landes zu bilden, welche nicht nur die Behandlung der gewöhnlichen Krankheiten, sondern auch der Pest und anderer Landseuchen ihre erlernen sollen, daß ich auch hierinnen meine Pflicht beobachte? Hierzu nun war meine Unterweisung nöthig. Zween Umstände aber habe ich vorzüglich, so wohl wenn ich gelegentlich in meinen Vorlesungen davon handelte, als auch damals, als ich vor zwey Jahren von der Pest besonders las, bedauert: daß erstlich unter den Schriften der Aerzte keine befindlich ist, woraus man alle Arten dieser Seuchen genau kennen lernen kann, und welche man hierbey zum Grunde zu legen hätte, und zweytens, daß bey meinem Lehrvortrage so viel zu merken war, daß auch das glücklichste Gedächtniß nicht vermögend ist, alles zu merken und zu behalten.

Diese Betrachtung sowohl, als weil diese Seuche immer mehr und mehr zunahm, und sich unsern Grenzen näherte, trieben mich endlich an, daß ich meine vormaligen Aufsätze wieder hervorsuchte, und alle in der Bibliothek befindliche Schriften sorgfältig durchging, um die sichersten und gewissesten Grundsätze, wie alle Arten der Pest zu kennen und zu behandeln sind, ausfindig zu machen. Je unermüdeter ich in dieser Arbeit war, desto größere Schwierigkeiten zeigten sich mir dagegen auf allen Seiten. Ich blieb aber fest bey meinem Vorsatze, und da theils der Trieb, mich als einen rechtschaffenen Unterthan zu zeigen, theils die Befriedigung meines Gewissens, das mich dazu anreizte, hinzu kam, so erfüllte ich, oder suchte wenigstens beyde Pflichten zu erfüllen, und mich als einen guten Bürger und als einen gewissenhaften Lehrer zu zeigen.

Diejenigen, welche wissen, daß ich sowohl als Professor, als auch als praktischer Arzt, überhäufte Geschäfte habe, und daß ich viel Nächte habe daran wenden müssen, ehe ich eine so wichtige Arbeit zu Stande bringen konnte, werden sie, wie ich glaube, noch höher zu schätzen wissen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0198
DFG

Erster Abschnitt.

Erstes Kapitel.

Von einigen ungewöhnlichen Vorfällen in der Arzneykunst.

Inhalt.

§. 1. Hippokrates verdient nicht nur als weiser Gesetzgeber und Verbesserer der Heilkunde, sondern auch als aufrichtiger und redlicher Bekenner ihrer Mängel und Unvollkommenheiten gepriesen zu werden. Erläuterung des 19ten Satzes im zweyten Abschnitt seiner Aphorismen. §. 2. Krankengeschichte eines Jünglings, welche diesem zum Belege dient. §. 3. Leichenöfnung desselbigen. §. 4. Folgerungen. §. 5. 6. 7. Eine andre den gedachten Aphorismen bestätigende Krankengeschichte und Leichenöfnung. §. 8. 9. Dritte Krankengeschichte nebst Leichenöfnung. §. 10. Aehnlichkeit der zwoten und dritten Krankengeschichte, bey welcher Gelegenheit sechs Fragen vorgelegt und beantwortet werden. §. 11-13. Vierte Krankengeschichte und Leichenöfnung, nebst pathologischen Anmerkungen und fernerer Erläuterung des obigen Aphorismus. §. 14-16. Fünfte sehr wunderbare Krankengeschichte, welche das vorhergesagte fast unwiderleglich bestätigt.

§. 1.

Ich habe in den meisten Theilen dieser Jahresschrift die Beweise von der Gewißheit der medicinischen Grundsätze zum öftern ziemlich weitläuftig vorgetragen, und bin so weit gegangen, daß man schließen mußte, die einleuchtende Deutlichkeit der Regeln, und die Gewißheit der Grundsätze sey in der Arzeneykunst

eben so groß, als sie nur bey irgend einer andern Kunst oder Wissenschaft seyn könne. Eben dieses behauptete bereits vor drey und zwanzig Jahrhunderten Hippokrates, welcher, als der neunzehnte Arzt in der Familie des Aeskulapius, durch den Unterricht und die Schriften so vieler würdigen Vorfahren zu einer großen, durch die in den Tempeln der Götter aufbewahrten Beobachtungen zu einer noch größern und durch eigne beynahe unzählbare Bemerkungen sowohl als durch die damit übereinstimmende Bemerkungen seiner Söhne, seines Eidams, und seiner Schüler, welche er in seinen Grundsätzen unterrichtet, und zur Untersuchung der Wahrheit derselben in andre Länder ausgesendet hatte, zur größten möglichen Kenntniß gelanget war, und ein System der Arzeneykunst, das unveränderlich ist, und so lange sich die Natur der Dinge nicht ändert, unveränderlich bleiben wird, errichtet, niedergeschrieben und der Nachkommenschaft oder vielmehr der Ewigkeit überliefert hat. Die größten unter den Aerzten in den folgenden Zeiten, Hollerius, Ballonius, Mercatus, Jacotius, Duretus, Prosper Alpinus, Sydenham, Bagliv und alle übrige achtungswürdige und berühmte Männer haben dieses System angenommen und bekräftiget: und um mich kurz zu fassen, so will ich nur zum Beweiß eine Stelle aus einer Rede des großen Boerhaave, die im Jahr 1721. von ihm zu Leiden gehalten worden ist, und von dem großen Nutzen der Schriften und des Systems der Hippokrates handelt, anführen, wo es heißt: „Ihr findet hier eine große Menge von „Beobachtungen! Ihr findet den sichern Weg, zur „Weisheit in der Arzeneykunst zu gelangen! Damals „waren die glücklichen Zeiten und das waren die günstigsten Schicksale derselben! Der Fleiß und die Bemühung so vieler erfahrnen Aerzte vereinigte sich in „den Kenntnissen eines einzigen und brachte ihn bis

„zur Gewißheit in seiner Wissenschaft. Die Kuren „und Versuche, die andre in so großer Menge ge„macht hatten, untersuchte er, vervollkommnete sie „durch seine eignen, und darauf baute er sein System! „Nichts anders, als Unwissenheit oder Neid kann „die Triebfeder der Verleumdungen seyn, die man „wider einen so großen Mann vorbringet. Man ver„gleiche mit ihm, wen man nur will, keiner wird „ihm gleich kommen! In andern Schriften findet „man, was der Fleiß eines Menschen vermag, hier „aber, wie weit viele zusammen es bringen können; „andre sehen nur mit ihren eignen Augen, er sahe mit „dem scharfen Blicke vieler: andre machen an einzel„nen Kranken Versuche, er aber an ganzen Schaa„ren: in andern Schriften findet man die Krankhei„ten in dem engen Bezirke einer einzigen Stadt, hier „aber die Krankheiten und Volksseuchen, so vieler „Flecken, Städte, Länder und Reiche genau beobach„tet und beschrieben. Meines Erachtens ist dieses „einer der wichtigsten Gründe, warum dem Hippo„krates niemand gleich kommt. Seine medicinischen „Kenntnisse, denen so wichtige Vortheile zu statten „kamen, müssen in der That viel größer seyn, als „die Kenntnisse aller übrigen, die zwar in vielen Stü„cken ihm beykommen, diese Gelegenheit aber nicht „gehabt haben. Und, meines Erachtens, ist dieses „auch der Grund, warum sich seine Schriften bis „itzt in Ansehen erhalten haben, und noch ferner er„halten werden; dies ist die Ursache, warum sie bey „der strengsten Untersuchung und Beurtheilung, die „ganzer drey und zwanzig Jahrhunderte über sie er„gangen, bewährt gefunden worden sind. Man „betrachte die darin herrschende Ordnung, nirgends „wird man finden, daß er der einmal erkannten „Wahrheit ungetreu ist: man schlage die Griechen, „Römer und Araber nach, in allen diesen Schriften

„ist das hippokratische System wiederholet und be„kräftiget."

In einem so beträchtlichen Zeitraume findet man keinen einzigen Schriftsteller, außer ihm, deren Werken das Siegel der Wahrheit so deutlich aufgedrückt wäre! Wie viel Gegner hat Hippokrates, sowohl bey seinen Lebzeiten, als nach seinem Tode, nicht gehabt? Asclepiades und alle seine Schüler, Galen, der sich zur Schule des Aristoteles wandte und den Hippokrates verließ, Celsus, der in vielen Stücken, und Cälius Aurelianus, der Africaner, der der ärgste und geschworne Feind deßelben ist, mögen uns zum Beyspiele dienen: ihre Widersprüche aber verschwinden wie ein Rauch, da in so vielen Fällen die Aerzte sich genöthiget sahen, zu seinen Lehren ihre Zuflucht zu nehmen, wie zum delphischen Orakel, sie mochten nun, wie Aretäus, seinen Namen dabey verschweigen und ihm die Ehre versagen, daß sie seine Schüler wären, oder ihm das gebührende Lob beylegen, und öffentlich gestehen, daß er ganz allein würdig sey, Tag und Nacht gelesen zu werden, und daß in seinen Schriften, und nirgends anders, der gewisse und sichere Weg zur praktischen Arzeneykunst bezeichnet sey.

Als aber die Arzeneywissenschaft, nach jenen dunkeln Zeiten, wo man nur die Aussprüche Galens und vieler arabischen Aerzte, sklavisch nachbetete, um die Zeit, als Konstantinopel unter die Botmäßigkeit der Türken gekommen war, von den flüchtig gewordnen gelehrten Griechen wieder hervorgesuchet, und die Schriften des Hippokrates wieder gelesen wurden, so stimmten alle große Aerzte darinnen überein, daß nur derjenige allein ein zuverläßiger Arzt seyn könne, welcher nach den Grundsätzen des Hippokrates verführe. Nachher schwang sich die Sekte der chemischen Aerzte empor, man führte das Lehrgebäude verschiedener phi-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0202
DFG

losophischen Sekten auch in der Medicin ein, man erklärte alles nach mechanischen, hydrostatischen und hydraulischen Grundsätzen; es kam aber allemal darauf hinaus, daß die vornehmsten Aerzte ihre Zuflucht wieder zum Hippokrates nahmen, und mit seiner Hilfe die in Verfall gerathene Arzneykunst wieder herstelleten: so daß diejenigen, welche so weit gehen, daß sie den Hippokrates und sein System gegen verführerische neue Erfindungen, die nicht Stich halten, vertauschen, sich schon zum voraus prophezeyn können, was es mit ihrer Neuerungssucht für ein Ende nehmen werde, nemlich, daß sie entweder selbst, oder doch die meisten von denen, die sie verführet haben, endlich, wenn sie einsehen, daß sie sich auf einem falschen Wege befinden, wenn sie das große Unheil, das sie gestiftet haben, beunruhiget und wenn sie sich selbst anklagen müssen, daß sie durch ihre neue Methode eine Menge Menschen umgebracht haben, das hippokratische System wieder hervorsuchen und darnach kuriren werden.

Bey so bewandten Umständen werden meine Leser von selbst einsehen, daß Ueberzeugung und Billigkeit mich zu dem beständigen Lobe dieses großen Mannes bewogen haben, und sie werden es sehr gerecht finden, daß ich bey allen vorfallenden Schwierigkeiten in der Arzeneykunst ihn um Rath frage, und meinen Lesern und Zuhörern diesen seinen Rath mittheile, und als den besten zu befolgen rathe.

Die Lehren des Hippokrates sind aber auch von einer andern Seite betrachtet von besonderm Nutzen: denn so wie uns sein System den weiten Umfang unsrer Kunst kennen lehrt, eben so zeiget es uns auch die engen Grenzen, worinnen sie eingeschlossen ist, damit wir in keinem Stücke zu weit gehen, es zeiget uns ferner die Abweichungen der Natur und der Krank-

heiten, wodurch sich der Arzt sehr oft verführen läßt: es führet uns zu denjenigen aufrichtigen, redlichen Theilnehmungen an dem Wohl der Menschen, welche uns so weit bringt, daß wir uns nicht schämen, es öffentlich zu gestehen und zur Warnung andrer bekannt zu machen, wenn wir uns in dergleichen außerordentlichen Fällen, sie mögen nun von der besondern Beschaffenheit des Kranken oder der Krankheit abhängen, geirret haben; damit nicht nur wir selbst, sondern auch andre durch unser Bekenntniß sich daran spiegeln, und dergleichen Zufälle voraussehen lernen, um ihnen vorzubauen oder sie zu verhüten.

Ich habe zwar in allen meinen Schriften mich befleißiget, die Krankheiten von beyden Seiten, von der gewöhnlichen und von der außerordentlichen zu zeigen, vornemlich aber habe ich das erstere gethan, und ich will daher itzt insbesondre von den letztern reden, weil ich glaube, es wird von eben so großem Nutzen seyn, als das erstere.

Zuvörderst will ich beweisen, daß Hippokrates vollkommen recht hat, wenn er im 19. Aph. des 2. Abschn. sagt. „Wenn wir ganz bestimmt reden wol„len, so müssen wir sagen, daß diejenigen Zeichen „und Vorfälle, woraus wir in hitzigen Krankheiten „auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang „derselben schließen, und ihn vorher zu bestimmen „pflegen, nicht so zuverläßig gewiß sind, daß es „nicht zuweilen Ausnahmen von diesen Regeln ge„ben sollte.“

Gleich in dem allerersten Aphorismus, sagt Hippokrates die Ursache, weil nämlich die Arzeneykunst so weitläuftig und der kurze Zeitraum des menschlichen Lebens nicht hinreichend sey, sie zu erlernen: ferner, weil man öfters nicht Gelegenheit genug habe, Versuche zu

machen, und es in vielen Fällen nicht einmal erlaubt sey; weil hiernächst in vielen Fällen der Zeitpunkt, worinnen etwas nützliches vorzunehmen sey, wie ein Blitz vorüber gehe, und wenn er einmal vorüber ist, unwiederbringlich sey; noch mehr, weil bald der Arzt, bald der Kranke, und bald die Umstehenden nachläßig, ungehorsam und fehlerhaft verführen, hinter den Rücken des Arztes wider seine Anordnungen handelten; und weil endlich auch die Witterung und derselben Veränderungen einen Einfluß auf die Krankheit hätten.

§. 2.

Zur Erläuterung will ich einen merkwürdigen Fall erzehlen. Ein junger Mensch von zwey und zwanzig Jahren, ein Leinweber, der in seiner Kindheit die Blattern und Masern gehabt, nachher aber sich vollkommen wohl befunden hatte, im zwanzigsten Jahre seines Alters vierzehn Tage lang an einem hitzigen Fieber krank, seit der Zeit aber beständig sehr gesund gewesen war, verfiel am sechs und zwanzigsten Januar 1770, nach einem Rausche, in eine Lungenentzündung (Peripneumonia), wobey er die ersten vier Tage nicht das allergeringste brauchte, und dann in unser Krankenhaus geschaft wurde.

Anfangs war die Entzündung der Lunge sehr stark, und der trockne Husten dabey so heftig, daß er oft klagte, der Kopf wolle ihm ganz zerspringen; nachdem ihm aber viermal zur Ader gelassen worden war, verminderte sich der Husten, das Athemholen wurde freyer, die Entzündung aber blieb einerley; gegen das Ende des sechsten Tages empfand er einen heftigen Schmerz in der obern Gegend des Leibes, um die Herzgrube herum, dieser senkte sich allmählig weiter hinunter, und er mußte sich viermal brechen. Dieser

Schmerz währte in voller Heftigkeit kaum funfzehn Stunden; sieben und eine halbe Stunde blieb er weg, als zwey Drittheile vom siebenten Tage vorüber waren, fand er sich wieder ein. Der Kranke mußte erweichende Getränke trinken, erweichende Klystiere und Umschläge nehmen, und der Schmerz beruhigte sich und blieb weg. Das Brechen aber dauerte demohngeachtet fort; zwölf Stunden vor seinem Ende bekam er eine so starke Ohnmacht, daß man gar keinen Puls fühlen konnte, und mitten am achten Tage starb er.

Viermal hatte man ihm, wie ich bereits gesagt habe, zur Ader, und jedesmal ein Pfund Blut weggelassen, dieses hatte allemal eine dicke und harte Rinde, aber einmal war sie dicker und härter, als das andremal: sein Urin war beständig schlecht, theils immer zu dunkel, theils ohne allen Bodensatz, theils mit einer Wolke in der Mitte. Den vierten Tag bekam er nach dem Klystiere zweymal natürlichen Stuhlgang in Menge; den fünften Tag hatte er von freyen Stücken natürliche Oefnung; den sechsten Tag war der Abgang in den übrigen Stücken eben so, aber aschgrau; den siebenten Tag hatte er nach dem Klystire erst starken Stuhl, hernach einen breyartigen graubraunen Stuhlgang in Menge, und das drittemal eben solchen, aber nicht viel, und dieser war während dem heftigen Brechen ins Bette gegangen, noch zweymal bekam er alsdann Oefnung, das erstemal von gelbgrünen, und das letztemal von ganz grünen Unrath, wie Grünspan. Den achten Tag endlich gieng nach dem Klystiere ein wenig braungelber Stuhl fort.

Während der stärksten Entzündung war der Puls schnell, etwas hart und zusammengezogen, als

sie etwas nachließ, schlug er schnell, voll und weich; während den Leibschmerzen wieder ziemlich hart, und als diese nachließen, schnell und übrigens gut, so lange er aber im Krankenhause war, allezeit gleich. Den siebenten Tag endlich war er schwächer, und ein Schlag dem andern nicht völlig in der Stärke gleich. Endlich kam die starke Ohnmacht darzu. Während derselben war er die ersten drey Stunden eben so warm als vorher, nachher verringerte sich die Wärme immer nach und nach, und endlich wurde er ganz kalt. Hierbey brach er sich zum öftern, und das, was er wegbrach, war dünne, trübe, sahe gelb und bisweilen grünlich aus. Ohngefähr eine halbe Stunde vor seinem Ende redete er etwas irre, bekam Verzuckungen, knirschte mit den Zähnen, und dieses alles, nebst dem Brechen, dauerte so lange, bis er todt war.

§. 3.

Drey und zwanzig Stunden nach seinem Tode, als sein Leichnam in der Kälte völlig erstarret, die Hornhaut im Auge eingeschrumpft, und mithin nicht mehr zu zweifeln war, daß er völlig todt sey, öfneten wir ihn. Er war am ganzen Körper fleischig und wohlgenährt, sein Unterleib natürlich beschaffen und weich, so wie er auch in der ganzen Krankheit nie aufgetrieben oder hart gewesen war; das Netz war ziemlich fett, bedeckte aber nur die auf der linken Seite liegenden Theile und zwar bis herunter in die Weichen, so daß er hier sehr leicht, auf der rechten Seite aber auf keinen Fall einen Netzbruch hätte bekommen können, denn wir mochten das Netz auf der rechten Seite noch so gut auseinander legen, so reichte es doch nie bis unter den Nabel.

Die Leber ragte auf der linken Seite ein wenig, auf der rechten aber weit mehr, ja an einem Orte

drey Finger breit über die Rippen hervor; rechter Hand nahm sie die ganze Seite, linker Hand aber nur die Hälfte derselben ein, und inwendig, wo sie ausgehölt ist, sahe sie, besonders bey der Gallenblase, schwarzblau aus. Wenn die Leber dieses Menschen bey seinen Lebzeiten je aufgetreten oder hart gewesen wäre, so würde man der Größe und Lage nach es äußerlich haben fühlen können, welches doch bey vielen andern, wo sie unter den Rippen liegt, nicht angeht.

Das Stück des Grimmdarms, welches querüber liegt, war weder linker noch rechter Hand höher aufwärts gestiegen, weil auf der rechten Seite die große Leber, auf der linken aber der Magen und die breite dicke Milz alles einnahmen. In der Mitte des Bauches lag dieser Darm unter dem Magen: wenn also der Grimmdarm auf einer von beyden Seiten, wo er die Krümmungen macht, Schmerzen verursachet hätte, so würde man sich nicht haben irren, noch sie vor pleuritische halten können.

Der Blinddarm sowohl, als der dicke Darm waren bis dahin, wo letzterer in der Gegend der Milz sich niederwärts beugt, etwas entzündet, selbiger auch von da an bis an den Darmknochen sehr enge, von da an wurde er gewaltig weit, machte noch zwo Bogen in die Höhe heraufwärts, war daselbst etwas entzündet, und so endigte er sich in den Mastdarm.

Die obere Gegend des Magens, der Zwölffingerdarm, und dasjenige Stück vom Netz, welches dem Zwölffingerdarm statt des Gekröses dienet, waren durchaus entzündet.

Der Leerdarm war nirgends, der Wickeldarm aber an den meisten Orten dergestalt entzündet, daß

er an einigen Orten hochroth, an andern Orten aber schon purpurroth aussahe; bald gieng die Entzündung um den ganzen Darm ringsherum, bald war sie nur vorwärts, bald aber hinterwärts zu sehen; das Gekröse war gleichfalls an einigen Orten entzündet, und viele Drüsen, deren einige so groß als eine Erbse, andre in der Größe einer Bohne waren, sahen inwendig braun und schwarz aus; Milz und Nieren waren von guter Beschaffenheit.

Das Darmfell (Peritonaeum) war vorwärts, an den Seiten, und hinterwärts auch da, wo es die Harnblase bedeckt, sehr entzündet, die Blase aber ohne Tadel, auch war dasselbe, da wo es die Gallenblase umgiebt, an etlichen Flecken entzündet.

Ferner war im ganzen Bruche, aus allen entzündeten Theilen eine entzündungsartige Materie durchgeschwitzet. Theils war diese so dicke, daß die Därme dadurch zusammengekleht waren, theils flüßig, wie Eyter.

Die Lungen hiengen nirgends an, und waren vollkommen gesund, das Herz bleich, und in beyden Herzkammern, besonders aber in der rechten, fanden wir theils flüßiges, theils polypöses Blut. Im Herzbeutel war mehr Wasser, als gewöhnlich.

§. 4.

Vergleichet man die Geschichte dieser Krankheit mit denen bey der Oefnung vorgefundenen Umständen, so findet man, daß die Auslegung der ganzen Sache große Schwürigkeiten hat, weil vieles wider die gewöhnliche Ordnung der Natur erfolgt ist. Will man sich aus andern Schriften hierüber Raths erholen, so findet man zwar in verschiedenen einige nicht unähnliche Fälle, in den meisten aber sehr unähnliche.

Der große Morgagni hat in seinem Werk vom Sitz und Ursachen der Krankheiten, aus ältern so wohl als neuern Schriften alles hiereinschlagende zusammengetragen, sehr genau erzehlet, und viele vortrefliche und seltene Bemerkungen im 35sten Briefe hinzugefügt.

Wenn man aber alles, was darinnen befindlich ist, zusammennimmt, so ergiebet sich daraus:

1) Daß die Entzündung der Därme so geschwind um sich greifen könne, daß in drey, zween, einem, oder auch in einem halben Tage der Kranke daran sterben muß.

2) Daß zwar oft ein heftiges, oft aber auch ein schwaches, oder gar kein Fieber zu spüren sey.

3) Daß bey dieser Krankheit der Arzt sich leichter, als bey einer jeden andern irren könne; denn wenn es nun das Ansehen hat, als ob der Kranke, da ihn die Schmerzen verlassen haben, bald genesen würde, so stirbt er oft plötzlich.

4) Daß aber der Leib schlechterdings allemal dabey hart und aufgetreten sey.

5) Daß mehrentheils die hartnäckigste Verstopfung darzu komme.

Vergleichen wir nun diese Bemerkungen mit dem gegenwärtigen Falle, so finden wir:

1) Daß diese Entzündung bey unserm Kranken so geschwind tödlich worden, daß sie, vom Anfange des Schmerzens an gerechnet, nur einen einzigen Tag und achtzehn und eine halbe Stunde gewähret.

2) Daß bey der Entzündung im Unterleibe das Fieber nicht heftiger gewesen, als zu der Zeit, da die Entzündung der Lungen aufs höchste gestiegen war,

welches theils der genau beobachtete Puls, theils das Thermometer, womit man den Grad der Hitze täglich zweymal untersuchte, und ihn nur ein einziges mal um zween Grade stärker fand, deutlich anzeigte.

3) Daß dieselbe bey unserm Kranken verborgner gewesen, als bey irgend einem, von Morgagni beschriebenen Falle: weil der Schmerz den ersten Tag kaum funfzehn Stunden, und den zweyten Tag noch nicht eine halbe Stunde lang anhielt.

4) Daß sie sogar noch betrüglicher gewesen, als bey den von Morgagni angeführten, weil der Leib bey unserm Kranken nie weder hart noch aufgetrieben war.

5) Daß besonders die zu Anfange der Entzündung der Därme erfolgte Oefnung uns deswegen habe irre führen müssen: weil die hartnäckigste Verstopfung hierbey, ein fast in allen Fällen gewöhnlicher Umstand ist.

Findet man also auch hin und wieder in den Schriften der Aerzte Beyspiele, wo bey der Entzündung der Därme ungewöhnliche Zufälle sich geäußert haben, so ist doch unser Fall deswegen noch wunderbarer und seltner, weil viel mehrere und größere Abweichungen von der Ordnung der Natur hierbey vorkamen. Man könnte zwar sagen, die Entzündung der Därme wäre erst nach den Schmerzen, und nur wenig Stunden vor dem Tode entstanden, und dieser junge Mensch, wie man im Morgagni dergleichen Beyspiele findet, plötzlich daran gestorben; die Entzündung des ganzen Darmfelles aber, als wohin sich diejenige Materie, die vorher die Entzündung der Lunge verursacht hätte, geworfen, habe die Schmerzen verursachet, und das sey deswegen wahrscheinlich,

weil man bey der Oeffnung die Lungen nirgends entzündet gefunden habe.

Hiergegen wüßte ich eben nicht viel zu erinnern, außer daß der Kranke nur beständig über einen fixen Schmerz an einer Stelle klagte, und gleichwohl das ganze Darmfell heftig entzündet war. Eben dieser Einwurf aber müßte auch wiederum gegen mich gelten, denn man könnte erwiedern, daß, wiewohl ein großer Theil des Magens stark entzündet gewesen, der Kranke gleichwohl kaum acht Stunden über den Schmerz in dieser Gegend allein, und kaum funfzehn Stunden über Schmerzen an diesem Orte und im Unterleibe zugleich geklaget; und daß der Schmerz nicht etwa deswegen aufgehöret habe, weil der kalte Brand darzu gekommen, denn am Magen habe man ja gar keine Brandflecke gefunden: und mithin schiene es, als ob der Grund des Schmerzens vorzüglich im Darmfelle gelegen haben müsse, und darüber hätte gleichwohl der Kranke nicht geklaget.

Folglich bestätiget sich hierdurch der Ausspruch des Hippokrates, daß nemlich diejenigen Zeichen und Zufälle, woraus wir in hitzigen Krankheiten auf einen glücklichen oder unglücklichen Ausgang zu schließen und ihn vorher zu bestimmen pflegen, nicht zuverläßig gewiß sind. Wenn wir die Sache noch reiflicher untersuchen, so wird sich dieses deutlicher offenbaren. Die Zeichen der Entzündung des Magens sind, ein Fieber, harter Puls, Schmerzen in der Gegend des Magens, und der Kranke bricht sogleich, alles was er zu sich nimmt, wieder weg. Brechen hatte unser Kranker beständig, ein Fieber und einen gewissermaassen harten Puls gleichfalls: Schmerzen aber nur im Anfange, und nach funfzehn Stunden nie wieder, wiewohl das Brechen, und wie die Leichenöffnung auswies, auch die Entzündung immmer fortwährte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0212
DFG

Ingleichen ist es über und wider alle Erfahrung, daß weder im Mittelbauche noch im Unterleibe Schmerzen oder eine Härte sich geäußert, da doch beynahe das ganze Darmfell, fast der ganze Blind- und dicke Darm, der Grimmdarm, ein Stück vom Netz am Zwölffingerdarm, und endlich ein Theil vom Gekröse und von der Gallenblase entzündet gefunden wurde.

Es würde nicht unschicklich seyn, hier einige pathologische Betrachtungen anzustellen. Morgagni erzehlt zween Fälle, wo das Darmfell entzündet war; hier bey unserm Kranken war es durchaus entzündet. Herr von Haller zeiget Th. 6. B. 20. §. 19. seiner Elem. Phys., daß die Pulsadern des Darmfelles aus sieben und zwanzig andern Pulsadern entspringen: und es ist daher kein Wunder, daß es sich in einem so hohen Grade entzündet; wir wollen aber noch einige Krankengeschichten erzehlen, und uns hernach weitläuftiger hierüber herauslassen.

§. 5.

Ein Mann von zwey und dreyßig Jahren, der eine so starke Natur hatte, daß er die mancherley Arten von Uebeln, die ihn befielen, gar nicht achtete, sondern die schwerste Arbeit dabey verrichtete, gleichwohl zum öftern krank war, und vor neun Jahren besonders eine gewaltige Brustentzündung (Pleuritis) ausgestanden hatte, wurde von einem so heftigen Husten geplagt, daß seine Frau und Mutter zuweilen besorgten, seine ganze Brust müßte zerspringen. Ein Jahr vor seinem Ende konnte er auf der linken Seite beynahe gar nicht, auf der rechten Seite nicht bequem, auf dem Rücken aber noch am besten liegen. Wenn er schwere Arbeit verrichtete, stöhnte er öfters und hohlte tief Othem, dem allen ohnerachtet aber war er dabey so stark, daß seine Angehörigen sich nicht erinnern

konnten, daß er nach dem heftigen Anfalle von Brustentzündung je einen Tag im Bette zugebracht hätte. Seit dieser Krankheit, war er gewohnt allemal im Frühjahre zur Ader zu lassen, und darauf hatte er jederzeit Nasenbluten bekommen, dieses Jahr aber hatte er nicht zur Ader gelassen und auch kein Nasenbluten gehabt.

Den zweeten November 1769 bekam er eine Entzündung des Brustfelles und der Lungen mit Seitenstechen in der linken Seite, wie vor neun Jahren: zu Anfange des zweeten Tages ließ man ihm zur Ader, und zu Ende des dritten wurde er zu uns ins Krankenhaus gebracht, diesen Tag und den vierten und fünften war das Seitenstechen am heftigsten, zu Anfange des sechsten Tages aber, zog es sich nach der Mitte der Brust, und kurz drauf nach der rechten Seite, war auch eben so stark, als vorher auf der linken, und da der siebente Tag schon fast zum dritten Theil verflossen war, blieb der Schmerz in der Herzgrube ganz allein zurück. Ganzer sechs Tage war der Puls sehr geschwind, hart, groß und voll, nie aber ungleich, wiewohl wir ihm wegen des hohen Grades der Entzündung neunmal zur Ader, und in allem neun und ein halbes Pfund Blut weggelassen hatten; zu Anfange des siebenten Tages schlug der Puls nicht so stark, und in den letzten zwölf Stunden seines Lebens gieng er etwas nachlassend und abgekürzt.

Auf allem Blute zeigte sich zwar eine zähe und dicke Rinde, und das rothe Blut war fest und dicke, es war sich aber in allen Stücken bey jeder Aderlaß gleich, außer zu Anfange des siebenten Tages bey der letzten, denn da war die Rinde einen halben Zoll dicke. Er hustete dabey sehr stark, hatte aber wenig Auswurf, und dieser war nicht etwa blutstriemig, sondern fast lauter Blut. Der Urin sahe beständig roth und hatte

entweder eine Wolke oder blieb beständig trübe und dicke. Der Stuhlgang war nie gekocht, nie gut gefärbt, und roch zuletzt sehr übel. Schlaf hatte er selten, und nie erquickenden: auch der Schweiß erleichterte ihn nicht. Im Bette und auf dem Stuhle mußte er aufgerichtet sitzen, weil er sonst dem Ersticken nahe war, und die Schmerzen unerträglich wurden, wenn er sich legte. Inzwischen war er außer den letzten drey Stunden vor seinem Ende, da er zuweilen ein wenig irre redete, beständig bey vollkommenem Verstande, wiewohl er ganzer sieben Tage lang fast gar nicht geschlafen hatte.

§. 6.

Drey und zwanzig Stunden nach seinem Tode öffneten wir ihn, wiewohl es eigentlich so zeitig nicht erlaubt ist, weil er aber völlig starr und steif war, seine Augen auch eingefallen und gebrochen waren, und uns überdies die Natur seiner Krankheit nicht zweifeln ließ, daß er wirklich todt wäre, so eilten wir mit der Oeffnung, denn die Witterung war außerordentlich schlaff und feucht.

Er war ziemlich fleischschig, aber nicht fett, und der Leib etwas aufgetrieben.

Wir machten einen Kreutzschnitt durch die Bedeckungen des Unterleibes, und sahen, als wir selbige zurückgeschlagen hatten, weiter nichts, als die dicken und dünnen Därme und den Rand der Leber, welcher unter den Knorpeln der unächten Rippen eines Fingers breit hervorragte.

Das Netz war von natürlicher Größe, mäßig fett, und in der Mitte sehr dünne.

Der Grimmdarm war, besonders da, wo der Blinddarm daran hängt, weit und hatte gegen den

Rücken und Leerdarm zu einen großen Sack gemacht. der Leerdarm war aufgetrieben, und der Wickeldarm enge. An den Därmen sowohl als im Gekröse fand man nicht die geringste Spur von Entzündung.

Der Magen war so ausgedehnt, daß eilf Pfund Wasser hineingiengen, lag hinter der Leber, und unter selbiger, doch war auch dieser nirgends entzündet.

Die Gallenblase war leer, und mochte wohl schon längst leer gewesen seyn, denn an den benachbarten Theilen, war auch nicht ein einziges gelbes Fleckgen zu sehen.

Wir öffneten hierauf die Brust, fanden den Herzbeutel sehr groß, bis an die Gurgel hinauf aufgetrieben, und mit selbiger fest verwachsen, auch hieng er seiner ganzen Länge nach an dem Rippenfelle so fest an, daß man ihn mit dem Messer trennen mußte. Dabey war er sehr dicke, inwendig mit einer Entzündungsrinde überzogen, und außerordentlich entzündet.

In dem Herzbeutel war ein trübes weißlichtes Wasser, welches wohl neun Unzen wog; als wir etwas davon in einem Löffel über das Feuer hielten, verflog das Flüßige und es blieb eine dicke gelbe Materie zurück.

Mit einer ähnlichen Entzündungshaut war auch das Herz überzogen, und als wir diese abnahmen, sahen wir, daß die vordere Seite des Herzens sehr stark, die hintere aber nicht so stark entzündet war: die linke Herzkammer war fast ganz leer, die Oeffnung der rechten aber von geronnenen Blute verstopft, und daselbst gieng ein Schleimpfropf mit vielen Aesten an, den wir aus der Lungenpulsader herauszogen.

Der ganze Lungenflügel auf der rechten Seite hieng unten, vermittelst einer durchgeschwitzten ent-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0216
DFG

zündungsartigen Materie an dem Rippenfelle an, so wie der auf der linken Seite zum Theil auf eben diese Art, zum Theil durch erzeugte widernatürliche Häute eben so fest verwachsen war. Die Lungenhelfte rechter Hand war beynahe völlig in einem brandartigen Brey zerflossen, die linke aber weniger, doch sahen beyde hinterwärts nach dem Rücken zu schwarz aus.

Beyde Seiten der Brusthöhle waren voll dicker eyterichter Materie und Wasser, wie der Herzbeutel, und zwar war dieses dicke eyterichte Wasser in weit größerer Menge daselbst vorhanden.

Das Rippenfell war allenthalben, nicht nur zu beyden Seiten, wo es die Rippen überziehet, sondern auch unten über den Zwerchfelle und besonders in der Gegend, wo es über den fleischigten Theile des Zwerchfelles liegt, hochroth und gewaltig entzündet.

Zwischen den Häuten des Mittelfelles oben nahe an der Brustdrüse, wo der Herzbeutel angewachsen war, fanden wir gleichfalls eine Menge Eyter.

Die Hirnhäute waren natürlich, die obern Hirnhölen außerordentlich trocken, und die Netzgleichen (Plexus choroidei) Gefäße voll gelber Materie.

§. 7.

Bey diesem Menschen also, der vor Ablauf des siebenten Tages an einer im höchsten Grade hitzigen Krankheit gestorben war, fanden wir die innere Seite des Herzbeutels und die äußere des Herzens entzündet, die Lungen schon vom kalten Brande angegriffen, und das Brustfell nicht nur über den Rippen, sondern auch über dem Zwergfelle entzündet. Und da nun fast alle Theile der Brust und beynahe alle in derselben liegende Lebenswerkzeuge durchaus entzündet waren, so können wir leicht begreifen, warum alles

Blut, bey allen neun Aderlässen, besonders aber das bey der letztern, eine so zähe dicke Entzündungsrinde hatte, warum sein Puls beständig hart blieb, und warum der so hohe Grad des hitzigen Fiebers immer fortwährete?

Nun sollten wir erklären, welche von diesen Fehlern, die vor neun Jahren überstandene Brustentzündung zurück gelassen hätte, und welche erst in seiner letzten tödtlichen Krankheit erzeuget worden wären? Damit ich mich aber hierin nicht übereile, so will ich lieber noch eine ähnliche Geschichte erzehlen. Vielleicht wird eine die andre erläutern und deutlicher machen.

§. 8.

Ein Küper von 30 Jahren, der, so viel er selbst wußte, und wie seine noch lebende Mutter bezeugte, weder Blattern noch Masern gehabt hatte, vor Zeiten zwar immer mit Kopfschmerzen beschwert, seit zehn Jahren aber auch davon frey gewesen war; ehemals oft kalte Fieber, seit sechs Jahren aber auch diese nicht weiter bekommen hatte; nie eine hitzige Krankheit, nie Brustkrankheiten, nie starke oder langwierige Flußfieber, nie weder Nasenbluten noch die goldne Ader, gehabt hatte; kurz, beständig so gesund gewesen war, daß ihm nie eine Ader geöffnet werden dürfen: verfiel endlich in eine hitzige Krankheit. Es war eine Entzündung des Brustfelles und der Lungen, die sich am neun und zwanzigsten November 1770. Abends zwischen acht und neun Uhr zuerst anfing. Noch, ehe der erste Tag verlief, hatte man ihm zweymal zur Ader gelassen, die ersten Tage eine Emulsion verordnet, und um die Mitte des vierten Tages wurde er in unser Krankenhaus geschaft.

Seine Krankheit war bis dahin täglich heftiger worden, und auch im Krankenhause nahm sie immer

noch zu. Bis zum sechsten Tage plagte ihn ein meist trockner Husten, und wenn er etwas auswarf, war es Schleim mit vielem Blute vermischt: vom sechsten bis zum zehnten Tage hustete er gar nicht mehr, und wenn er auch täglich ein oder ein paar mal Auswurf bekam, so bestund dieser blos aus Schleim und schwarzen Blute.

Zehnmal wurde ihm zur Ader gelassen, und allemal war sein Blut mit einer dicken Rinde bedeckt: das Blut von allen Aderlässen betrug neun und ein halbes Pfund, und das alles verlohr er in den ersten sechs und einem halben Tage. Sowohl zwischen diesen Aderlässen, als nach selbigen, bis fast zu Ende des zehnten Tages, war sein Puls voll, stark, gleich, und sehr geschwind: der Othem beständig kurz, schnell, ungleich, keichend und zuletzt röchelnd und zischend. Der Schmerz zog sich von der linken Seite der Brust nach der rechten zu Anfange des achten Tages, war aber hier doch nicht so heftig: mitten am achten Tage war er in beyden Seiten bald stärker bald schwächer: und zu Ende desselben ganz vergangen, an dessen statt aber, nahm die Beklemmung und Beängstigung auf der Brust überhand, und von da an bis an sein Ende, hatte er nur ein einziges mal eine kleine Anwandelung von Schmerzen.

Bey diesem guten, und starken, nach so vielen Aderlassen noch vollen, und gleichen Pulse, der immerfort geschwind gieng, zeigte sich vom fünften bis zum eilften Tage eine Kochung durch den Stuhl, denn dieser gieng in großer Menge theils gelb, theils breyartig, und nur einigemale, dünne und schaumig von ihm. Der Urin war beständig schlecht, theils roth, theils mit einer Wolke getrübt, die drinnen herum schwomm, und sich in einer Rundung sammlete, nie aber etwas gutes anzeigte. Am zehnten

Tage, der nie ein kritischer ist, schien eine Art von Krise durch einen dickern weißlichern Auswurf und durch einen geqirlten, sandigten Urin, der ein einzigesmal auch einen Bodensatz machte, zu erfolgen. Nur sieben Stunden vor seinem Ende fing der Puls an schwach und ungleich zu werden, und eine halbe Stunde zuvor auszusetzen. Ehe noch der eilfte Tag völlig vorüber war, bekam er einige wenige kleine Zukkungen, und starb.

Wenn wir diese Krankheit mit der vorigen obenhin vergleichen, so finden wir, daß beyde dem Namen nach einerley waren, und daß sie in Ansehung des Pulses, Urins, der Beklemmung nnd Engbrüstigkeit, des wenigen und schlimmen Auswurfs, des Schmerzes, der sich bald aus einer Seite in die andre zog, bald beyde Seiten einnahm, viel Aehnlichkeit hatten. Wir werden also etwas nützliches thun, wenn wir die bey der Oeffnung des letztern vorgefundenen Umstände und Ursachen der Krankheit genau erwägen, und untersuchen, ob auch diese mit den Umständen, die sich bey der Oeffnung des vorigen Kranken vorfanden, übereinkommen.

§. 9.

Da wir ihn am zwölften December, sechs und dreißig Stunden nach seinem Tode, öffnen wollten, fanden wir, daß die Augen zwar nicht eingeschrumpft, aber doch gebrochen, und gläsern, und die Glieder so erstarrt und steif waren, wie sie bey Leichen zu seyn pflegen. Das Netz bedeckte die Bauchhöle vollkommen, außer unten in der Dimnung linker Hand, wo der ziemlich aufgetretene dicke Darm es aus seiner Lage verschoben hatte. Uebrigens bedeckte es nicht nur alles, sondern war auch um die Därme herumgewickelt, und reichte von vorn bis hinter, so daß dieser Mensch leicht einen Netzbruch hätte bekommen können.

Der Grimmdarm krümmte sich achtmal, und mitten im Leibe war er so ausgedehnt, daß er den ganzen Raum zwischen der Leber und dem Nabel ausfüllte.

Die Leber gieng zween Zoll tief unter die Rippen in den Bauch herunter, und das kleinere Stück derselben nahm die Helfte der linken Seite ein, so daß man es nicht nur hätte äußerlich unter den Rippen fühlen können, wenn dieser Mensch irgend einen Fehler an der Leber bekommen hätte, sondern daß auch die linke Seite nicht verschont geblieben wäre, wenn seine Leber etwas gelitten hätte. So viel in der linken Seite des Mittelbauches, die Leber nicht ausfüllte, nahm der weite große Magen ein, unter welchem die eben so große Milz hinten am Rücken versteckt lag. In der Gallenblase war keine Galle, sondern nur ein wenig Wasser, das wie Wasser von abgespültem Fleisch aussahe.

Die dünnen Därme waren weiß, ein Stück vom Wickeldarm aber, etwas länger als eine Spanne, nebst dem daranhängenden Gekröse, war entzündet.

Die Lungenhälfte rechter Seits sahe bläulich aus, und hieng zum Theil, jedoch nicht sonderlich fest, an dem Brust- und Zwergfell unten an.

Der große Herzbeutel war vorn, von oben bis unten an das Brustfell angewachsen, so wie auch die linke Lungenhälfte, und zwar der kleinere Theil mittelst eines geronnenen entzündungsartigen Blutwassers, der größere hergegen mittelst einer widernatürlich erzeugten starken Haut. Uebrigens war der Herzbeutel sehr dicke, theils in Ansehung seiner Häute selbst, theils vermehrte diese Dicke ein geronnenes Blutwasser, welches in Gestalt einer dicken Haut die ganze inwendige Seite des Herzbeutels überzog. Als man

dieses abgesondert hatte, fand man die innere Seite so entzündet, daß sie ganz hochroth aussahe.

Das Herz war anfangs weiß von Farbe, weil es mit einer ähnlichen Rinde überzogen war, als aber diese losgetrennt worden war, so zeigte es sich etwas blässer, als Fleisch zu seyn pfleget.

In der Höhle des Herzbeutels waren sieben Unzen weißes Wasser, wie dünnes Eiter.

Aus dem rechten Herzohre zogen wir einen von geronnenem Blut gebildeten dicken und langen Polypen heraus, der in die Hohlader hineingieng; einen andern dicken, der in die davon ausgehenden Pulsadern hineingieng, und nach der innern Höhlung derselben gebildet war, aus der Lungenpulsader; aus dem linken Herzohre einen weicherern, aber doch dicken mit verschiedenen Aesten; aus der großen Pulsader einen langen harten Polypen, der so gelb war, daß er meist aus geronnenem Blutwasser zu bestehen schien.

Als wir den Brustknochen wegnahmen, fanden wir an der vordern Seite des Herzbeutels einen eitrigen Fleck, und nicht nur hier, sondern auch überall, vorn am Herzbeutel und am linken Lungenflügel unten, bis hinter am Rücken hatte sich eine Menge Eiter gesammelt, und zwar zwischen vielen dicken, häutigen Fortsätzen, wodurch das Rippenfell mit selbigen zusammenhieng. Ueberdies bedeckte eine aus Blutwasser entstandene Haut alle diese Theile. Wir bekamen aus jeder von beyden Höhlen der Brust ziemlich vier Unzen Eiter, denn auch aus dem rechten Lungenflügel floß Eiter heraus, als wir ihn vom Rippenfelle trennten. Hiernächst war die Substanz des untern Lungenflügels auf der linken Seite rauh und

uneben, geschwunden, aber nicht angefressen. Die hintere Seite beyder Lungenflügel war so entzündet, daß sie ganz schwarz aussahe.

Nachdem man die widernatürliche Haut von dem Rippenfelle abgesondert hatte, konnten wir besonders auf der rechten Seite der Brust die von rothem Blute strotzenden Gefäße mit bloßen Augen wahrnehmen.

An der Stirne rechter Hand hatte er eine Narbe, und in dem Knochen darunter eine Vertiefung, aber die dicke Hirnhaut war hier nicht wiedernatürlich an den Knochen angewachsen, sondern etwas höher oben, übrigens war sie völlig natürlich beschaffen. In der dünnen Hirnhaut war überhaupt mehr Blut, besonders aber hinterwärts. In der zwischen beyden Hirnhälften hingehenden Höhle fand sich ein gelber Polyp, der starke Seitenäste hatte, die wir aus den Blutadern der dicken Hirnhaut herausziehen konnten. Die obern beyden Höhlen waren leer und trocken, die dritte und vierte nur ein wenig feuchte, das Gehirn selbst ohne Tadel, das kleine Gehirn aber etwas trokken, und da wir es durchschnitten, hatte es keine solche blauförmige Zeichnung, als es sonst zu haben pflegt.

§. 10.

Beyde Krankheiten, die wir jetzt erzehlet haben, waren einander zwar in vielen Stücken ähnlich, noch wunderbarer aber war die Aehnlichkeit, die sich bey der Leichenöfnung zeigte. Daß bey beyden das Netz so breit und fett war, daß die Leber bey einem, so wie bey dem andern lag, daß der Grimmdarm bey beyden einen widernatürlichen Sack machte, und daß man bey beyden keine Galle fand, will ich gar nicht

erwähnen, aber kann wohl ein Ey dem andern ähnlicher seyn, als die Beschaffenheit der Brusthöhle bey beyden war? Beyde hatten große Herzbeutel, und und in selbigen waren bey dem letztern sieben, und bey dem erstern neun Unzen Eiter; bey beyden war er inwendig mit einer widernatürlichen Haut überzogen, und stark entzündet, das Herz beyder hatte eine Eiterrinde und Polypen; die Lungen hingen an dem Brustfelle bey beyden an, und zwar theils mit einer Haut, theils vermittelst häutiger Bänder, und waren hinten am Rücken schwarz; in der Brust hatte einer wie der andre eine eiterartige Feuchtigkeit, im Mittelfell, wo der Herzbeutel anhing, dickes Eiter; die Netzgleichen Gefäße beyder sahen gelb, und die Hölen des Hirns und des kleinen Gehirns waren leer.

Da so viele Theile bey der Oefnung dieser Personen gleiche Mängel hatten, so läßt sich gar leicht erklären, wie es zugegangen sey, daß die Krankheiten beyder einander so ähnlich waren: schwerer aber wird es seyn, die vorzüglichsten Gründe anzugeben, woher die Erscheinungen bey beyden Kranken entstanden, welche die größte Aufmerksamkeit verdienen; wir wollen aber doch einen Versuch machen.

1) Warum war das Athmen bey dem erstern noch beschwerlicher, als bey dem leztern?

Antw. Ein hinreichender Grund dazu war zwar bey allen beyden die Entzündung der Lungen und der Seiten: weil aber der erste, wie wir oben erzehlten, vor neun Jahren an einer Pleureſie krank gewesen, und seit der Zeit sowohl einen schlimmen Husten, als ungleiches und schweres Othenholen behalten hatte, so ist zu glauben, daß die Seiten und die Lungen bereits von der Zeit an verwachsen seyn mochten, und

daß er deswegen nicht so leicht und gut Othem holen konnte, als der andre, weil die Lunge so geraume Jahre vom Husten erschüttert, an das Brustfell angewachsen und daher nicht so geschickt gewesen war, die Entündung auszustehen, welches ich bald mit mehrern erweisen will.

2) Warum hatten beyde die letztern Tage so wenig Husten, und so wenig und schlechten Auswurf?

Antw. Wenn die rohe, oder zum Theil oder ganz gekochte Materie der Krankheit in die leeren Bläschen der Aeste der Luftröhre sich nach und nach gezogen hätte, so würde sie einen Husten erreget haben, und durch den Auswurf fortgegangen seyn: da sie aber durch die noch offenen Gefäße der Lungen zum Theil in die linke Hälfte des Herzens gegangen, und von da in die große Pulsader, und ferner in die Pulsadern des Herzens, oder des Herzbeutels, oder dieser beyden Theile, wie nicht weniger in die Pulsadern der Muskeln zwischen den Rippen und des Gekröses getrieben worden war, so sonderte sie sich in der Höhle des Herzbeutels, in der innern Brusthöhle, und in dem Darmkanal ab, und solchergestalt konnte sie weder einen Husten erregen, noch einen Auswurf machen.

3) Wie kam es, daß bey beyden im Herzbeutel eine eiterartige Materie enthalten war?

Antw. Die eben erst erklärte widernatürliche Absonderung der Materie war hieran schuld. Daraus erhellet, daß wir, um zu erklären, wie die Krise der Brustentzündung durch Auswurf geschehe, nicht so mühsame und krumme Wege hätten ausfündig machen dürfen. Denn wir wissen aus der Erfahrung, daß das in den Lungen und am Brustfelle abgesonderte und gesammlete Eiter auch zuweilen durch den

Urin oder Stuhl fortgehe, sahen aber in diesen beyden Fällen, daß das Brustfell, und die Lungen das Eiter in die innere Höle der Brust und des Herzbeutels ergossen haben. Und wenn daher in der Pleureſie die Materie so gekocht wird, daß sie beweglich ist und in die Blutadern gehet, welche sie in die rechte Herzkammer bringen können, so kann sie von da in die leeren Bläschen der Luftröhrenäste kommen und abgesondert werden, und das ist denn gewiß ein viel leichterer und kürzerer Weg, als wenn sie, wie sonst geschiehet, aus der großen Pulsader in die Pulsadern der Nieren oder des Gekröses so vollkommen übergehet, daß ohne Auswurf die völlige Lösung der Krankheit geschiehet.

4) Was war die Ursache, warum die Lungen bey beyden an das Brustfell so fest angewachsen waren?

Antw. Bey Leichenöfnungen haben wir gefunden, daß das etwas sehr gewöhnliches ist, und pathologische Bemerkungen lehren uns, daß viele demohnerachtet dabey ganz gesund sind, andre aber mancherley Beschwerden davon zu erdulden haben: denn erstere können ganz frey Othen holen, bey den andern aber ist der Othen nicht völlig frey und natürlich; und der Grund, warum sie leiden, sind die angewachsenen Lungen allein. Was aber eigentlich diesen Unterschied veranlasse, und wie es zugehe, daß einerley Ursache bey dem einen eine gewisse Wirkung hervorbringet, und bey dem andern nicht, das weiß ich, aufrichtig zu sagen, nicht zu erklären: daß es aber nicht in diesem Falle allein so gehe, sondern in vielen andern Fällen gleichfalls sich zutrage, beweisen die bey Entdeckung der Anlage zu verschiedenen Krankheiten gemachten Beobachtungen, da nämlich der eine von dieser Anlage gar nichts empfindet, der andre aber

bald die fallende Sucht, bald Schlagflüsse, bald Engbrüstigkeit, bald Herzklopfen u. d. g. eben davon bekommt. In den vorigen Theilen dieser periodischen Schrift findet man viel Beyspiele davon, und wenn man die Schriften des Morgagni nachschläget, wird man noch mehrere finden.

Ich getraue mir deswegen zu behaupten, daß die Lungen dieser beyden Personen schon vorlängst angewachsen gewesen seyn mögen, da außerdem selbige in wenig Tagen sich nicht so genau vereinigt haben würden, daß man sie gar nicht von einander hätte trennen können: und dem letzten hat es daher an seiner Gesundheit nichts, dem erstern dagegen desto mehr geschadet, weil er schon zuvor engbrüstig und immer kränklich war.

Es mögte aber vielleicht jemand fragen, warum ich nicht eher den Grund der seit vielen Jahren erduldeten Zufälle in dem Eiter, welches im Herzbeutel und in beyden Brusthöhlen gefunden wurde, suchen wollte? Deswegen, weil das Eiter, welches bey dem letztern Kranken, der ganzer sechs Jahre zuvor ohne Anstoß gesund gewesen war, in Menge im Herzbeutel gefunden wurde, schlechterdings erst in der hitzigen Krankheit, woran er sterben mußte, erzeuget und dahin geworfen worden war. Und warum wollen wir den Grund einer Sache, wovon wir gewiß wissen, daß sie bey dem letztern von der Krankheit, die ihn tödtete, herrührte, bey dem ersten anderswo suchen?

Man könnte ferner erwiedern: Man hat die Wassersucht im Herzbeutel bey Leichenöfnungen solcher Personen gefunden, wo man nie die mindeste Spur davon bey ihrem Leben wahrgenommen hatte: man hat die Brustwassersucht in solchen Fällen entdecket, wo man im ganzen Leben nicht den mindesten Ver-

dacht dieser Krankheit hatte: warum wollte man also den verwachsenen Lungen dasjenige allein beymessen, woran vielleicht das Herz schuld war; da der eine von diesen beyden schon so lange kränklich gewesen war, und der andre bey eben der Krankheit des Herzbeutels die vollkommenste Gesundheit genossen haben konnte?

Ich antworte darauf: 1) wir haben oben deutlich erwiesen, daß die Engbrüstigkeit, die den erstern Kranken so geraume Jahre belästigt hatte, nicht von der im Herzbeutel befindlichen Materie, sondern von den angewachsenen Lungen herrührte: 2) Es ist einer von den allerseltensten Fällen, daß ein Mensch wirklich die Wassersucht im Herzbeutel hat, bey dem man nicht schon bey Lebzeiten aus verschiedenen Zeichen diese Krankheit hätte sollen vermuthen können: ist es denn also wohl der Klugheit gemäß, bey diesen beyden Kranken den seltensten und außerordentlichsten Fall anzunehmen, da doch eine viel wahrscheinlichere Auslegung statt findet? 3) Wenn man jenes aber annimmt, so muß man sagen, es wären bey diesen beyden Kranken zwo der wichtigsten Ursachen zugegen gewesen, und von beyden hätte man in ihrem Leben nie einige Zeichen wahrgenommen, und dieses würde ein Misbrauch äußerst seltner Fälle seyn. 4) Die obige Erklärung, wie sich die Säfte in hitzigen Krankheiten bewegen, absondern und ausgeführt werden, lehret uns deutlich, daß die Natur, wenn sie einmal falsche Wege wählt, eben so wenig Tage und Stunden braucht, wenn sie die Materie in die Brust oder in den Herzbeutel bringen und daselbst absondern will, als wenn sie eben das in den Nieren, in den Därmen, in der Oberfläche der Haut, oder an allen diesen Orten zusammen thut.

5) Warum hatte der letztere Kranke etliche gute Stühle, und was verschaffen ihm diese vor Nutzen?

A. Wir haben oben bereits gezeiget, daß die Natur weder in allen Stücken irrig, noch müßig war, und daß sie einen Theil der gekochten Materie auf diesem Wege absonderte: und vielleicht war das die Ursache, warum der letztere vier Tage später starb, als der erste.

6) Woher hatten beyde so viel Kräfte? und einen so starken und guten Puls?

A. Bey Lungenentzündungen fängt der Puls alsdenn erst an, schwach und weich zu werden, wenn weit weniger Blut als sonst durch die entzündeten Lungen durchgehen kann. Da nun bey diesen beyden Kranken ein Theil des Krankheitsstofs nicht in den Lungen blieb, sondern das Eiter sich in andre Theile zog, so wurden die Lungen nicht so bald von so vielem Blute beschweret, und das Blut bewegte sich vielmehr ziemlich frey durch selbige: deswegen wurde der Puls nicht so geschwind weich, als sonst, und blieb auch stärker, als gewöhnlich: und nicht dieses allein war der Grund des vollen und starken Pulses, sondern auch die Beschaffenheit des Blutes, da nicht nur das Blutwasser, sondern auch das rothe Blut so fest und zähe war, das man es nicht leicht zerschneiden konnte, und daher an die Wände der Gefäße mit mehr Gewalt und Härte anschlug, und sie zu einem stärkern Widerstande reitzte und antrieb. Ueberdem lehren uns die Grundsätze der Hydraulik, daß der feinste Theil der Säfte aus der grossen Pulsader nach dem Kopfe in das Gehirn gehet, und auch diese Absonderung des feinern Blutes nach dem Gehirn und kleinen Gehirn scheinet hier ziemlich ordentlich erfolget zu seyn, und die Nerven da, wo sie entspringen, dasjenige erhalten zu haben, was zu ihren Verrichtungen und Bewegungen erforderlich ist. Eben deswegen blieb auch der Puls ziemlich bis ans

Ende gleich, und die Kräfte zum aufrichten, sitzen und bewegen stärker als bey solchen Kranken gewöhnlich ist, und Flechsen springen fühlte man fast niemals. Als aber endlich das Blut immer dicker und dicker wurde, und die damit immer mehr und mehr angefüllte Lunge es nicht länger in erforderlicher Menge bewegen und forttreiben konnte: als ferner dieses ausgetrocknete Blut das feinere nicht mehr nach dem Gehirne zu treiben konnte, wie bisher geschehen war; so mußte nothwendig der Puls in kurzer Zeit schwach und weich werden, und der kalte Brand in der Lunge angehn, auch der Tod unvermeidlich erfolgen. Der Mangel dieses feinen uud dünnen Blutes verursachte auch, daß wir die Polypen fanden, daß auch in den netzgleichen Gefäßen polypöses Blut angetroffen wurde, und alle vier Hirnhölen leer waren.

Nun sollte ich noch verschiedenes von der Entzündung der Häute auseinander setzen, da wir aber in den folgenden Fällen auch noch dergleichen antreffen werden, so verschiebe ich dieses bis nach der Erzehlung derselben.

§. 11.

Eine junge Frau, welche von Jugendauf immer kränklich war, deren Mutter in der Blüthe ihrer Jahre an einem unheilbaren Brechen und Lungensucht gestorben war, die bleich aussahe, beständig über Schmerzen in den Seiten klagte, sonst ein heiteres Gemüth und im sechzehnten Jahre sich schon verheyrathet hatte, das erste mal ein todtes Kind und das zweyte mal eine lebendige Tochter zur Welt brachte, ließ mich nebst andern Aerzten zum öftern ihrer Umstände halber zu sich rufen. In der erstern Schwangerschaft und Kindbette war sie immer krank gewesen, während der zwoten Schwangerschaft aber hatte

sie sich viel leidlicher, und im Kindbette (bis zum neunten Tage) vollkommen wohl befunden. Da aber bekam sie ein Fieber, Husten und Brechen, und wurde dieses alles nie ganz wieder los. Wenn sie viel weggebrochen hatte, war der Husten entweder völlig weg, oder doch nicht heftig, wenn dieser aber wieder stärker wurde, konnte sie zum voraus wissen, daß das Brechen wieder kommen würde. Weil ihre Brust nach dem Brechen freyer wurde, so war es mir und den übrigen Aerzten immer noch zweifelhaft, ob auch die Brust wirklich der Hauptsitz des Uebels seyn möchte? Doch der Ausgang überzeugte uns, daß man nicht nur in heftigen, sondern auch in langwierigen Krankheiten nicht allemal gewiß vorher bestimmen könne, wie die Sache ablaufen werde: denn zu Anfange des Decembers 1769. warf sie Eyter aus, und es offenbarte sich, daß sie wirklich die Lungensucht hatte, und das Brechen davon herrührte, wie sie denn auch in den letzten Wochen über schreckliche Schmerzen in der linken Seite klagte, und uns versicherte, hier wäre der Sitz ihrer Krankheit, wir sollten hier nur eine Oefnung machen, so würde ihre Krankheit gehoben seyn. Endlich wurde ihr Auswurf stinkend, sie badete im Schweiße und hatte einen entkräftenden Durchfall, woran sie den vierten Februar 1770 ihren Geist aufgeben mußte.

§. 12.

Als ich den Tag drauf nebst verschiedenen Aerzten und Wundärzten der Oeffnung halber hingekommen war, besahen wir erst den Leichnam, und fanden ihn zwar erstaunlich abgezehret, die Brust aber und die Seiten fetter, als wir uns eingebildet hatten.

Im Leibe war eine Menge Wasser: das Netz sehr fett uud so breit, daß es nicht nur alle Därme be-

deckte, sondern sich auch auf der linken Seite in der Gegend der Lenden um den dicken Darm und um den Grimmdarm herumschlug.

Oft sind die Därme solcher Personen, die dergleichen Durchfälle zuletzt gehabt haben, entzündet und voll Brandflecken, hier aber fanden wir keins von beyden.

Der queer über den Bauchhinlaufende Theil des Grimmdarms lag widernatürlich tief unten, und die Helfte dann unter dem Nabel, und auch da, wo dieser Darm in beyden Seiten bey der Leber und Milz sich beuget, lag er nicht höher oben. Daran war die außerordentliche Größe der Leber schuld, welche den ganzen Mittelbauch und die Seiten ausfüllte, und die ganzen Därme so tief herunter getrieben hatte. So groß aber auch die Leber war, so war sie doch dabey so leicht und weich, daß sie kaum fünf und ein halbes Pfund wog, dabey war sie bleich und wie ein Brey: die Milz war mittelmäßig groß und weicher, als gewöhnlich.

In der Gegend des obern Magenmundes war der Magen sehr weit, weiter unter der Leber aber verengerte er sich, und es giengen solche flechsige Streifen um ihn herum, wie bey dem untern Magenmunde zu seyn pflegen: von da an wurde er wieder weit bis an den Pförtner: hierbey war merkwürdig, daß er von der obern Mündung an bis an den Ort, wo er so enge wurde, von dem kleinern Lappen der Leber bedeckt, dann drey Finger breit bloß, und das übrige wieder von den großem Lappen der Leber völlig verdeckt war.

Im Gekröse trafen wir allenthalben so viel Fett an, daß wir schließen konnten, die Milchgefäße und die Drüsen der ersten und zwoten Gattung müßten

davon zusammengedruckt und sowohl die Ausarbeitung als der Durchgang des Nahrungssaftes dadurch sehr aufgehalten und gehemmet worden seyn. In der Gallenblase war etwas grünlichte Galle enthalten.

Die Gebärmutter und Eyerstöcke waren nicht größer als bey einem mannbaren Mädgen. Was die Brusthöhle anbelangt, so waren beyde Höhlen voll röthliches Blutwasser und im Herzbeutel drey Unzen Lymphe.

Der rechte Lungenflügel hieng vorwärts und an der Seite nirgends an dem Brustfelle an, außer an dem Bogen der obersten Rippe und hinten an den Rückgradswirbelbeinen der Länge herab: es waren keine Eytergeschwüre, sondern nur kleine Beulgen voll Eiter in solcher Menge darinnen, daß diese drey Theile der Lunge ein Aggregat solcher Beulgen vorstellten: der linke Lungenflügel war gleichfalls nirgends angewachsen, außer an der obern Rippe und an der Seite aller Rückenwirbel, und in der Mitten am Zwerchfell: wie auch an der innern hohlen Seite an dem ganzen Herzbeutel. Auch diese beyden Theile waren wie die oberwehnten voll kleiner Beulgen, in dem obersten Lappen war aber noch überdieses ein großes Lungengeschwür. Beym Zerschneiden floß aller Orten Eyter heraus, manches sahe grau, manches grünlich, überhaupt aber schlimmer aus, als das Eyter aus dem rechten Lungenflügel.

Wo an den Herzbeutel und am Zwerchfelle die Lunge nicht angewachsen war, da hatte beydes eine dunkelrothe Farbe.

Auch alle Gefäße im Brustfelle von der siebenten ächten Rippe an, bis zur fünften oder untersten unächten waren purpurroth und strotzten vom Blute, und das zeigte sich noch deutlicher, wenn man das zellichte Gewebe abschabte.

§. 13.

Wie viel Krankheiten und Ursachen zu Krankheiten waren hier nicht beysammen, und wie schwer, wie unmöglich war es in diesem Falle, die eigentliche Beschaffenheit der Krankheit bey Lebzeiten der Kranken zu bestimmen und den Ausgang vorher zu sagen?

Denn vom Unterleibe anzufangen, so füllte die übermäßig große Leber denselben beynahe zur Helfte aus, so daß der Magen und die Därme theils zusammengepreßt, theils weiter als gewöhnlich herunter gedränget waren, und ihnen der erforderliche Raum fehlte, ihre Wirkungen zu thun, und sich auszudehnen. Rührte nicht davon die Verstopfung und Hartleibigkeit her, worüber diese Person oft klagte? Entstand nicht daher die Beklemmung und der Schmerz, wenn zu viel Unrath oder Winde da waren, und den Magen sowohl als die Därme ausdehnten?

War dieser Druck nicht die Ursache von dem Bande, das mitten um den Magen herumging, oder hatte er nicht wenigstens diesen Umstand verschlimmert? Konnten nicht die in dieser Verengerung entstehenden Krämpfe zuweilen das Brechen verursachen? Und da der Magen und der untere Magenmund von der Last der Leber gedruckt worden, mußte nicht öfters auch davon Brechen entstehen, wenn er voll Speisen und Getränk war, und wenn dieses alles auch schon weiter herab unter das Band um den Magen gekommen war? Da sich ferner das Netz um die Därme herumschlug, folglich den Magen, woran es hängt, zog und dehnte, und seine Bewegungen hinderte, ja gar unordentlich machte, konnte nicht auch das zum öftern Brechen verursachen, so wie man weis, daß es ein bloßer Netzburch thut, weil bey selbigen der volle Magen in der Verdauung beständig gereitzt und verstöret wird? Entstehet nicht in andern

Krankheiten auch oft von der grünen Galle Brechen? Konnte nicht die übermäßige Menge Fett, die im Gekröse war, durch ihr Gewicht die Nerven des Schmeerbauches reitzbar machen? So viel ist gewiß, daß es die Absonderung und Vertheilung des Nahrungssaftes in die Drüsen nothwendig hinderte. Wie viel Ursachen entdeckten sich also uns nicht, die insgesammt das ihrige darzu beygetragen hatten, daß es nicht möglich war, das beständige Brechen zu heben? In der Brust fanden wir die Wassersucht in beyden Brusthöhlen und im Herzbeutel: die Lungen waren hin und wieder an das Brustfell angewachsen, und nicht nur ein großes offenes, sondern auch eine Menge verschloßener kleiner Geschwüre darinnen; das Brustfell und das Zwerchfell waren erstaunlich entzündet. Jeder von diesen Umständen war im Stande, schwere und tödliche Krankheiten zu veranlassen. Es ist auch schwer, zu bestimmen, zu welcher Zeit einjeder von diesen außerordentlichen Umständen am Magen und in der Brust entstanden war? Hatte sie vielleicht deren einige von Kindheit an gehabt, oder mit auf die Welt gebracht, und waren die andern erst später darzu gekommen? Waren einige angebohren, so mußten sie sich geraume Zeitlang ruhig verhalten haben, und dann nur, wenn sie schlimmer worden waren, ausgebrochen seyn. Was war die gelegentliche Ursache darzu? Konnte nicht der so schlimme Husten, wenigstens anfangs, ein bloßer Magenhusten gewesen seyn, weil der Magen und der Schlund beständig gedehnt, gereitzt und gedrückt worden, wie wir aus der Lage und Bauart dieser Theile zuverläßig wissen konnten? Ist dieses nicht zuweilen die Ursache hartnäckiger Magenhusten? Wird nicht durch die öftere Erschütterung beym Brechen die Lunge endlich so verderbt, daß eine Schwindsucht entstehen kann? War die Entzündung des Brustfelles und des Zwergfelles, die so hef-

tig und von so großen Umfange war, kurz vor dem Tode oder damals, als sie über Schmerzen in den Seiten klagte, entstanden? So viel folget wenigstens aus diesen allen, daß derjenige Aphorismus des Hippokrates, den wir zum Grunde dieses ganzen Capitels geleget haben, hier in diesem Falle einer langwierigen Krankheit, eben so wahr befunden wird, als er vorhin in hitzigen Krankheiten war. Noch merkwürdiger aber sind folgende Krankengeschichten.

§. 14.

Ein junger Mensch von achtzehn Jahren erzehlte uns, er hätte von Jugend auf einen dicken Leib und viel Würmer gehabt; gegen das zwölfte Jahr wären nach einem unbekannten Pulver ganze Klumpen Würmer abgegangen, und von der Zeit an hätte sich die Geschwulst des Bauchs verloren, und er von Würmern nichts mehr verspüret: in seiner Kindheit hätte er die Blattern, und als ein Knabe die Masern so glücklich überstanden, daß nicht der mindeste Fehler der Gesundheit davon zurückgeblieben wäre: vor diesem hätte er öfters aus der Nase geblutet, seit einem Jahre aber nicht mehr. Ein dreytägiges Fieber, welches er vor fünf Wochen bekommen hätte, wäre nach einem vor dem siebenten und achten Paroxismus genommenen Pulver weggeblieben, dessen Bestandtheile er aber nicht anzugeben wisse.

Als er am dritten Junius 1770. spazieren gegangen, und wie er versicherte, sich weder erhitzet gehabt, noch geschwitzet, hätte er kaltes Bier getrunken, sich darauf nach Hause begeben, sogleich aber einen Schauer, der eine Stunde lang angehalten, darauf Hitze, und zugleich Stechen in der rechten Seite und im Leibe, heftigen Durst, und Husten bekommen, auch Schmerz bey jedem Athenhohlen empfunden: alles dieses hätte den zweeten, dritten und vierten Tag

fortgedauert, und er dabey die Nächte fast völlig schlaflos zugebracht. Zu Ende des vierten Tages habe man ihm am Arme zur Ader gelassen, und einen Brusttrank verordnet; dieses hätte auch so viel gewirket, daß seine Schmerzen in etwas nachgelassen, das Fieber aber und alle obbemeldete Umstände, und die unruhigen Nächte fortgedauert. Den fünften und sechsten Tag wäre ein Durchfall darzugekommen, der jedoch, als er den siebenten Fleischbrühe und Oehl getrunken, sich verlohren hätte.

Der größte Theil des siebenten Tages war bereits vergangen, als man ihn ins Krankenhaus brachte, sein Puls ging mäßig schnell, voll, stark, etwas hart und gleich. Die rechte Seite und der Leib that ihm immer ziemlich weh, er hohlte tief Othem, hustete viel und trocken, hatte heftigen Durst, duftete gelinde, klagte aber während der ganzen Krankheit nicht ein einzigesmal über den Kopf.

Er hatte, wie gedacht, bereits zu Hause zur Ader gelassen: da wir aber fanden, daß seine Krankheit den siebenten und achten Tag noch immer roh blieb, wiederholten wir an beyden Tagen die Aderlaß, und ließen jedesmal ein Pfund Blut weg, welches beydemal Zeichen der heftigsten Entzündung hatte. Darauf verbesserten sich seine Umstände in etwas, und es schien, als ob die Kochung der Krankheit angegangen wäre: kurz vor dem Anfange des eilften Tages, und am eilften Tage bekam er etliche gelbe breyartige Stühle, wo eine Menge Unflath fortgieng, und nebst diesem fünf Spulwürmer, so daß es das Ansehen hatte, als ob die Krankheit den vierzehnten Tag die Krise gemacht hätte.

Während der Zeit und nachher, war der Urin mehrentheils natürlich, zuweilen etwas Sand darin-

nen, und als man ihm am achtzehnten Tage ein Wiener Tränkchen gegeben hatte, machte der Urin einen ordentlichen Bodensatz.

An eben dem Tage stellte sich das Fieber wieder ein, wurde ziemlich heftig, er holte sehr tief und schwer Othem, der Puls war hart und bey jeder Bewegung ungleich, und als man ihm deswegen am zwanzigsten Tage zur Ader ließ, sahe das Blut höchst pleuritisch aus, und die Augen waren so groß, daß wir vor ihm erschracken, und muthmaaßten, er möchte wohl noch viel Würmer bey sich haben. Als das Fieber ein wenig nachließ, fielen ihm etliche Tropfen Blut aus dem linken Nasenloche, und der Schmerz auf der rechten Seite in der Brust und im Unterleibe wurde etwas leidlicher. An diesem Tage gieng der sechste Wurm von ihm.

Am drey und zwanzigsten Tag war sein Fieber im höchsten Grade entzündungsartig, der Othem war schnell, und er hatte viel Schmerzen dabey: wir liessen ihm daher abermal zehn Unzen Blut am rechten Arme weg, und dieses war augenblicklich mit einer dicken und festen Rinde überzogen. Unsre Gewohnheit ist in diesem Falle, sogleich auf den schmerzhaften Ort ein Blasenpflaster zu legen, und das hat oft die herrlichsten Dienste gethan, wir säumten also hier auch nicht, und legten ihm ein Pflaster, das aus einem Theil Blasenpflaster und drey Theilen Melilotenpflaster bestand, auf die rechte Seite, über welche er klagte.

Kurz darauf machte der Urin einen Bodensatz, der Stuhl war halb gekocht, es ging der siebente Spulwurm von ihm, die Schmerzen verzogen sich völlig, und das Fieber ließ nach. Den sechs und zwanzigsten Tag aber, als der Schmerz wieder kam, und ihn fast

erstücken wollte, ließen wir ihm, da nichts anders anzuschlagen schien, abermals zur Ader, und das Blut war eben so dick, und mit einer ähnlichen Rinde überzogen, wie das vorigemal. Den sieben- acht- neun- und zwanzigsten, dreyßigsten und ein und dreyßigsten Tag befand sich der Kranke leidlicher, sein Stuhl und Urin war etwas kritisch, die Kräfte nahmen zu, und er hatte keine Schmerzen mehr, gleichwohl gieng der Puls immer etwas zu geschwind, und wenn er sich bewegte, ungleich: zu Ende des ein und dreyßigsten Tages gieng der achte Spulwurm von ihm.

Den zween- drey- und vier und dreyßigsten Tag war er, einen etwas geschwindern Puls ausgenommen, völlig gesund. Den fünf und sechs und dreyßigsten gieng der Puls zum öftern langsam, so bald er sich aber nur etwas bewegte, schneller; übrigens hatte er guten Appetit, gute Verdauung, und ordentlichen Stuhl, war frölig und gutes Muths, und gieng fast den ganzen Tag in den Stuben herum, oder setzte sich. Nur das einzige bemerkten wir, daß der Puls allemal nach fünf und dreyßig geschwindern oder langsamern Schlägen einmal doppelt schlug.

Endlich wachte er den sieben und dreyßigsten Tag mitten in der Nacht, aus dem besten Schlafe auf, konnte nicht wieder einschlafen, wiewohl er nicht sagen konnte, daß ihm etwas fehlte, und schwatzte mit seinen Nachbarn, die gleichfalls wach waren. Als es kaum zwo Uhr geschlagen hatte, klagte er über einen Krampf in Händen und Füßen, und schry und heulte jämmerlich: sein Puls gieng dabey sehr schnell und in allen Stücken ungleich, der Othem war keichend, schnell und ebenfalls ungleich, die Augäpfel übernatürlich groß und als man ihm ein Licht vorhielte, unbeweglich. Wir fragte ihn zu wiederholten malen,

warum er denn so jämmerlich schrye, er antwortete aber nicht. Da er das Klystier von gestern Abend noch bey sich hatte, setzte man ihm ein Stuhlzäpfgen, worauf er alsbald einen starken Stuhl hatte, und der zwölfte Wurm fortgieng. Wir gaben ihm hierauf, als das vorige Klystier fort war, eins von Oehle zu Linderung der Schmerzen: die umstehenden aber und der Wärter etstaunten, als sie sahen, daß sein After so weit offen war, daß man bequem mit einer Hand hinein konnte, da er doch vorher so zusammengeschnürt gewesen war, daß das Klystierröhrgen nicht einmal gut hineingehen wollte.

Den ganzen Leib bäheten wir mit warmen Breyumschlägen ein: er konnte aber schlechterdings weder etwas hinunterbringen, noch reden, und brach sich etlichemal. Nachher flößte man ihm etliche Tropfen Hirschhorngeist mit Bernsteinöl versetzt, Fleischbrühe und Wein ein, er bekam aber wieder Brechen. Um vier Uhr fieng er abwechselnd an sich zu winden und zu drehen, im Bette herumzuwelzen, und die Knie bis an die Brust herauf zu ziehen, sprach alsdann einige Worte, klagte über Schmerzen, und betete. Hierauf schien er einen Augenblick ruhiger zu werden, und verschied. Funfzig Stunden drauf öffneten wir ihn.

§. 15.

Beyde Lappen der Leber ragten drey Finger breit unter den Rippen hervor, und wenn also einer von allen den Kranken, deren Geschichten wir bisher erzehlet haben, eine Härte oder Beule an der Leber gehabt hätte, würde man es bey allen äußerlichen gefühlt haben; und das geht bey vielen nicht an, wo sie höher oben liegt, wie wir dieses bey vielen Leichenöffnungen gefunden haben.

Der Grimmdarm lag unter dem Rande der grössern Helfte der Leber und linker Hand unter dem Ma-

gen so, daß wenn man die Gegend von der Spitze des Brustknochens an, bis an den Nabel in drey gleiche Theile abgetheilet hätte, der queer über laufende Theil desselben gerade zu zwey Drittheilen unter dem Brustknochen gelegen hätte. Milz und Leber waren übrigens natürlich beschaffen, und die Gallenblase voll guter Galle.

Rechter Hand lag der Magen zwischen dem dicken Darme und dem kleinern Lappen der Leber, linker Hand aber am Rücken unter der Leber versteckt. Als wir ihn aufschnitten, war das Oehl, dessen er eine ziemliche Menge mit Fleischbrühe in den letzten Stunden eingenommen hatte, noch darinnen zu sehen: da wo er am weitesten ist, hatte die zottige Haut viel Falten, in der Mitten aber und rechter Hand waren keine, sondern er war ganz glatt.

Die Oefnung des Afters war zwar noch sehr weit, doch enger, als in der Todesstunde.

Wir schnitten alsdann vom Affter an, die Därme immer oberwärts auf, und fanden den Mastdarm und den Grimmdärm da wo er anfängt fünf Finger breit leer: von da an bis an den Blinddarm voll gelber breyartiger Materie, die allenthalben an der innern Haut fest anhing

Die dünnen Därme öffneten wir vom Zwölffingerdarme an unterwärts, und sahen, daß der ganze Zwölffingerdarm und der Leerdarm innwendig mit wenig Schleim überzogen war; in dem Wickeldarme aber waren an vier Orten sechs Würmer, nemlich an zween Orten allemal einer, und an zween Orten allemal zween beysammen: einer davon war weiß, und nicht völlig einer Spannen lang, der andre dünn und kurz, aber nicht so weiß, als der erste, drey waren braun und hatten die gewöhnliche Größe und der sechste war dicke, lang, von verschiedener Farbe, und an den meisten Stellen

dunkelbraun. Gleich anfangs hatte ich ganz gelinde mit der Hand auf den Därmen herumgefühlt, um nichts zu verstören, wenn etwa einer von den Würmern in die Haut des Darms sich eingebissen hätte und noch daran hienge; weil sie aber alle todt waren, konnten wir daran nichts entdecken.

Der Wickeldarm war anderthalb Ellen aufwärts von der Klappe voll breyartigen Unflaths, der ringsherum anhieng, und an vielen Orten entzündet, auch hin und wieder verdrehet und gewunden, die Seiten desselben auch so nahe aneinander gedränget, daß er gar keine Hohlung hatte. Solche Schleimklumpen aber, worinnen oft ganze Nester Würmer beysammen liegen, fanden wir nicht, sondern nur bey zween Würmern ein wenig dicken Schleim.

Die Lungen waren ohne Tadel, ausser ein Stück von dem rechten Lungenflügel unten, welches schon dunkelroth aussahe. Der linke Lungenflügel hieng nirgends an dem Brustfelle an, der rechte aber an wenig Orten, und nicht fest, am Mittelfelle aber etwas fester: in beyden Brusthöhlen waren etliche Unzen röthliches Wasser.

Auf der Seite rechter Hand war das Brustfell weit und breit entzündet, die Gefäße roth und strozzend voll Blut, und es sahe daher wie ein dickes dunkelrothes Tuch aus. An dem äußern hellichten Gewebe des Brustfelles aber sahe man nicht viel von der Röthe, sondern nur hauptsächlich an der innern Seite; und die Muskeln zwischen den Rippen waren nirgends entzündet.

Im Herzbeutel war mehr Wasser als gewöhnlich. Aeußerlich am Herzen linker Hand war ein weißes Fleckgen, als ob daselbst vormals ein kleines Geschwür gesessen hätte: beyde Herzkammern waren leer, und das Herz selbst weiß.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0242
DFG

Rechter Hand war das Stück vom Brustfell, das über das Zwerchfell weggeht, aller Orten gleich roth, linker Hand etwas weniger roth, am sehnigen Theile des Zwergfelles ziemlich roth, die untere Seite desselben aber natürlich.

Die dicke Hirnhaut war ohne Tadel, die längliche Furche leer; die dünne Hirnhaut aber so roth, daß ich sie nie röther gesehen habe, wenn sie auch noch so schön ausgesprützt ist; und zwar vornen sowohl als an Seiten, und unten und oben und inwendig, bis an das corpus callosum. Die obern beyden Blutbehälter und der dritte waren ganz leer, und nicht ein Tropfen Wasser drinnen, vielleicht auch der vierte, dieser aber war unvorsichtiger Weise zerrissen worden, folglich konnten wir es nicht wissen. Die Substanz des Gehirns und der Nerven, da wo sie entspringen, war härter, als gewöhnlich.

§. 16.

Hat sich die Wahrheit desjenigen Aphorismen, den wir in diesem Kapitel zum Grunde geleget haben, irgendwo bestätiget, so ist es gewiß hier. Denn wer war wohl in diesem Falle im Stande, die Natur der Krankheit oder ihren Ausgang nach der gewöhnlichen Ordnung der Natur zu bestimmen? Anfangs war die Krankheit entzündungsartig, und schien am eilften Tage ihre Krise gemacht zu haben; den drey und zwanzigsten Tag wurde sie von neuem entzündungsartig, wiewohl vom eilften Tage an, bis dahin keine Spur von Krankheit, als ein kleines Fiebergen überblieben war; drey Tage schien sie nach einer unvollkommenen Krise wieder nachzulassen, aber den sechs und zwanzigsten wurde sie abermals im höchsten Grade entzündungsartig, und als diese nach und nach ihre Krise zu machen, und gehoben zu seyn schien, erfolgte statt der erwarteten Gesundheit plötzlich und unvermuthet

der Tod, und es zeigte sich bey der Oefnung des Leichnams, daß sie ihren Sitz in so vielen edlen Theilen gehabt hatte. Wie erstaunlich war nicht diese Abweichung von dem ordentlichen Laufe der Natur? Um aber dieses genauer auseinander zu setzen, will ich die nähere Untersuchung einer jeden von diesen Krankheiten, in jedem der folgenden Kapitel wieder vornehmen.

Des ersten Abschnittes

zweytes Kapitel.

Wie nöthig es sey, die natürliche und widernatürliche Lage der innern Theile bey Leichenöffnungen genau zu bemerken.

§. 1.

In allen Theilen dieses Buchs habe ich die Lage der innern Theile bey allen Leichenöfnungen auf das genaueste angemerket, und nie verabsäumet, allen dabey gegenwärtigen Aerzten und Studenten einzuprägen, daß sie hierauf ihre ganze Aufmerksamkeit richten sollten. Denn da erstlich die Leber gar oft entweder gar nicht, oder doch nur ein wenig vor dem Rande der Rippen unter der Brust hervorraget, betrügen wir nicht die Kranken und uns selbst, wenn wir bey jeder Erhebung, Härte, oder Schmerz, der unter dem Rande der Rippen gefühlet wird, die Ursache und den Grund in der Leber suchen, und schreyn: die Leber, ja die Leber leidet! Es läßt sich auch nicht behaupten, daß die aufgetretene oder sonst widernatürliche Leber sich so vergrößere, daß sie unter den Rippen äußerlich fühlbar werde, wenn sie auch vorher höher oben gelegen hat: denn weil der innere Theil,

der die Schmerzen verursachet, nicht von Anfange gleich anzuschwellen pfleget, und die Leber nicht merklich unter den Rand der Rippen herunter tritt, wenn das größere Stück derselben gleich merklich anschwillt, und die Geschwulst nach dem Rücken zu sich befindet, so ergiebet sich hieraus, daß man dieses nicht füglich sagen könne. Da wir 2) zuweilen finden, daß die Leber bis in die linke Seite herübergeht, und diese ganze Gegend einnimmt, so daß sie daselbst weit unter den Rippen hervorraget, ist es nicht lächerlich, wenn man an diesem Orte von der Leber nichts wissen will, und den Sitz der Krankheit im Magen, oder in der Magendrüse, oder in der Milz, oder auch im Grimmdarme suchet? Da ferner 3) die Milz unzählichemal unter dem Bogen der Rippen gegen dem Rükken zu versteckt liegt, und gar selten bis an den Rand der Rippen gehet, thun wir der Milz nicht unrecht, wenn wir sie immer für die Ursache aller Schmerzen, Geschwulst und Härte halten, welche unter dem Rande der Rippen auf der linken Seite fühlbar ist? Eben so irren wir uns oft, wenn wir 4) alles Widernatürliche, was in der linken Seite fühlbar ist, auf die Milz, auf den Magen, auf die Magendrüse und auf den Grimmdarm schieben, und fest überzeugt zu seyn glauben, die Fehler der Leber müßten sich allemal durch widernatürliche Empfindungen in der rechten Seite offenbaren. Ingleichen 5) wenn wir den Grund und die Ursache aller üblen Zufälle, die sich in der Mitte des Oberleibes, und etwas weiter linker Hand äußern, im Magen suchen, und nicht bedenken, daß der Magen oft viel tiefer unten, oft unter der Leber versteckt, und oft näher am Rücken als vorwärts, liegt. Ferner 6) wenn wir alles das Kolikschmerzen nennen, was oben im Mittelbauche gefühlet wird, da der dicke Darm gar selten über dem Nabel liegt; und im Gegentheil wenn wir behaupten,

die in der Gegend des Nabels müßten ihren Sitz im Wickeldarme haben, da doch der größte Theil des Grimmdarms daselbst liegt? Wie nicht weniger 7) wenn wir alle Schmerzen pleuritisch nennen, die der Kranke unter der Brust in den Seiten fühlet, da der Grund desselben doch einzig und allein in den Krümmungen, die der dicke Darm bey der Leber und Milz macht, lieget, indem selbige entweder auf einer, oder auch wohl auf beyden Seiten bis an die neunte, achte, bis zur siebenten Rippe von unten an gerechnet hinaufreichen, ein andermal aber wieder eine halbe Elle tiefer unten sind? So wie im Gegentheil 8) wenn wir nicht zugeben wollen, daß in der Nachbarschaft dieser Krümmungen Schmerzen entstehen können, die pleuritisch zu seyn scheinen, weil man selbige bey Oefnungen oft viel weiter unten antrift, und doch zuverläßig gewiß ist, daß Würmer, Blähungen, Versetzungen des Unraths, Schärfe und Entzündung in diesen Krümmungen der wahre Grund sind. Von außerordentlichen und seltnen Abweichungen und so genannten Spielen der Natur, die man weder vorher wissen, noch auch nur muthmaaßen kann, will ich gar nichts erwähnen, sondern nur von der Lage und Figur der innern Theile reden, die man um so öfter findet, je fleißiger man Leichen öffnet, und je aufmerksamer man hierbey ist. Wir können hieraus wenigstens lernen, daß es der Klugheit gemäß sey, die Natur der Krankheiten und die Behandlung derselben nicht lediglich darnach zu bestimmen, welcher Theil unsrer Meynung nach an dem leidenden Orte liege, sondern vielmehr alle übrige Zeichen mit zu Hülfe zu nehmen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0246
DFG

Des ersten Abschnittes

drittes Kapitel.

Von der Entzündung und den Schmerzen der Häute.

Inhalt.

§. 1. Beweis, daß alle Häute mit Gefäßen versehen sind, und zwar 1) das Rippenfell eine Menge von Schlagadern und Venen habe. Kaau Boerhaave's, Morgagni's und Hallers Versuche, welche dieses beweisen. Müller und andre, welche dieses geleugnet haben, werden widerlegt. 2) Beweis, daß es sich mit den Bauchfell und dem Darmfell eben so verhalte. §. 2. Daß diese Häute auch empfindlich seyn, wird aus Winslow's, Kaau, Boerhaaves, und zum Theil auch aus Hallers Schriften dargethan. §. 3. Auch der Herzbeutel hat Gefäße und Empfindung. §. 4. Wepfers und Ruischens Beweise für die Empfindlichkeit des Darmfells. §. 5. Acht Gründe, aus welchen erhellet, daß die Meynung, daß die Häute und besonders das Rippenfell unempfindlich seyen, ganz unschädlich, der Richtigkeit pathologischer Begriffe nicht nachtheilig, und mithin einem jeden unbenommen sey, sich auf die eine, oder auf die andre Seite zu schlagen, daß folglich auch die Streitigkeit, welche hierüber zwischen dem Herrn von Haller, und dem Herrn von Haen entstanden, für gänzlich beygelegt zu achten sey. Ein Brief des Herrn von Haller, welcher eben dieses beweißt. §. 6. Dennoch ist die Natur der thierischen Häute noch immer in mancherley Rücksicht unerklärlich und dunkel, weil sie der Empfindlichkeit ohngeachtet, die ihnen von so vielen Aerzten zugeschrieben wird, dennoch sehr oft unem-

pfindlich zu seyn scheinen. Dieses wird durch das Beyspiel des Magens, des Zwerchfells, der weichen Hirnhaut und der Därme, ingleichen auch der mit Nerven versehenen Gelenkkapseln erwiesen. Kennzeichen der Entzündung der Därme nach Albertini, nebst einer wirklich äußerst merkwürdigen und ganz beyspiellosen Krankengeschichte.

§. 1.

Bey so vielen Fällen habe ich meinen Zuhörern gezeiget, daß die Häute wirklich und sehr heftig entzündet waren, daß ich mich genöthiget sahe, ihnen diese Erscheinung zu erklären. Sie haben mit ihren Augen deutlich gesehen, daß das Brustfell sowohl da, wo es die Rippen und Muskeln, als da, wo es das Zwergfell überziehet, und das Mittelfell macht, sie haben gesehen, daß der Herzbeutel in- und auswendig, das Bauchfell, nicht nur da, wo es über den ganzen Bauch weggehet, sondern auch da, wo das Darmfell daraus entsteht, roth war. Beständen diese Häute nicht aus einer unzähligen Menge Blutgefäße, so würden sich diese auch in selbigen nicht entzünden können, und wenn wir also in der Meynung stehen, diese Häute wären nichts weiter als ein glattes zellichtes Gewebe, und hätten gar keine, oder doch sehr wenig Blutgefäße, so irren wir uns.

Abraham Kaau Boerhaave spritzte in den absteigenden Stamm der großen Pulsader, nachdem er vorher die Achsel und die Schlafpulsader auf der rechten Seite unterbunden, und die obere Hohlader, da wo sie in die Brusthöhle hineingehet, durchschnitten, und die Klappe derselben mit einer hineingeschobenen Nadel durchbohret und zerschnitten hatte, laulichtes Wasser ein, und fand, daß wenn er die Brust drückte, eine beträchtliche Menge Blut in selbige eindrang.

Nachdem er das Wasser, welches wie Schweißtröpfgen, auf der ganzen innern Brusthaut stand, rein abgewischet hatte, und nun die Brust druckte, „schwitzte „immerfort aus der Haut, welche die ganze Brust„höhle inwendig überzieht, eine dünne wäßerichte „Feuchtigkeit, und ein gleiches erfolgte an dem gan„zen Herzbeutel, am Mittelfell, und an den Lungen, „welche Häute allerseits ein Fortsatz des Brustfelles „sind, wie wir bereits erwiesen haben: denn sowohl „beym Drucken, als von freyen Stücken drang allent„halben eine wässerigte Feuchtigkeit durch. Dieser „Versuch bewieß offenbar, daß eine unzählige Menge „Aeste aus der großen Pulsader in die kleinsten of„nen Gefäße aller dieser Häute gehen. Doch sind „diese kleinen Enden der Gefäße bey weitem nicht so „fein und enge, als jene zwischen den beyden Hirn„häuten, welche nur eine Art von Dampf ausdün„sten. Denn wenn man jene rein abwischet, und „hernach drückt, so sieht man durch das Vergröße„rungsglas, die durchsickernden Tropfen, welche in „kurzem zusammenfließen, sehr deutlich. Mithin „lehret dieser Versuch doch zum wenigsten so viel, daß „das Brustfell voller Gefäße und voller ausdünsten„den Oeffnungen dieser kleinen Mündungen der Ge„fäße ist.“

Die Gefäße im Mittelfell und im Herzbeutel hat der Herr von Haller beschrieben, von den Gefäßen im Brustfelle aber hat er meines Wissens nichts gesagt, als daß er in seinen Anfangsgründen der Physiologie B. 4. S. 257. sie zugiebt, wenn er sagt: „das Brustfell ist zwar ordentlicherweise weiß, wenn „es aber entzündet ist, oder wenn man die kleinen „Pulsädergen aussprützet, so haben diese kleinen Ge„fäße eine andre Farbe, und werden roth.“

Die Meynung des berühmten Müller in seiner Schrift vom Sitze und von der Beschaffenheit der

Entzündung des Brustfelles, Gießen, 1756, daß nämlich in dem Brustfell keine Gefäße seyn sollen, widerleget sich daher von selbst. Er sagt darinnen gleichfalls, daß M. Meckel zwar in dem Zellgewebe, welches das Brustfell umgiebt, nie aber in dem Brustfelle selbst Blutgefäße entdecket hätte, ob er sich gleich sowohl bey der allerfeinsten Zergliederung als beym Einsprützen alle ersinnliche Mühe gegeben hätte, und fügt hinzu, er selbst habe bey der Oeffnung solcher Personen, die an Entzündung des Brustfelles gestorben wären, diese Sache untersuchet, das Brustfell aber allezeit völlig weiß gefunden. Ein andrer berühmter Mann, der in einem von ihm herausgegebenen Buche über diese Meynung des Herrn Müller Erleuterungen und Anmerkungen gemacht hat, schränkt selbige zwar gewissermaaßen ein, weil er bey einigen Leichenöffnungen gefunden hat, daß das Brustfell nicht völlig ohne Gefäße ist; er kann aber doch nicht umhin, daraus zu folgern, man finde zwar zuweilen im Brustfelle einige Blutgefäße, aber es wäre dieses ein ungemein seltner Fall.

Der vortrefliche Lieutaud sagt im Kapitel von der Entzündung der Brust: wenn man auf das, was man bey Leichenöffnungen findet, bauen dürfte, und dadurch ganz allein müsse doch diese Frage entschieden werden, — so sey die Pleuresie eine von den seltensten Krankheiten; denn unter einer großen Menge von Menschen, die an Brustentzündungen gestorben wären, habe er nicht mehr als zwo Personen gefunden, die eine wahre Pleuresie gehabt hätten.

Aber bey wie vielen Sektionen, deren Beschreibung sowohl im ersten Kapitel dieses ersten Abschnittes, als auch in den vorherigen Theilen gegenwärtiger Jahresschrift gewissenhaft erzehlet ist, habe nicht ich, im Beyseyn von mehr als hundert Zeugen, gesehen,

daß das Brustfell entweder etwas röthlich, oder ziemlich roth, oder so roth wie ein Scharlach aussahe. Ist dieses nun ein so seltner Fall, wie geht es denn zu, daß er uns bey Personen, die am Seitenstechen gestorben waren, so oft vorgekommen ist?

Wie geht es zu, daß jene großen Männer, Valsalva und Morgagni vierzehn solche Fälle bemerket und erzehlet haben? Im 4ten Kap. des 9ten Theils findet man eine weitläuftige Abhandlung hiervon. Die Meynung der Alten, daß die Pleuresie ihren Sitz im Brustfelle habe, ist demnach dadurch sattsam bestätiget. Und wiewohl es sich öfters zuträgt, daß diese Haut bey Personen, die an Pleuresien gestorben sind, von weißer Farbe und nicht roth gefunden wird, so ist sie demohnerachtet der Sitz der Pleuresie und die darauf folgende Entzündung der Lungen die wahre Ursache des Todes, wie aus den Bemerkungen aller Aerzte, und besonders Valsalva's und Morgagni's deutlich erhellet, welche mit klaren Worten sagen, daß die pleuritischen Schmerzen nicht nur der Entzündung, sondern auch der Pressung und Ausdehnung des Brustfelles beygemessen werden müßten.

Soviel vom Brustfell, nun kommen wir auf das Darmfell. Oben angeführter A. Kaau Boerhaave in Persp. Hipp §. 555. u. f. sagt: „Ich schnitt einem „Hunde die Brust auf, und goß in die absteigende „große Pulsader gegen den Unterleib zu, laulichtes „Wasser ganz gemächlig hinein, nachdem ich vorher „die Hohlader aufgeschnitten, über der Oeffnung unterbunden und das Blut aus selbiger heraus gedrükket hatte. Bey der Oeffnung des Unterleibes fand „ich alle innre Theile mit einem röthlichen Wasser befeuchtet, und konnte eine ziemliche Menge eines mit „wenig Blut vermischten Wassers sammlen, auch waren alle Blutadern strotzend voll Blut, welches aus den

„Pulsadern hineingetrieben worden war, weil ihm „das eingespritzte Wasser den Druck gegeben und es „herausgedränget hatte. Ich trocknete alles mit ei„nem Schwamm rein ab, und bald darauf sahe ich „mit bloßen Augen und durch das Vergrößerungs„glas die innere Seite des Darmfelles, ich mochte sie „drücken oder nicht, voll kleiner Tröpfgen stehen, die „bald zusammenflossen, so wie in der Brust. Die„ser Versuch lernet uns die Art und Weise sowohl, „als die Wege kennen, wie bey gesunden Menschen „und Thieren eine jede Höhle im Unterleibe, welche „nicht in solchen Theilen ist, die zusammengewachsen „sind, sich mit einem geistigen Wesen (Dunst) ausfüllet, „welche in deren innerer Fläche ausdämpfet.“

Hier entdecken wir in der Haut des Darmfelles, so wie oben im Brustfelle eine Menge Gefäße, allein der Herr von Haller hat uns dieses noch deutlicher gemacht, denn dieser zählet obgedachtermaaßen in den Anfangsgründen der Physiologie B. 20. §. 19. sieben und zwanzig größere Gefäße, woraus die kleinern im Darmfelle entspringen.

Daß das an den dünnen sowohl als in den dicken Därmen anhangende Gekrös voller Blutgefäße sey, beweiset der Versuch des Kaau in Persp. Hipp. Cap. 27. §. 562. gleichfalls: „das in die obere Gekrös„pulsader eingespritzte Wasser dringet auf der ganzen „Oberfläche desselben und zwischen den Falten allent„halben durch die kleine Pulsädergen heraus, und „auch auf der ganzen äußern Fläche der Därme in „allen Punkten zeiget sich eine Feuchtigkeit, als wenn „sie schwitzten; das in die untere Gekrözpulsader ein„gespritzte Wasser, die zu demjenigen Theil vom Ge„kröse gehet, welches am Grimmdarme hanget, „schwitzte allenthalben an den dicken Därmen und dem „daran befindlichen Gekröse tropfenweise durch, und

„als man diese Theile rein abgewischet hatte, erfolgte „wiederum eben das, wie bey den vorigen Versuchen, „nämlich sie wurden wiederum naß.„

Der vortrefliche Herr von Haller drückt sich in der angezogenen Stelle hierüber also aus: „man muß „die Gefäße des ganzen Gekröses, von den Gefäßen „der Därme wohl unterscheiden, jene sind klein und „in großer Menge, diese aber ziemlich groß. Die „Blut- und Pulsadern des Gekröses entspringen „meistens von den Gefäßen der Därme, die Gefäße „des an dem Grimmdarme hangenden Gekröses von „den Gefäßen des Heiligbeins, der Hüften, der Len„denmuskeln u. s. f. zusammen, von neunzehn größern „Gefäßen, und diese allerseits sind gerade, und nicht „so verschlungen und gekrümmt, wie die Gefäße der „Därme.„

Wenn dahero diese weißen Häute auch gleich lediglich aus Zellgewebe bestehen, so haben sie doch wenigstens außerdem auch eine unzählige Menge kleine Blut- und Pulsadern, und können mithin bald zu sehr von Blut strotzen, bald entzündet, bald dem Brande ausgesetzt seyn. Dieses haben die mühsamen Einspritzungen geschickter Zergliederer eben so deutlich bewiesen, als wir es aus der Erfahrung an vielen Kranken ersehen haben. Denn sie sind nicht etwa nur Siebe, die eine Feuchtigkeit durchlassen, welche aus den über diese Häute weglaufenden Pulsadern durch die Schweißlöcher derselben durchschwitzet: sondern die verschiedenen Zufälle und Krankheiten der Häute beweisen, daß in ihnen Gefäße sind, und wenn das äußere Zellgewebe, worinnen man nicht sonderlich viel Gefäße entdecken kann, losgetrennt wird, so erblicket man in der Haut selbst diese Gefäße sehr deutlich.

§. 2.

Man hat geglaubt, daß in den Häuten, besonders im Brustfelle, im Gekröse, und vielleicht auch im Darmfelle eine Art von Schmerz und Stechen empfunden werden könne: wir wollen, ehe wir dieses ohne Grund bejahen oder verneinen, die Schriften der Zergliederer, und die Erfahrung darüber zu Rathe ziehen.

Winslow zeigt B. 4. Exp. pect. zuvörderst, daß die Gefäße des Brustfelles (Pleura) von den Gefäßen zwiden Rippen und der Brüste, wie auch des Zwergfelles abstammen, er zeiget, daß deren ziemlich viel, daß sie sehr fein sind, und daß sie mit einander vielfältig zusammenhängen; hierauf beschreibt er die Nerven, und diese sind, seiner Meynung nach, kleine Aeste von den Rücken- und Rippennerven. Er sagt ferner: das Brustfell hange deswegen an den Rippen an, weil es angespannt und unbeweglich seyn solle; aber eben dieser Verbindung wegen sey es auch höchstempfindlich, wenn die Anhäufung des Blutes oder eine verdickte Lymphe selbiges nur in etwas drückten, und dieses um so mehr, da diese kleinen Nerven beym Einathmen alsdenn widernatürlich gedrückt würden, weil bey dem Einathmen die Muskeln zwischen den Rippen nothwendig aufschwellen müssen.

Abraham Kaau Boerhaave sagt im angezogenen Buche Kap. 7. §. 142 u. f. „Die ganze innere Brust„höle ist an den Rippen, an den Rippenknorpeln, „und am Zwerchfelle, soweit letzteres ausserhalb dem „Umfange der Spitze des Herzbeutels gewölbt ist, „mit einer dünnen, nervigten, sehr starken, aus einem „einzigen Stück bestehenden, inwendig überaus glat„ten Haut überzogen, welche man das Brustfell „nennet. Auf selbiger liegt auswendig ein zelliges

„Gewebe, welches bey fetten Personen allenthalben „voll Fett ist, nicht nur hinten an den Wirbelbeinen, „sondern auch an den Seiten, und vorne an den Rip„pen, Rippenknorpeln, am Brustknochen und am „Zwerchfell, so weit es fleischig ist; und wenn daher „dieses Fett auftritt, so entstehet bey fetten Personen „eine Beklemmung der Brust, das Ein- und Aus„athmen wird ihnen schwer, und das Brustfell tritt „von den Rippen ab. Auch die versetzte Luft ist bey „fetten Personen schuld, daß dieses geschiehet. Die „kranken Schweine haben daher ihren keichenden „Husten, und können durch ihre fette Gurgel keine „Luft schöpfen. Nirgends aber findet man dies Fett „in größerer Menge, als zwischen den Rippen in der „Brust; und weil die Muskeln daselbst in beständi„ger Bewegung sind, so ist es auch nothwendig, „und bey fetten Menschen und Thieren trift man es „klumpenweise an. Auch trennt sich daselbst das „Brustfell am leichtesten von den Rippen und Mus„keln, tritt bey Entzündungen in den Seiten in die „Höhe, und darzwischen setzen sich Eitergeschwüre. „Bey magern und hektischen Personen aber verschwin„det es ganz.„

Der berühmte Haller erzehlt B. 8. §. 2. der Anfangsgründe der Physiologie, er habe eben die Versuche mit dem Einspritzen, wie Kaau, gemacht, und eben den Erfolg mit Augen gesehen; in Ansehung der Empfindlichkeit des Brustfelles aber ist er nicht der Meynung des Kaau, weil seine Versuche ihn überzeugt hätten, das Brustfell habe gar keine, oder doch sehr wenig Empfindung. In der Vorrede zum achten Theile erklärt er jedoch die Sache deutlicher, und giebt zu, das Brustfell könne wenigstens mittelbar empfindlich seyn, wenn auch gleich nicht unmit-

telbar an und für sich selbst, wenn er sagt: „Ich habe „über dem Sitze der Pleureſie nur mit wenig Worten „mich herausgelassen, und dem Brustfelle zwar die „Empfindung abgesprochen, gleichwohl aber lehret „uns die Vernunft sowohl als die Erfahrung so viel, „daß die auf der gewölbten Seite dieser Haut befind„lichen Nerven schmerzhaft wehe thun, wenn sie bey „der Entzündung der an sie stoßenden Haut zugleich „mitleiden, und sich selbst entzünden.„

§. 3.

Die drey bereits angeführten Schriftsteller Winslow B. 3. §. 85. Kaau Kap. 30, und Haller B. 4 §. 16 u. f. beschreiben die im Herzbeutel befindlichen vielen Blutgefäße, und bezeugen, daß sich dieser häutige Theil entzünden könne.

Ob aber der Herzbeutel Empfindung habe oder nicht, ist fast nicht mehr streitig. Winslow schreibt ihm eine Empfindung zu, weil er sowohl Nerven als Flechsenfibern habe; Ruffus Ephesius und Kaau nennen ihn eine nervigte und mit Empfindungskraft begabte Haut. Der Herr von Haller sagt: „Er „habe entweder wenig, oder gar keine Empfindung, „denn es giengen zwar viel Nerven durch und in das „Herz hinein: in dem Herzbeutel selbst aber blieben „wenige, und man habe keine hinlängliche Kenntniß „davon.„ Daß diese Erklärung wider obige Meynungen nicht sonderlich streite, wie man wohl obenhin betrachtet, glauben möchte, will ich bald weiter ausführen.

§. 4.

Nun wollen wir noch kürzlich untersuchen, ob das Gekröse empfindlich sey. Wepfers Versuche be-

weisen, daß die äußere Haut der Därme, welche nichts anders, als ein Fortsatz des Gekröses ist, den höchsten Grad von Empfindung besitze.

Friedrich Ruisch erzehlt uns in seinen Adv. Anat. Dicur. 2. n. 4. er habe, weil ihm der Rath zu Amsterdam aufgetragen gehabt, die Ermordeten zu öfnen, und zu untersuchen, in funfzig Jahren und drüber, so lange er dieses Amt verwaltet, sehr viel Gelegenheit gehabt, diese Sache zu untersuchen, da in dieser so volkreichen Stadt eine unzählige Menge von Seeleuten wäre, welche ihre Streitigkeiten mit dem Messer auszumachen pflegten. Er sagt erstlich, viele wären an einer Verblutung gestorben, die ihren Grund lediglich in verwundeten Gefäßen des Gekröses, welches oft durch das Netz hindurch getroffen worden, gehabt; und Eustach hat Taf. 27. im Gekröse eine beträchtliche Anzahl ziemlich großer Blut- und Pulsadern sehr gut abgezeichnet. Zweitens versichert er, daß ein schneller, unter großer Angst und Schmerzen erfolgender Tod unvermeidlich sey, wenn die Substanz des Gekröses verwundet ist, obwohl weder sonderliche große Gefäße, noch auch andre Theile darneben getroffen gewesen wären. Wenn daher Boerhaave von den Wunden im Gekröse redete, so versicherte er seine Zuhörer allzeit, daß selbige tödlich wären, und suchte den Grund dieser Gefahr in den Nerven dieser doppelten Haut, welche mit den Nerven des ganzen Körpers in Verbindung stehen. Es kann auch in der That niemand muthmaaßen, daß andre Theile ausser dem Gekröse verletzt gewesen seyn müssen, wer nicht das Zeugniß des Ruisch, eines bejahrten, in der Zergliederungskunst geübten, und in Untersuchung und Beurtheilung der Wunden höchsterfahrnen Mannes, ver-

werfen will. Wie richtig diese Bemerkung sey, habe ich oft auch aus dem Munde des ehemaligen berühmten Professors der Chirurgie auf dieser Universität, des Herrn Joseph Jaus, gehöret, wenn ich selbigem darwider den Einwurf machte: Im ersten Theile der Act. Chir. Reg. Par. fände man einen Fall, wo der Wundarzt, de la Peyeronie, bey einem Bruchschnitte ein ganzes im Brand gerathenes Stück eines Darmes aus der Mitten herausgeschnitten, beyde Enden des Darmes an die Lefzen der Wunde angezogen, zusammengenähet, und daselbst mit einem Faden, den er durch das Gekröse, ohne alle üble Folgen, durchgestochen, befestiget hätte: so war seine Antwort hierauf, es gäbe allerdings im Gekröse hin und wieder Stellen, wo keine Nerven wären, und an so einem Orte wäre es wohl möglich, daß die Nadel mit dem Faden hätte durchstochen werden können, ohne daß die Verwundung des Gekröses gefährlich gewesen wäre.

Inzwischen sagt der Herr von Haller B. 20. §. 11: „Der Bau des Gekröses ist überhaupt nicht anders, „als der Bau des ganzen Bauchfelles beschaffen, „es bestehet nämlich von Natur aus Zellgewebe, hat „keine Fasern, eine große Menge kleiner Blutgefässe, „und keine sichtbaren Nerven. Es ist mithin ohne „Empfindung, und Amatus Lorry, der den Ver„such gemacht hat, scharfen Salpetergeist auf das „Gekröse eines lebendigen Hundes zu gießen, schreibt „selbst die Verzuckungen, welche davon entstanden, „den Nerven der Därme, welche unter dieser zarten „Decke gelegen, und davon berührt worden wären, „zu.„ Diesen Versuch hat Wepfer gleichfalls gemacht. Hat es nicht das Ansehen, als ob Lorry mit dieser Ausflucht sich selbst geschadet, und gewissermaaßen widersprochen hätte?

§. 5

So verschieden nun auch diese Meynungen sind, welche die angeführten Aerzte in Betracht aller dieser Häute hegen, so werde ich doch zeigen, daß sie im Grunde nicht sonderlich, oder vielmehr gar nicht verschieden sind.

Wenn wir auch zugeben, daß das Brustfell, der Herzbeutel, das Bauchfell, das Gekröse, die Gelenkkapseln und Bänder, und auch sogar die Flechsen unempfindlich sind, so folget doch daraus keinesweges, daß alles das unwahr ist, was die größten Zergliederer und besonders praktische Aerzte vom Schmerz dieser Häute, von den Verzuckungen, welche nach Verwundungen derselben entstanden sind, und von dem erfolgten Todte solcher Verwundeten, erzehlen: es kann vielmehr beydes wahr und richtig seyn. Denn 1) die Häute, Bänder und Flechsen können unempfindlich scheinen, wenn sie plötzlich und auf einmal ganz durchschnitten werden; und den höchsten Grad von Empfindung haben, wenn sie nach und nach durchschnitten werden, oder wenn sie zerrissen werden, oder wenn sie ausgedehnet oder gezogen werden, oder wenn sie nur zum Theil oder halb durchschnitten werden. Dieses beweisen die Erzehlungen von Wunden zur Genüge, und man hat daran nicht zu zweifeln. Man lese hierüber Boerhaaves Kapitel von den Wunden überhaupt und die Kommentarien des Herrn von Swieten nach. Unsre äußere Haut, die höchstempfindlich ist, thut beym Schlagen einer Ader oft sehr weh, und deswegen fürchten sich viele vor dem Aderlaß: oft aber empfindet man auch nicht den mindesten Schmerz dabey, wenn der Wundarzt geschickt ist, und die nöthigen Vortheile weis. Wenn sich die äußere Haut plötzlich ausdehnet und entzündet, empfinden wir oft die größesten Schmerzen, und bey Was-

serſuchtigen, bey Schwangern, beym gutartigen Winddarme, wo ſich eben dieſe Haut nach und nach ausdehnet, iſt öfters, auch wenn man die geſpannte Haut anrühret, und ſogar dehnet, nicht die mindeſte Empfindung.

2) Die Häute, Kapſeln und Bänder haben entweder in ihrer Subſtanz Nerven, wie viele Aerzte wollen, oder ſie haben keine. Haben ſie in ihrer Subſtanz keine, ſo gehen entweder welche durch, oder liegen darauf, oder darunter, oder inwendig drinne. Man nehme an, was man wolle, ſo wird in jeder Haut und in jedem der nurerwähnten Theile, wenn etwas, was Schmerzen zu machen vermögend iſt, ſie berührt oder trift, kein Schmerz entſtehen, wenn dergleichen Dinge eine ſolche Stelle traf, wo entweder in der Subſtanz dieſer Theile keine Nerven ſind, oder wo in der Gegend kein Nerve liegt, der Schaden leiden könnte; ſie werden aber mehr oder weniger wehe thun, je nachdem die Urſache des Schmerzes den Nerven ſtärker oder ſchwächer trift, und je nachdem mehr oder weniger Nerven in der Subſtanz dieſes Theils an demſelben Orte liegen, oder in der Nachbarſchaft derſelben von Natur befindlich ſind.

Meines Erachtens folget daraus ganz natürlich: a) daß eine langſame Erweiterung und Anfüllung der Blutgefäße ohne Schmerzen geſchehen könne, weil ſowohl die Gefäße in den Häuten ſelbſt, wenn ſie auch empfindſam ſind, und ſie ſelbſt in ihrer Subſtanz Nerven haben, ſich nur nach und nach ausdehnen, und folglich ohne ſonderliche Schwierigkeit und ohne große Noth ſich in dieſe langſame Erweiterung ſchicken, als auch die Nerven, wenn ſelbige entweder in der Subſtanz der Haut, oder allernächſt dabey, liegen, dieſe nach und nach erfolgende Erweiterung gewohnt werden.

b) Daß man daher bey Leichenöffnungen in den Gefäßen aller hautigen Theile, z. B. des Magens, der Därme, des Brustfelles, des Herzbeutels, des Gekröses u. s. f. zuweilen rothes Blut antreffe, wiewohl dergleichen Personen bey Lebzeiten über Schmerzen dieser Theile nicht geklaget haben. Das andere angewachsene Augenhäutgen ist bey Leuten, die lange Zeit Augenentzündungen haben, und bey andern Augenkrankheiten oft roth, und thut doch nicht weh. Dieses bekräftiget meinen Schluß.

c) Wenn wir auch wirklich der Meynung sind, daß die kleinsten Pulsadern sogar wegen der Nervenfäserchen, woraus sie mit bestehen, eine Empfindungskraft haben, so können doch auch diese bey einer schnellen Anfüllung unempfindlich seyn, wenn ihr Bau überhaupt etwas schlaff ist. Wie oft siehet man nicht rothe Augen, die schnell und ohne allen Schmerz roth wurden? Wie oft wird nicht das ganze Gesicht bey Personen, die schlaffe Fäsern haben, plötzlich roth, und das ohne alle Schmerzen?

d) Es würde falsch seyn, wenn man in allen dergleichen und ähnlichen Fällen behaupten wollte, es wäre zwar die Ursache zu Schmerzen gegenwärtig gewesen, aber die Würkung, nämlich der Schmerz nicht erfolget: man muß vielmehr sagen, es sey hier keine Ursache zu Schmerzen vorhanden gewesen; und dieses vorausgesetzt, hätte auch in den nurerwähnten Theilen kein Schmerz empfunden werden können.

e) Daß hingegen alle diese Theile nothwendig schmerzhaft wehe thun müssen, wenn die Blutgefäße sich in der Geschwindigkeit von der eindringenden Menge des Blutes erweitern, und entweder die in der Substanz derselben befindlichen Nervenfäserchen sich dadurch plötzlich zu sehr ausdehnen, oder die in den Häu-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0261
DFG

ten und Flechsen selbst oder in der Nähe derselben liegenden Nervgen gedrückt, ausgedehnt, oder durch das heftige Drängen gereitzet werden.

f) Daß nicht allein die Entzündung, sondern auch jede fressende Schärfe in den Gefäßen, wenn diese gleich nicht ausgedehnet werden, in den häutigen und flechsigten Theilen Schmerzen erregen müsse: woran wohl wahrscheinlicher Weise nichts, als die in der Substanz der kleinen Pulsädergen liegenden Nervgen schuld seyn kann.

g) Daß wir auf diese Weise erst einsehen können, woher die Gichtschmerzen entstehen: in welchem Falle nämlich die sogenannte scharfe podagrische Erde, die in das Blut übergegangen, und in die lymphatischen Pulsadern getrieben worden ist, und durch die Enden derselben weder in die Blutadern, noch in die kleinen Ausdünstungsgefäße kommen kann, weil sie darzu theils zu dick, theils zu hart ist, die heftigsten Schmerzen verursachet, bis sie sich endlich durch den Zufluß wässericher Feuchtigkeiten verdünnet, und durch die Bewegung und den Puls so verfeinert, daß sie allmählig durch die Schweißlöcher der Haut ausdünsten kann: nothwendig müssen wir derowegen denen lymphatischen Pulsadern einen hohen Grad von Empfindung zuschreiben, oder annehmen, daß nicht die aufgetretenen und pulsirenden lymphatischen Gefäße, sondern vielmehr die nächsten rothen Blutgefäße die Nerven drücken, drängen und reitzen. Und daß diese Schärfe oder die podagrische kalkartige Materie in den Gefäßen enthalten sey, und sich nicht außer selbigen ergieße, lehret uns die Methode der Alten, welche an den podagrischen Ort Blutigel setzten: wovon der berühmte Franz Paulmier im Jahr 1769. einen schönen Tractat geschrieben, und diese alte Methode durch Versuche, die er an sich selbst und vielen andern ge-

macht, erwiesen und erneuert hat. Wenn aber diese podagrische Schärfe die Gefäße zerreißet und das kalkartige aus selbigen sich ergießet, so entstehen Knoten und Auswüchse, woraus, wenn sie äußerlich aufbrechen, ein trockner oder flüßiger Kalk herauskommt, oder der Theil, wovon sie sind, und die Gegend um denselben herum, wird angefressen und verderbet; ja es geschiehet sogar, daß theils das flüßigere davon, theils das, was die Enden der größern angefressenen Gefäße einsaugen, bald auf andre Gelenke fällt, bald die edlern Theile angreifet, und im letztern Falle ein unglücklicher Ausgang erfolget.

h) Daß aus auf diese Weise jene schwere Stelle aus dem Arätäus Kappador verständlich wird, wenn wir besonders einige Erläuterungen, die ich darüber geben will, zu Hülfe nehmen: um mehrerer Deutlichkeit willen will ich sie ganz übersetzen. „Die Gicht ist „eine Krankheit aller Nerven zusammen, wenn sie „den höchsten Grad erreichet, und alle Nerven trift: „anfangs aber äußert sich der Schmerz nur an denen„jenigen Nerven, welche die Gelenkbänder haben, „oder die in die Knochen hinein, oder aus den Kno„chen herausgehen. Das ist aber etwas sehr wun„derbares: denn, wenn sie auch zerschnitten oder ver„letzt werden, so verursachen sie nicht die mindesten „Schmerzen. Wenn sie aber einmal schmerzen, so „können auch weder Ketten und Banden, noch Stiche „und Hiebe, noch brennendes Feuer, noch sonst et„was in einem so hohen Grade Schmerzen erregen. „Denn man bedienet sich sogar solcher Dinge als „Hülfsmittel wider diese heftigen Schmerzen, so daß, „wenn man in diejenigen Orte, wo der stärkste „Schmerz ist, schneidet, der Schmerz, welchen der „Schnitt verursachet, von dem erstern unfühlbar ge„macht wird, weil der erstere größer ist: woferne

„aber auch der letztere heftig ist, so entstehet eine ge-
„wisse angenehme Empfindung, die den ersten
„Schmerz vergessend macht. Das geschiehet an den
„Zähnen und an Knochen; der wahre Grund, wie
„es zugehet, ist nur den Göttern bekannt, einen wahr-
„scheinlichen aber wissen auch wir Menschen: und die-
„ser ist folgender: alles was zu dichte ist, empfindet
„weder beym Berühren, noch beym Verwunden,
„etwas; und folglich schmerzet es auch in beyden Fäl-
„len nicht. Denn der Schmerz ist eine unangenehme
„Empfindung: dasjenige aber was dichte ist, befindet
„sich nicht in dem Zustande, daß es etwas unange-
„nehmes empfinden könnte, folglich auch keinen
„Schmerz. Was aber nicht dichte, sondern locker
„ist, ist der Empfindung fähig und verursachet, wenn
„es verwundet wird, eine unangenehme Empfindung.
„Weil aber auch solche dichte Körper eine angebohrne
„Wärme nnd Leben haben, so können sie dieser Wärme
„halber empfinden. Diese Empfindung ändert sich,
„wenn nebst der natürlichen Wärme auch üble Säfte
„im Körper sind.“

Ich habe diese schwere Stelle aus der Leidner Aus-
gabe übersetzet, und hin und wieder etwas abgeän-
dert, wo der Ausleger vom Grundtexte zu weit abge-
gangen war. Daß sie schwer ist, macht theils der
Jonische Dialekt, theils die verschiedenen Lesarten,
theils auch die Fehler der Abschreiber; man kann hier-
über den Petit, Wiggan, und besonders den großen
Triller nachschlagen. Liest man aber diese Stelle erst
dann, wenn man meine Anmerkungen zuvor über-
dacht hat, so scheinet sie nichts mehr als das zu sagen;
es giebt Theile, die auch dann, wenn man sie derb
angreift, kaum einen geringen Grad von Empfin-
dung haben, z. B. die Zähne, welche beym Zerbeis-
sen, Zerbrechen und Zermalmen harter Körper oft

nicht im mindesten wehe thun: gleichwohl aber bey so einer Mischung der Säfte, welche ein Brennen und größere Hitze erreget, die heftigsten Schmerzen verursachen: man kann daher von einem und eben demselben Theile sagen, er ist unempfindlich und empfindlich. Wenn man nun die Knochen, Sehnen und Bänder, welche alle harte Körper sind, für unempfindlich halten wollte, so würde man dennoch zugeben müssen, daß sie dann aufhörten, unempfindlich zu seyn, wenn die Nerven, welche durch diese Theile durchlaufen, oder darunter liegen, oder darneben befindlich sind, von einer gewissen Schärfe gereitzet werden. Ein Pariser Arzt, Petit, drückt sich in seinen im vorigen Jahrhundert herausgegebenen Kommentarien über den Arätäus hierüber sehr gut, und ganz nach meinem Sinne aus, wenn er sagt: „fraget man mich, was meine Meynung von dieser so „schweren Sache sey, so weiß ich nicht ob ich mit „dem Galen zugeben soll, daß die Zähne sogar empfindlich sind, denn ich weiß keinen Beweiß davon „zu geben, oder ob ich sie mit einander für unempfindlich halten und alle Empfindung dem Nerven, „der in ihrer Wurzel ist, beymessen soll: dadurch läßet sich die Empfindlichkeit der Zähne freylich am „leichtesten erklären, wenn man annimmt, daß Hitze „und Kälte durch die Poros der Zähne zu den Nerven kömmt: denn die thätigen Kräfte, welche unkörperlich sind, gelangen leicht an den Nerven; die „mechanisch wirkenden aber, z. B. die Häute „u. d. g. nicht so leicht: denn sie sind nur Eigenschaften, die zu der Materie gehören, und können sich „ohne sie nicht ausbreiten, und andern Körpern mittheilen.“

So lange die Glasrinde der Zähne ganz und gut ist, kann Hitze, Kälte und Schärfe in die Substanz

des Zahnes nicht eindringen, und folglich auch keine schmerzhafte Empfindung im Zahne verursachen; ist diese aber beschädigt, oder ganz zerstört, so dringet Kälte und Hitze und Schärfe in den Zahn und an die Nervenfasern deßelben, und dann entstehet Schmerz. Und weil nun dieser so kleine Nerve im Zahne oft die heftigsten Schmerzen erregt, so fragt es sich, ob diejenigen, welche denen Häuten und Flechsen, und andern gespannten festen Theilen, weil sie so wenige und so kleine Nerven haben, die Empfindsamkeit absprechen, die Natur der Dinge genugsam erwegen, und bey ihren Schlüssen diese Aehnlichkeit mit in Anschlag gebracht haben?

Ich überlasse daher einem jeden, die ihm wahrscheinlichste Meynung anzunehmen; wenn man nur, im Falle man gewisse Theile für unempfindlich hält, wegen der Nähe der Nerven behutsam verfährt, und wenn man sie für empfindlich hält, im Nothfall sich vor der Verwundung derselben nicht scheuet. Dieses ist der Hauptgrund, warum wir über diese streitige Sache uns so weitläuftig herausgelassen haben, um nämlich allen Irrthümern in der Pathologie vorzubeugen, und ich hätte nie die Feder ergriffen, wenn gleich anfangs die Grundsätze der Pathologie dabey unangetastet geblieben wären, wie ich nunmehro glaube, daß sie es seyn werden.

Der Streit zwischen dem Herrn von Haller und mir, wäre denn also nunmehr auf diese Art entschieden. Ich habe meine Meynung, wie ich hoffe, abermals deutlich gezeigt, damit man aber weder meine, noch auch des Herrn von Hallers Gesinnungen nochmals, wie schon öfter geschehen ist, falsch auslegen könne, will ich die Meynung desselben eben so, wie ich es mit meiner eignen gethan habe, nochmals hier deutlich vorlegen, und ein Stück eines Briefes hier einrücken, den er den 29 October 1770 an mich ge-

schrieben, und zugleich gebeten hat, ihn in meinen Schriften öffentlich bekannt zu machen.

„Diejenigen Nerven, welche uns verleiten können zu glauben, auch die Flechsen hätten Empfindung, sind jene Hautnerven, welche über der Oberfläche dieser Flechsen aller Orten am Körper hinlaufen, besonders aber in der Kniekehle, am Ellbogen, an der Hüffte, an der Hand, in der Nachbarschaft der langen Sehne hinten am Fuße, und oben auf dem Fuße. Die benachbarten Nerven der tiefer liegenden Flechsen können uns bey dem sogenannten Fingerwurm betrügen, und in der Pleuresie verführen, weil wir die in ihnen sich äußernde Empfindung für die Empfindungen der Beugeflechsen oder der Brusthaut halten können. Ich nenne daher die Empfindung, die sie verursachen, mit Recht betrügerisch, weil auch nicht der kleinste Ast derselben in die Flechsen oder in das Brustfell selbst hineingehet.“

„Was aber die dicke Hirnhaut anbelangt, so kann selbige keine Empfindung haben, da man in derselben noch keine Nerven bisher entdecket hat. Sollten künftig Nerven in ihr gefunden werden, so wird sie nach dem Verhältniß der Nerven, welche man entdecken wird, empfindlich seyn: eben dieses ist meine Meynung von den Flechsen, worinnen man bis auf diesen Tag keine Nerven hat ausfindig machen können. Und das nemliche behaupte ich auch vom Knochenmark.“

„Ich trete zwar Whytts Meynung bey, daß Theile, worinnen nur wenige Nerven sind, und die deshalben wenig Empfindung haben, bey der Entzündung und gewaltsamen Ausdehnung stärkere Empfindung haben, glaube aber schlechterdings nicht, daß Theile, die gar keine Nerven haben, einiger

„Empfindung theilhaftig werden können; die Nä-
„gel und die äußerste Oberhaut beweisen es. Denn
„die Nerven müssen nothwendig der Seele von dem,
„was im Körper vorgeht, Nachricht geben.„

„Und alles dieses folget augenscheinlich aus einer
„großen Menge Versuche, welche, ohne irgend ein
„System oder Hypothese anzunehmen, gemacht wor-
„den sind.„

„Und eben darum bitte ich sie, im vierzehnten
„Theile ihrer Jahresschrift dieses öffentlich bekannt
„zu machen, weil dadurch alle Gelegenheit zu Irr-
„thümern und falschen Auslegungen hinweggeräumt
„werden wird.

„Vielleicht wiederhole ich das, was ich bereits
„gesagt habe, ich kann es aber nicht Umgang neh-
„men, noch einmal zu thun: denn wenn zween Ge-
„lehrte miteinander streiten, so setzen sie sich immer
„dem Urtheile der Unwissenden und Witzlinge aus,
„und es ist schon unter ihrer Würde, solche Leute zu
„Richtern zu haben.„

„In die Pathologie habe ich mich nie mischen
„wollen.„

Gereichet es demnach diesem großen Manne zum Vergnügen, seine Versuche auf diese oder jene Art zu erweitern und fortzusetzen, und die Pathologie dabey unangetastet zu lassen, vielmehr selbige in ein helleres Licht zu setzen, so würde darüber, wie jedermann leicht erachten kann, kein Streit unter uns entstehen: da er in diese sich nie mischt, und ich seine Versuche, weil sie sich nicht darauf beziehen, in ihren Würden lasse. Und folglich werde ich seinen Schülern, die wider die Absicht ihres Lehrers sich auf diese Versuche beziehen, und sie von der Theorie auf die Praxis anwenden wollen, nimmermehr antworten.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0268
DFG

§. 6.

Es findet sich aber gleichwohl in der Geschichte der Häute noch ein Umstand, der, meines Erachtens, wohl nie wird gehörig erörtert werden können. Wie es nämlich zugehe, daß nicht nur diejenigen Häute, deren Empfindung noch ungewiß ist, sondern auch diejegen, von denen die ganze Welt einstimmig sagt, daß sie Empfindung haben, oft nicht empfinden, noch wehe thun, wenn gleich eine hinlängliche und wichtige Ursache vorhanden ist, warum sie heftig wehe thun sollten? Daß das wirklich geschieht, ist durch wiederholte und ungezweifelte Versuche sattsam erwiesen. Im sechsten Theil habe ich die Umstände, welche wir bey der Leichenöfnung eines jungen Menschen, als wir die Ursache eines periodischen Brechens öffentlich untersuchten, fanden, erzehlet:

„Der obere Magenmund, und der Anfang des „Magenschlundes waren außerordentlich erweitert, „und alle Gefäße derselben strotzten so sehr von Blut, „daß sie an einigen Orten zwo bis drey Linien im „Durchschnitt hatten. Der Grund des Magens war „purpurroth, und hatte an zween Orten in- und „äußerlich Brandflecke, die Gegend des untern Ma„genmundes aber war ganz natürlich beschaffen. In„zwischen waren weder Zeichen des Fiebers noch des „Brandes jemals im Pulse, noch auch einige Spu„ren von Magenschmerzen, noch sonst etwas „wahrzunehmen, woraus man hätte urtheilen kön„nen, daß er seine Verrichtungen nicht gehörig voll„brächte, außer dem Brechen anderthalb Stunden „vor seinem Tode. Kann also eine solche Verstopfung „der Gefäße eine so heftige Entzündung, und der „solchergestalt überhand genommene und durch den „ganzen Magen verbreitete kalte Brand, ohne alle

„Schmerzen und ohne ein Fieber zugegen seyn? „Können diese Fehler bey guter Eßlust entstehen? „und kann dabey der Magen seiner gewöhnlichen „Bestimmung Genüge leisten? Denn auch an dem „Tage noch, da er starb, war sein Puls gut, und „in jeder Rücksicht natürlich, und er hatte Mittags „und Abends, wie ein gesunder Mensch, mit viel „Appetit gegessen.„

Im neunten Theil, Kap. 1 und 2. habe ich die bey der Oefnung eines jungen Mädgens vorgefundenen Umstände erzehlet, welche gleich zu Anfange eines hitzigen Fiebers sich sieben mal gebrochen, und eben so oft Stuhlgang gehabt hatte, hernach aber fast fünf ganzer Tage, so lange ihre Krankheit dauerte, weder Uebelkeiten noch Brechen bekam, sondern vielmehr ihre Fleischbrühe mit Appetit genoß, wegen des heftigen Durstes viel trank, und von den Arzeneyen beym Einnehmen nicht die mindeste Beschwerlichkeit empfand. Gleichwohl war ihr Magen, wie alle Umstehende nebst mir mit Augen sahen, roth, und diese Röthe gieng durch alle Häute desselben durch, so daß inwendig sich an dem einen Orte schon Spuren vom Brande, oder vielmehr ein purpurrother Fleck, einen Schuh breit, zeigte.

In eben diesem Theile findet man eine Nachricht von der Leichenöfnung einer Person, deren Zwerchfell, nach einem Blutverlust von siebzig Unzen durch Aderläße, zu beyden Seiten, sowohl wo es Muskel, als auch wo es Flechse ist, entzündet war: wiewohl der Kranke in seiner Krankheit die Nahrungsmittel, das Getränk und die Arzeneyen so gut hinunterschlucken und bey sich behalten konnte, als wenn er innerlich gar nicht krank gewesen wäre, da doch sonst bey Entzündungen des Zwerchfelles alles weggebrochen zu werden pfleget.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0270
DFG

Ich habe einen großen General gekannt, der von vielen Anstrengungen, des Körpers sowohl als der Seele, von weiten Reisen, und von vielen Trinken und Zechen, wodurch er sich in dem Lande, wohin er als Gesandter geschickt worden war, beliebt zu machen suchen mußte, oft die Gicht bekommen hatte. Diese Gicht hatte ihn schon lange Jahre geplaget, er hatte Knoten, und an vielen Fingern schon steife Gelenke und Auswüchse. Ich war eben bey ihm, als er einen Anfall von der Gicht hatte, und alle seine Gelenke waren heftig geschwollen und steif, gleichwohl empfand er keine Schmerzen, nicht einmal, wenn man ihn anrührte. Sein Kammerdiener versicherte mir, bey allen Anfällen seiner Krankheit hätte er eben so wenig Schmerzen. Bey diesem Manne waren also nicht nur die Sehnen und Gelenkkapseln, denen man die Empfindlichkeit abspricht, sondern auch alle um selbige herum, und über und unter selbigen, und in den daran gelegenen Theilen liegenden Nerven, und die sonst höchst empfindliche Haue, die sich in der Geschwindigkeit so sehr ausdehnte, unempfindlich.

Und sind nicht auch die nur neuerlich und noch in diesem Kapitel erzehlten Fälle, besonders der von dem jungen Menschen, der mit Würmern geplagt war, hieher zu rechnen? Beweiset nicht seine geäußerte Heiterkeit, und der Mangel alles Kopfschmerzes bey einer so heftigen Entzündung der dünnen Hirnhaut, die man sich nicht stärker, noch im Umfange größer, denken kann, meinen Satz vollkommen?

Merkwürdig ist die Geschichte, welche Riverius als ein Augenzeuge derselben Cent. 3. n. 26. erzehlet: Ein Mann hatte nur am ersten Tage seiner Krankheit Kopfschmerzen, von da an aber bis zum dreyzehnten,

an welchem er starb, gar keinen: weil er den dritten Tag Fieber, Durst, eine trockne Zunge, und bis zum siebenten Tag solches Brechen bekam, daß sogar wirklicher Unflath dabey fortging, so schien nichts gewisser zu seyn, als daß er eine innere Entzündung haben mußte; da er aber nirgends über Schmerzen klagte, auch nach dem siebenten Tage viel Stuhlgang hatte, so wurde hiedurch offenbar der Verdacht der Entzündung aus dem Wege geräumt. „Bey der „Leichenöfnung fand man den Wickeldarm an drey „Orten verschlungen, und da, wo er zu Ende geht, „gleichsam in einen Klumpen verwandelt, und dieses „ganze Stück, nebst dem daran hangenden Gekröse, „hatte der kalte Brand so verderbet, daß es gebor„sten, uud der Unrath in den Bauch gefallen war.„

Wollte man sagen, der Brand wäre bereits am ersten Tage entstanden, weil seit der Zeit die Schmerzen aufgehört hätten, was könnte man wohl auf jene Fragen des Morgagni Ep. An. Med. 35. antworten? „Ist es glaublich, daß der Brand bereits am ersten Tage „entstanden, und daß dieser Mensch noch zwölf Tage „beym Brande gelebt habe? Und wenn der Brand „schon da war, woher entstand denn das Fieber und „die trockne Zunge, die vorher nicht zugegen „waren?„

Nur gedachter Morgagni führt Ep. 29. einen eben so merkwürdigen Fall von einem Patricius aus Bononien an, dessen Därme vom Magen an bis an den Mastdarm dergestalt entzündet waren, daß auch nicht der kleinste Fleck davon verschont worden war, und sagt hierbey: „Man möchte fragen, wie es zugegan„gen wäre, daß so übel beschaffene Därme und der „Magen dazu, nicht die heftigsten Schmerzen erre„get hätten, und die wahrscheinlichste Antwort, die „sich darauf geben ließe, wäre diese: können so oft,

„so leicht, und so viel Nerven gelähmt werden, so „läßt sich muthmaaßen, daß bey diesem Manne die„jenigen Nerven, welche zu den Därmen gehen, eben„falls gelähmt gewesen.„

Ferner erzehlt er Ep. 21 von einem Bauer, der an einer Quetschung in der rechten Seite geheilt worden war, und durch Völlerey in ein hitziges Fieber verfiel, woran er den achten Tag sterben mußte; die Aerzte hätten keine Zeichen der Entzündung im Unterleibe bemerket, und der Kranke nie über einige Schmerzen geklaget. „Bey der Leichenöfnung waren große Stücken „am Ende des Wickeldarms ringsherum schwarzroth, „und die Blutgefäße darinnen sahen so aus, als ob „sie mit rothem Wachs ausgespritzt wären; auch war „der Geruch so, wie er bey entzündeten Därmen ge„wöhnlich zu seyn pflegt.„

Ein alter Mann, welcher eine pleuritische Krankheit glücklich überstanden hatte, verfiel nochmals in eben diese Krankheit, und man spürte nicht das mindeste Zeichen von einer Entzündung der Därme an ihm, wiewohl sein Puls bis an das Ende seines Lebens pleuritisch war. „Er starb, und bey der Oef„nung äußerte sich jener heftige Gestank, der eine „Entzündung in den Därmen anzeiget, und große „Stücke der dünnen Därme sahen ringsherum „roth aus.„

Um mich aber ins kurze zu ziehen, so wird man bey Durchlesung der Briefe des Morgagni folgendes finden: 1) Daß es ziemlich starke Entzündungen gebe, wobey man gleichwohl kein heftiges Fieber bemerket; 2) daß es eben so starke Entzündungen ohne alles Fieber gebe; 3) daß es dergleichen zwar ohne Fieber, aber doch nicht ohne Schmerzen gebe; 4) daß es Entzündungen gebe mit Fieber, aber ohne

Schmerzen; 5) Daß man bey Leichenöfnungen die Därme nicht nur entzündet, sondern sogar im höchsten Grade entzündet, gefunden habe, ohne daß man bey Lebzeiten solcher Personen Fieber oder Schmerz bemerket hätte.

Daß bey den stärksten Entzündungen kein Fieber, und dennoch Schmerzen seyn können, erhellet nicht nur aus den Erzehlungen des Morgagni, welche er aus der Erfahrung vieler Aerzte gesammlet hat, sondern auch aus den Schriften des vortreflichen Simson, wobey der van Swieten im Comment. ad §. 371 des Boerhaave sagt: „Simson hat einen ungemein „heilsamen Rath gegeben, daß man sich nemlich nicht „verführen lassen solle, wenn kein Fieber da ist, „das Daseyn der Entzündung in Zweifel zu ziehen: „er versichert, er habe öfters fixe Schmerzen, ja so„gar unächte epidemische Brustentzündungen gesehen, „woran die Kranken ohne alles Fieber viele Monate „zugebracht, wenn man nicht sogleich Aderlässe und „andere der Entzündung steurende Mittel verordnete, „und die Krankheit dadurch hob.„

Sowohl die von Morgagni erzehlten Krankengeschichten, als auch die aus eigner Erfahrung angeführten Fälle überzeugen uns, daß der höchste Grad von Entzündung, ohne Empfindung eines Schmerzes, und ohne ein merkbares Fieber, gegenwärtig seyn könne: es findet sich aber unter allen diesen Geschichten nur ein einziger Fall, wo die Lähmung der Nerven für die Ursache der Abwesenheit der Schmerzen gehalten werden konnte, in allen übrigen findet dieses auf keine Weise statt.

Auch waren einzelne Fälle dieser Art dem Morgagni nicht mehr so auffallend gewesen, seitdem ihm seine Lehrer, Valsalva und Albertin, als er ihnen die

Geschichte eines auf diese Art verstorbenen jungen Menschen erzählte, zu erkennen gegeben hatten: dergleichen Fälle wären ihnen mehr als einmal vorgekommen; und letzterer hat ihm gelehret, aus was für Zeichen am Pulse, an der Beschaffenheit des Unterleibes und des Angesichts man solche versteckte innere Entzündungen gleichwohl wissen könne, und folgendes angegeben: „Ein kriechender und mehr schwacher Puls, „der bey aufmerksamer Beobachtung auch gewisser„maaßen ungleiche Schläge macht, ein gespannter „und harter Unterleib und ein gewisser Schmerz in „selbigem; eine ungewöhnliche Gesichtsbildung, wel„che aber nicht allemal gleich ist, denn bey einigen „sehen die Augen ganz starer und schreckhaft, bey an„dern bemerkt man um die Lippen, daß sie braun und „blau aussehen; dieses sind die Zeichen einer versteckten „Entzündung. Bisweilen aber findet man auch die „Zunge verdächtig, und der Kranke hat Durst: ich „habe diese Zeichen in dergleichen Fällen verschiedene„mal gefunden. So aufrichtig war er gegen mich, „wenn ich ihn um etwas fragte, und so gut unterrich„tete er mich. Und daß dieser sein Unterricht das „Siegel der Wahrheit hatte, habe ich sowohl in an„dern Fällen, als besonders bey dem Thomas Alliotti, „einem vornehmen und rechtschaffenen Manne, be„währt gefunden. Dieser war zuweilen mit Leibschmer„zen geplaget, und bey einem Anfalle davon, der nicht „so geschwind, als sonst, vergehen wollte, meldete „mir sein Arzt, der mich zugleich mit um Rath fragte, „weil ich Unpäßlichkeit halber ihn nicht selbst besuchen „konnte, daß sich verschiedene von den oben angege„benen Umständen bey ihm einfänden, und ich er„forschte durch mehrere an ihn gethane Fragen, daß „deren noch verschiedene andre sich auch schon äußer„ten, gab ihm also wider alles sein Erwarten zur Ant„wort: er sollte wieder zu dem Kranken hingehen,

„und wenn er fände, daß es sich mit ihm nur in et„was verschlimmert hätte, sollte er ihn sogleich vor „der ihm drohenden Gefahr warnen, und ihm anra„then, sein Haus zu bestellen. Was geschahe? Nach „wenigen Stunden verschlimmerten sich die Umstände „des Kranken sichtbarlich, er brachte seine Sachen „auf nunmehrige Vorstellung seines Arztes sogleich in „Ordnung, und noch in dieser Nacht verstarb er eines „plötzlichen Todes.„

Mit Fleiß habe ich diese etwas weitläuftige Stelle nicht abkürzen wollen, besonders denenjenigen zu Gefallen, die das herrliche Buch des Morgagni nicht selbst besitzen, welches doch eigentlich kein Arzt entbehren kann.

Aber es giebt außer den angeführten, und durch einzelne Bemerkungen gnüglich erwiesenen fünf ausserordentlichen Arten von innern Entzündungen, auch noch eine sechste, welche sich durch die §. 2. erzehlte Krankengeschichte, als besonders widernatürlich und sonderbar auszeichnet. Diese sechste Art von Entzündung, welche nicht nur außerordentlich heftig, sondern auch von einem ungewöhnlichen Umfange war, denn das ganze Darmfell, der Magen und die Därme waren auf die schrecklichste Art entzündet, ereignete sich unter den merkwürdigen Umständen, daß theils der Unterleib nicht im mindesten aufgetreten oder gespannt, theils offner Leib dabey war. Hier fehlte also eins von den vornehmsten Zeichen des Albertini, und auch das zweyte, welches viele Aerzte, als eines der wesentlichsten angeben, woran man innre Entzündung kennen und ihren Ausgang vorher bestimmen soll. Ich weiß keinen Fall weiter davon, als den uns Riverius von einem Rathsherrn erzehlet, wo gleichfalls vom siebenten bis zum dreyzehnten Tage flüßige Stühle erfolgten.

Aus diesen allen ziehen wir den Schluß, daß die Zeichen der Entzündung des Magens, der Därme, des Gekröses, des Zwergfelles und des Brustfelles oft so deutlich und sonnenklar sich äußern, daß wir ihr Daseyn kühnlich behaupten können; daß ein hoher Grad von hitzigen Fieber, heftiger Durst, gewaltige Schmerzen, Spannung und Auftreten des Unterleibes, Verstopfung, Brechen, und zwar anfangs nur von Speisen, Getränk und Arzeneyen, nachher aber auch von allen in den entzündeten Theilen befindlichen Feuchtigkeiten und Unreinigkeiten, öfters auch der heiße und kalte Brand derselben, uns die Art der Krankheit sichtbarlich anzeigen; daß es sich aber auch nicht selten zutrage, daß tödtliche Entzündungen der Därme, des Magens, Gekröses und Darmfelles da sind, und eines, oder mehrere, oder alle diese Zeichen mangeln: so daß sich auch in diesem Falle die Untrüglichkeit jenes weisen Ausspruchs des Hippokrates bestätiget, wenn er uns versichert: man sey in hitzigen Krankheiten nicht allemal im Stande, Leben oder Tod mit Gewißheit vorher zu sagen, vielmehr zeige es sich nur allzuoft, daß man sich hierinnen irren könne.

Des ersten Abschnittes viertes Kapitel.

Vom Wurmfieber.

§. 1. Die Zeichen der im menschlichen Körper sich aufhaltenden Würmer, deren mehr als sechszig erzehlet werden. Einige sind gewöhnlich, andre etwas seltner, andre ungemein selten. Bey dem Jünglinge, von dem hier geredet wird, waren nur wenig Zeichen zu spüren. No. 3) Wird erkläret, wie eine unächte Brustentzündung von Würmern und von allen Arten der Schmerzen in Därmen erreget werde. Bey unserm Kranken aber war es keine unächte, sondern eine wahre Brustentzündung, und es wird untersuchet, wie selbige entstanden sey, und gezeiget, daß diese nicht sowohl, als vielmehr die Würmer die Ursache seines Todes gewesen sind. No. 4) Von dem Husten solcher Personen, die Würmer haben, und bey dieser Gelegenheit wird von allen Arten von Husten, die ihren Sitz nicht in der Lunge haben, geredet. No. 12) Beschreibe ich die Augen solcher Leute, die Würmer haben, und unsers Kranken, weitläuftig. §. 2. Oft haben Personen Würmer, von denen wir es nicht glauben, und so umgekehrt: das aber ist falsch, daß man sie als den Grund aller Krankheiten angiebt. Diejenigen, welche dem Hippokrates eine solche Wurmpathologie andichten, werden widerlegt, und erklärt, was das Griechische τὸ ἕλμινθον und das Lateinische ferinum, belluinum, eigentlich nach dem Sprachgebrauch sagen will. Man findet Würmer im Körper, die keine Krankheiten erregen, sondern sonst woher in den Körper hineinkommen. Vier Jahrhunderte vor des Aristoteles Zeiten, der in dem irrigen Wahne stand, die Wür-

mer erzeugten sich durch die Fäulniß, hat Homer gewußt, daß die Fliegen ihre Eyergen in die Wunden legen, und so bald diese auskriechen, würden Würmer daraus, dieses lieset man deutlich Iliad. 19. Widerlegung der Hypothese, daß alle Krankheiten lebendige Ursachen haben sollen, und man sie nicht sicherer und geschwinder als durch Wurmarzeneyen kuriren könne. Welche Klugheitsregeln man beobachten solle, wenn man Schriften lieset, die davon handeln.

§. 1.

Wir verwunderten uns im ersten Kapitel §. 14. über den plötzlichen Tod des jungen Menschen, von dem nach und nach immerfort einige Würmer abgiengen, und wußten damals die wahre Ursache seines Todes noch nicht genau: wir wollen ihr aber nun weiter nachspüren. Um sowohl hiervon, als von der Krankheit und dem Tode dieses Jünglings etwas leidliches sagen zu können, wird es zuvörderst nöthig seyn, von den Zeichen der Würmer und der Natur des Wurmfiebers eins und das andre zu sagen.

Eigentlich sollte ich anfangs die Difinition der Krankheit geben, aber es giebt keine; und um eine schickliche zu machen, müssen wir alle diejenigen Zeichen angeben, deren Gegenwart uns andeutet, daß ein Mensch Würmer mit oder ohne Fieber habe. Dieses sollen denn folgende seyn:

1) Zu Wurmkrankheiten gesellet sich zuweilen ein kleines, oder wohl gar kein Fieber, und nur allerhand Umstände, welche Fehler in den ersten Wegen anzeigen; oder solche Zufälle, welche die Verbindung und Gemeinschaft des achten Paares mit dem großen Sympathetischen Nerven, und dieser Nerven

mit dem seniorium commune, woraus alle Nerven entspringen, wie sich aus den Zeichnungen des Eustach, Willisius, Vieußenius, Winslow, Haller, und Meckel deutlich ergiebet, verursachen und befördern muß: z. B. der Schlagfluß, die Schlafsucht, Lähmungen, halbseitige Schlagflüsse, Herzklopfen, Engbrüstigkeit, Ermattung und gänzliche Kraftlosigkeit, ein aussetzender, nachlassender, ungleicher oder ganz außenbleibender Puls, Sprachloßigkeit, Taubheit, Blindheit, Verzuckungen und die fallende Sucht und durch dergleichen Zufälle öfters der Tod.

2) Alle Arten von Würmern erzeugen Wechselfieber, anhaltende und oft bösartige Fieber.

3) Gleichergestalt eine Art von unordentlichen und hartnäckigen Wechselfiebern, die in Betracht der Symptomen denjenigen gleichkommen, welche bey anhaltenden Fiebern eintreten, wie ich kürzlich zeigen will.

Erstlich soll bey diesen Fiebern gleich von Anfange ein Kopfschmerz zugegen seyn, und wenn im Fortgange der Krankheit einige Zeichen der Krise sich einstellen, dann soll der Kopf schwer und wie betäubt seyn. Von dieser Regel ist unser Jüngling eine Ausnahme, dieser hatte die ganzen sieben und dreyßig Tage, so lange er im Krankenhauße war, und auch die letzten Tage vor seinem Ende weder Kopfschmerzen, noch eine Düsterheit, sondern beständig Heiterkeit und guten Muth, wiewohl die im höchsten Grad entzündete dünne Hirnhaut, welche doch nach dem einstimmigen Zeugniß aller Aerzte ungemein empfindlich ist, wenigstens in den letzten Tagen die heftigsten Kopfschmerzen und eine gewisse Betäubung und Düsterheit hätte verursachen sollen. Wir müssen also

in doppelter Rücksicht diesen Jüngling von der allgemeinen Regel ausnehmen.

Im zwölften Theile stehet die Geschichte einer Frau, die Würmer hatte; selbige klagte zwar beständig über eine gewisse Düsterheit, nie aber über Kopfschmerzen. Ich habe ganze Beschreibungen von Wurmepidemien gelesen, wo keines Fehlers am Kopfe Erwähnung geschiehet.

Zweytens findet man die Zunge solcher Personen oft mit einer braunen fettigen Rinde überzogen, und dabey riechet es ihnen aus dem Munde, und zwar so, daß die Umstehenden bald etwas fauliches, bald etwas säuerliches, in diesem Geruche empfinden. Auch hiervon war unser Jüngling eine Ausnahme, dessen Zunge sahe beständig, vornemlich aber die letzten Tage, so obenhin weiß war, daß man nicht eigentlich wußte, ob man sagen sollte, sie wäre weiß, oder natürlich rein, und üblen Geruch aus seinem Munde empfand man nie: Auch bey der obgedachten Frau fehlten beyde Zeichen.

Drittens wird unter die Zeichen von Würmern jener Seitenschmerz gerechnet, der dem pleuritischen nahe kommt, unbeständig ist, und herumzieht, er mag nun vom Anfange der Krankheit zugegen gewesen seyn, und um die Zeit der Krise aufhören, oder noch nach der Zeit fortdauren. Auch die ältern Aerzte erwähnen dieses Seitenschmerzes. Arätäus Cappador warnet uns in drey verschiedenen Stellen, die Pleuresie für keinen guten Umstand zu halten, wenn der Grund derselben im Unterleibe liegt, und zwar erstlich Acut. morb. caus. Lib. 2. Cap. 6. de Ileo. „Wenn die Krankheit im dicken Darme sitzt, „und der Schmerz bis an die obern Rippen herantritt, „dann bildet man sich ein, die Krankheit sey eine

„Pleuresie, denn auch solche Kranke haben Fieber.“ Zum andern eben daselbst Cap. 3. „Wenn zuweilen „ein etwas großer Stein im Nierenbecken liegt, dann „entstehen Lendenschmerzen in der Gegend der Lenden„muskeln, und steigen heran bis an die mittelsten „Rippen: viele lassen sich dadurch hintergehen, und „halten diesen Schmerz für pleuritisch. Und drittens „Lib. I. Cur. acut. cap. 10. de Pleuritide: Bey eini„gen äußert sich Schmerz und Entzündung, und es „hat den Anschein, als ob es ein Seitenschmerz wäre, „es zeiget aber nichts weiter an, als daß die Fehler „der innern Theile zunehmen.“ Ich führe diese Stellen hier an, nicht als ob Aretäus diesen Schmerz den Würmern schuld gäbe, sondern weil er bemerkt hat, daß es Schmerzen gebe, die pleuritische zu seyn scheinen, und ihrem Entstehungsgrund ganz wo anders, als in einer wahren Pleuresie haben.

Man findet aber in den ältern und neuern Schriften, z. B. beym Gabucini, Donatus, Etmüller und andern, ziemlich viel Bemerkungen, die Bonetus im Sepulcreto anatom. und Morgagni in seinen Briefen angeführt haben, wo Würmer im Magen oder in den Därmen Schmerzen erregten, die pleuritische zu seyn schienen. Was kann uns wohl deutlicher davon überzeugen, als jene Geschichte des Morgagni von einem jungen Menschen im Krankenhauße zu Bologna: „Dieser hatte Seitenstechen, Husten und alle „übrige Zeichen der Pleuresie, und klagte über nichts „weiter, als daß ihm beständig übel war, hierbey „verschlimmerte sich seine Krankheit nach solchen Mit„teln, die sonst bey der Pleuresie von gutem Nutzen „sind: endlich brach er mit Blute einen Spulwurm „weg, und sogleich fand er sich von allen seinen üblen „Zufällen befreyet.

Auch verdanken wir diesem großen Arzte einen Brief von dem vortreflichen Pedratti, seinem vorma-

ligen Mitschüler, über ein Wurmfieber, welches im Jahr 1705, als er in Ferrara praktizirte, daselbst herumgieng, und eine würkliche Pleureſie zu seyn schien. Alle die, welche zeitig genug Würmer wegbrachen, kamen davon, und man ließ daher alle Mittel wider die Pleureſie weg, und gab den Kranken in Zeiten ein Brechmittel, und dieſes allein rektete sie. Denn wiewohl das Oehl, das Queckſilber, die Myrrhen, das Korallenmoos u. d. g. eine Menge Würmer durch den Stuhl abführte, ſo vermehrten ſich gleichwohl die Schmerzen, und die Entzündung der obern Theile nach dem Lariren. Hier mögen die Würmer wohl den Magen am meiſten beſchwert haben.

Fragt man nun, wie Wurmkrankheiten eine Pleureſie vorſtellen können, ſo glaube ich, man kann das auf mehr als einerley Art erklären. Denn erſtlich liegt der queer über den Bauch laufende Theil des Grimmdarms öfters ſo hoch im Bauche oben, daß die Krümmung auf beyden Seiten bis an die neunte, achte, ſiebende, und ſechſte Rippe herangehet, und das bald auf einer, bald auf beyden Seiten: wie ich dieſes bey Leichenöffnungen ſehr oft gefunden, und meinen Zuhörern ſo oft gezeiget habe, daß es unnöthig iſt, hier weiter davon zu reden. Und wenn nun die Würmer in dem Darme ſo hoch oben befindlich ſind, und daſelbſt nagen und beißen, muß nicht der Kranke einen der Pleureſie ähnlichen Schmerz, ohne daß am Bruſtfelle der mindeſte Fehler iſt, empfinden? Denn der Sitz des Schmerzens iſt allernächſt am Bruſtfelle. Wird nicht beym Einathmen die mit Luft angefüllte Bruſt in dem Darme, der ſchon ſchmerzhaft wehe thut, noch größere Schmerzen verurſachen? Und es kann auch nicht fehlen, daß nicht bald ein kurzer Huſten darzu komme, weil dadurch das Ein- und Ausathmen in Unordnung gebracht wird.

2) Der Grimmdarm mag nun hoch oben oder tiefer unten liegen, so können die Würmer selbst Ursache seyn, daß ein dem pleuritischen ähnlicher Schmerz entstehet, der zwar anfangs ganz allein von Würmern herrühret, nachher aber bey einer wirklichen Entzündung der Brust und der darinnen liegenden Theile den Kranken tödtet. In dem angezogenen Briefe des Pedratti findet man die Leichenöffnung eines Mannes, der an dieser Krankheit, weil sie sehr heftig war und schnell um sich griff, gestorben war. „Seine Lungen, „heißt es, waren so aufgetreten, daß sie die ganze „Brusthöhle ausfüllten. Die Lunge auf der linken „Seite, wo er die Schmerzen gefühlt hatte, war „über und über entzündet, und sahe schwärzlich aus, „und überdem fand man unten ein weißliches dünnes „Eyter darinnen, und der Ort, wo es sas, sahe „einen Eytergeschwür ähnlich. Das Brustfell war „aller Orten entzündet, und bläulich, und hatte hin „und wieder rothe Flecke. Die Muskeln zwischen „den Rippen, besonders die innern auf der linken „Seite, waren so heftig entzündet, daß sie wie mit „Blut unterlaufen zu seyn schienen. Endlich hiengen „auch in den Herzkammern und in den benachbarten „großen Blut- und Pulsadern schwarze Blutklumpen, welche so fest, wie Polypen waren."

Es ist zwar nur eine einzige Leichenöffnung hier erzehlet, damit aber niemand etwa glauben möge, dieser Mann sey eben um diese Zeit an einer besondern Krankheit gestorben, die übrigen Wurmpatienten aber wären innerlich nicht also beschaffen gewesen, so faßt Morgagni nach seiner Gewohnheit, alles ins kurze zusammen, und sagt bey dieser Gelegenheit: „so viel ist „gewiß, daß da sowohl in Farnese, als in den nahe „gelegenen kleinern Städten, eine Menge Menschen, „die an der hier beschriebenen Krankheit gestorben wa-

„ren, geöffnet wurden, die Eingeweide des Unterlei-
„bes zwar bey einem so, bey dem andern wieder an-
„ders beschaffen waren, so wie es die besondern Um-
„stände eines jeden mit sich brachten, indem sie bey
„einigen skirrhös, bey andern verstopft oder sonst wi-
„dernatürlich beschaffen waren: vornemlich aber fand
„man den Magen von übler Beschaffenheit, aufge-
„trieben, wie eine Trommel, und voll fauler stinken-
„der Jauche; jedoch war bey allen in der Brusthöhle
„viel Fehlerhaftes zu sehen, und fast bey einem jeden
„sahe es darinnen eben so aus, wie bey diesem Manne,
„eben deswegen ist auch nur von diesem allein erzehlet
„worden, wie seine Brust inwendig beschaffen ge-
„wesen ist.“

Würfe man nun die Frage auf, wie es doch zu-gehe, daß das Brustfell und die in der Brusthöhle befindlichen Eingeweide sich in einem so hohen Grade entzünden können, da gleichwohl die Ursache der Krankheit im Darmkanal befindlich ist, so antwortet Morgagni darauf: „Um also zu zeigen, daß die Würmer „zuweilen solche Krankheiten erregen, welche ein Pleu-„risie zu seyn scheinen, die jedoch, sobald die Wür-„mer fortgeschaffet worden sind, verschwindet: daß „aber auch in der Folge zuweilen eine wahre Pleurisie „daraus entstehe, wenn der Reiz, den sie verursachen, „länger fortdauert, und dadurch nicht etwa eine Art „von Dünsten in die Brust hinaufsteiget, sondern an-„haltende krampfhafte Bewegungen in den Häuten sich „fortpflanzen, welche besonders das zähe dicke Blut in „den engern Gefäßen zurückhalten, habe ich für gut „befunden, diese Bemerkungen des Pedratti, wor-„aus sich dieses deutlich ergiebet, hier anzuführen, „und es auch durch selbst gemachte Erfahrungen zu „bekräftigen.„

Diese Muthmaaßung des Morgagni enthält wirklich eine sehr wahrscheinliche Auflösung dieser so wichtigen und schweren Frage, und der Grad der Wahrscheinlichkeit vergrößert sich durch ähnliche Bemerkungen; gleichwohl aber ist nicht alle Schwierigkeit gehoben, besonders aus dem Grunde, weil, wenn die krampfhaften Bewegungen (Crispaturae) der Häute der Därme, die das Nagen und den Reitz der Würmer verursachen, sich auch bis in die Brusthöhle ortpflanzten, und endlich den Umtrieb des Blutes, besonders des zähen und dicken in den engern Gefäßen hemmeten, die Kranken sich leidlicher befunden haben müßten, sobald die Würmer fortgetrieben gewesen wären: und im Gegentheil in der Nachricht von der Epidemie in Ferrara ausdrücklich stehet, daß der Schmerz und die Entzündung nicht aufgehöret, sondern die Kranken ums Leben gebracht hätten, wiewohl die Würmer nach dem Gebrauche Wurmtreibender Arzeneyen fortgeschaffet worden wären, und daß sogar die Umstände sich nachher verschlimmert hätten.

Sollten denn dergleichen Bewegungen der Häute, welche machten, daß sie sich entzündeten, von nichts andern als von Würmern im Magen entstanden seyn? Es haben ja doch nicht alle, die mit dem Leben davon gekommen sind, Würmer weggebrochen, und der junge Mensch, dessen Krankengeschichte Morgagni gleich vor derjenigen erzählet, welche den angeführten Fall von einem Jünglinge enthält, der, als er beym Blutbrechen einen Wurm mit weggebrochen hatte, sogleich Erleichterung seiner pleuritischen Schmerzen spürte; dieser erstere, sage ich, wurde von seiner Pleurisie befreyet, als er, nicht etwa einen Wurm, sondern ein Stück geronnenes Geblüte, einer Kastanien groß, das übel roch weggebrochen hatte.

Ich finde auch nirgends, daß die Wurmfieber mit Seitenstechen blos auf die Würmer im Magen eingeschränkt wären, sondern auch bey Würmern in Därmen finden sie statt. Auch darf man sich nicht einbilden, daß das Wurmtreibende Abführungsmittel etwa zu heftige Bewegungen in den Säften erreget habe, und daß dadurch die Entzündung vermehret worden sey; denn die aqua benedicta Rulandi, welche in eben dieser Epidemie verschiedenen Kranken eingegeben wurde, durchschüttelt den ganzen Körper, und besonders die Brust und das Brustfell weit heftiger, als eine solche unterwärts wirkende Laxanz. Ich kann mich aber in der That aus dieser verwickelten Sache nicht sogleich ganz herausfinden, und den Knoten auflösen.

So groß aber die Schwierigkeiten sind, die wir bey Erklärung solcher Fälle entdecken, so überführen uns selbige dennoch, daß in unserm Körper Entzündungen entstehen können, welche ihren Grund in Zufällen haben, deren Sitz weit von dem Orte, der sich entzündet, entfernt ist, und daß viel Menschen daran sterben können; auf was Art und Weise aber dieses geschehe, wie sie dahin gelangen, und warum sie, als wahre Entzündungen, länger dauern, und weiter um sich greifen, als sonst Entzündungen pflegen, das alles ist uns völlig unbekannt.

Wir haben schon oben untersuchet, ob unser Jüngling an Würmern, oder an der Entzündung gestorben sey, und uns schien das erstere wahrscheinlich. Denn bey seinem Leben war es zwar zweifelhaft, ob die Beugung des Grimmdarms, worinnen die Würmer, als die Ursache des Schmerzens, lagen, auf der rechten Seite, hoch oben läge, und der daselbst unten an der Brust sich äussernde Seitenschmerz

davon herrührte; bey der Oefnung aber zeigte sich sehr deutlich, daß dieses nicht so war, weil dieser Darm, und die Beugung desselben, viel weiter unten lag. Daß aber der unverhofte Tod desselben, und die damit verknüpften Zufälle, wahrscheinlicher Weise von Würmern, als von der Entzündung herrührten, läßt sich aus den oben angeführten Umständen sehr wahrscheinlich schließen. Jedoch wir wollen die Zeichen der Würmer und des Wurmfiebers nunmehr weiter verfolgen.

Viertens ist ein öfterer Husten, meist ohne Auswurf, in Verbindung und Gemeinschaft mit mehreren Zeichen, eine Anzeige von Würmern: wiewohl Galen in Comm. Epid. VI. etwas ruhmredig sagt: er habe mehr als tausendmal bemerket, daß Würmer ohne Husten im Magenmunde gesessen hätten. Wir haben gefunden, daß dieser Husten bald mäßig, bald heftig, bald häufig, bald selten, meist aber trocken ist, wo Würmer im Magen liegen, es mag ein Wurmfieber dabey seyn oder nicht. Galen schreibt bey den Worten des Hippokrates Epid. 6. „Tussis „ferina (θηριώδης βὴξ) maligna„ einige Ausleger verstünden darunter einen solchen trocknen Husten, den die Würmer, wenn sie herauf an den Magenmund körchen, erregten, „und, wenn ausgemacht „wäre, daß dieses sich in der That so befände, so „wäre diese Auslegung unstreitig richtig: er aber „wüßte, daß wohl tausendmal Würmer am Magen„munde gehangen hätten, und gleichwohl gar kein „Husten dabey gewesen wäre.„ Andere verstünden den Husten der Schwindsüchtigen darunter, weil bey selbigen die Nägel krumm würden, wie bey den wilden Thieren; noch andre hielten ihn für einen bösartigen Husten, und diesen scheint auch Galen am mi= sten beyzupflichten, und zu glauben, Hippokrates ver=

stehe darunter einen bösartigen gefährlichen Husten, von dem man sich weder eine Eytersammlung in einem Geschwüre, noch auch eine Kochung versprechen könne. S. den Charterius über diese Stelle, und Th. 9. S. 405 und 406. Uns kommt so ein Husten nicht wunderbar vor, da wir aus der Erfahrung wissen, daß er seinen Entstehungsgrund in gewissen Fehlern der Därme, und andrer von der Brust entfernten Theile habe.

Pfaff schreibt, N. A. N. C. Vol. 2. Obs. 12. ein Kranker habe bey der Entzündung und dem Brande in den Därmen einen so heftigen Husten gehabt, daß er Blut ausgespucket hätte. Albin erzehlet Acad. Adv. Lib. 2. Cap. 8. von einem Soldaten, der in dem Treffen bey Ramel eine solche Wunde in den Grimmdarm auf der linken Seite bekommen hatte, daß er zwanzig Jahr darauf ihm noch den daselbst entstandenen künstlichen After, und die ober- und unterwärts vorgefallene zottichte Haut des Darmes gezeiget hätte; das merkwürdigste dabey wäre das gewesen, daß er, so lange der Darm nicht herausfiel, und die Oefnung zu war, keinen Husten hatte, so bald aber das obere oder untere Stück, oder beyde vorfielen, und der After offen war, er oft und viel hustete. Er hat diesen Menschen zu mehreren malen untersuchet, und auf einer schönen Kupfertafel alles deutlich vorgestellet. Eine ähnliche Bemerkung habe ich im Jahr 1762 an einer Frau gemacht, bey der ein Darm, welches der Wickeldarm zu seyn schien, in den Weichen durch eine Eyterung, und durch den Bra[illegible] aufgesprungen war, und eine äusserlich sichtbare Oefnung hatte; diese plagte so lange, bis die Wunde anfieng zuzuheilen, ein beschwerlicher Husten. Wir sehen also aus so vielen Fällen, die uns selbst und andern vorgekommen sind, daß sowohl die Würmer, als auch Unreinigkeiten im Darmkanal einen Husten verursachen können.

Die praktischen Aerzte wissen aus der Erfahrung, daß es wirklich Magenhusten gebe, und daß sie, sobald der Magen wieder in gutem Stande ist, vergehen. Unter den verschiedenen Arten von Krampfhusten bey Kindern, erwachsenen und bejahrten Personen, die oft von einer entgegengesetzten Ursache herrühren, giebt es eine Art, die man mit einem oder etlichen zu rechter Zeit und unter gehöriger Vorsicht gegebenen Brechmitteln heben kann. Haben wir nicht ähnliche Bemerkungen von Husten, die ihre Entstehung einem Reitz in der Gebärmutter und in der Harnblase zuzuschreiben sind? Ich habe nie einen heftigern und anhaltendern Husten gesehen, als bey einer Kindbetterin, ich weiß aber auch nicht, daß irgend ein Husten geschwinder völlig gehoben worden ist, als dieser, sobald nämlich ein länglicher, schwieliger Körper aus ihrer Schaam herausgefallen war. S. Heilmethode Th. 7. Cap. 4. Unser Jüngling hatte die ersten neun Tage seiner Krankheit einen trocknen Husten, vom zehnten bis zum drey und zwanzigsten gar keinen, vom drey und zwanzigsten bis zum dreyßigsten nur selten, und vom dreyßigsten bis zum sieben und dreyßigsten Tage, an welchem er starb, wieder gar keinen Husten.

Fünftens ist auch ein unbeständiger, nachlassender und aussetzender Puls ein Zeichen von Würmern, und Solano hat ihn bey Würmern allezeit gefunden; ingleichen auch ein schwacher und gleichsam aussenbleibender Puls. Man findet in den Schriften der Aerzte alle diese Fehler des Pulses angemerkt. In dem Wurmfieber, welches der oben belobte Pedratti beschreibt, „war der Puls nicht wie in der Pleu„rise hart oder gespannt, sondern kriechend, klein „und ungleich.“ Auch bey unsern Kranken finden wir ihn zuweilen so, andremal aber bey Kindern und Er-

wachsenen völlig, oder ziemlich ordentlich, und im Gegentheil in andern Krankheiten, besonders wo die partes vitales und naturales leiden, eben so schlecht beschaffen, als bey Wurmpatienten. So wie ich aber meinen Zuhörern bereits seit siebzehn Jahren zu wiederholten malen eingepräget habe, daß sie von solchen Pulsarten keinen Schluß machen sollen, es müsse nothwendig eine Entzündung, oder Wassersucht, oder Schlagadergeschwulst in den edlen Theilen seyn, oder ein Fehler in den Eingeweiden des Unterleibes dergleichen widernatürliche Pulsarten veranlassen; hiewiederum aber auch nicht mit Gewißheit behaupten, die edlern Theile müßten vollkommen gesund und untadelhaft seyn, weil der Puls vollkommen gut wäre, und man in selbigem nicht den mindesten Fehler entdecken könnte: so warne ich sie auch, in Absicht auf die Würmer, keinen sichern Schluß aus dem Pulse zu machen, da die Erfahrung lehret, daß bey obgedachten Arten des Pulses bald Würmer da sind, bald fehlen, und sie sind nebst mir davon so fest überzeugt, daß sie an der Wahrheit dieser Bemerkung nicht den mindesten Zweifel hegen können. Man muß daher andre Zeichen zu Hülfe nehmen, und entweder mit dem Pulse zusammenhalten, oder ohne den Puls beurtheilen, um mit einiger Wahrscheinlichkeit dahinter zu kommen. Daß bey unserm Kranken ein Nest von Würmern vorhanden wäre, hätte kein Mensch aus dem Pulse schließen können, indem selbiger die Zeit über, da er dreymal hintereinander Entzündungsfieber hatte, hart, schnell, voll, gleich, und etlichemal nicht ganz frey war, in der Zwischenzeit aber meist vollkommen natürlich, oder mäßig schnell und gleich gieng, und nur die letztern Tage in Ansehung der Stärke der Schläge sowohl als der Zwischenzeit, oder in Ansehung beyder, etwas ungleich war, besonders wenn sich der Kranke bewegt hatte, oder sprach. In

demjenigen Wurmfieber, welches ich Th. 12. Kap. 2. und 3. weitläuftig beschrieben habe, haben meine Zuhörer nur eine kurze Zeit über, den Puls, der bey Würmern seyn soll, wahrgenommen.

Sechstens soll der symptomatische Schweiß solcher Personen, die Würmer haben, kalt seyn, in Menge fließen, und vor selbigen kein Schauer sich einstellen, doch so, daß bisweilen unordentliche Schweiße darzwischen kommen; endlich soll er säuerlich und zugleich faul riechen. In der Epidemie zu Ferrara hatte man diese Schweiße nicht bemerket. Weder bey unserm Jünglinge, noch bey andern nicht wenigen Kranken, die uns zu Gesichte gekommen sind, haben wir je solche Schweiße gesehen, und sie sind daher kein sicheres Zeichen.

Siebentens sind nebst den Schweißen auch Hautausschläge, besonders solche, die mit den Peteschen, oder mit der Rose eine Aehnlichkeit haben, Zeichen der Würmer. Aber weder unsere Kranken, noch die zu Ferrara am Wurmfieber lagen, noch sonst irgend jemand, der in unsrem Krankenhauße das Wurmfieber gehabt hat, haben solche Ausschläge oder Friesel gehabt.

Achtens soll der Stuhlgang schleimigt, stückweise fortgehend, faserich seyn, und wenn er so ist, Erleichterung verschaffen: natürlicher und ordentlich gekochter Stuhlgang hingegen die Zufälle verschlimmern, Versetzungen nach dem Kopfe, und heftige Recidive machen. Nach andern soll er Ruhrartig, blutstriemig, verstopft und Stuhlzwang dabey seyn. Das sechste Buch des Peter Forest verdienet hierüber nachgelesen zu werden, weil theils eine von Würmern herrührende Epidemie darinnen beschrieben ist, theils die verschiedenen Zufälle angeführt sind, welche dieser oder

jener Kranke hatte, und bey dem einen so, bey dem andern wieder anders ausfielen. Der junge Mensch in unserm Krankenhauße hatte lange Zeit solche Stühle, die erleichternd seyn sollen, und mußte doch sterben. In der Epidemie zu Ferrara bemerkte man, daß nach jedem Stuhlgang, wobey eine Menge Würmer mit abgiengen, die Entzündung sich vermehrte.

Neuntens rechnet man darunter einen leimigen, gequirlten, unbeständigen Urin, der sich bald zeitig, bald später setzt, meist weißen oder weißgelbligen Bodensatz macht. Oft trift dieses zwar ein, oft aber auch nicht. Auch findet man in vielen Büchern die Beschaffenheit des Urins gar nicht erwähnt, und entweder es ist gar nicht daran gedacht, wie beym Pedratti, oder nur obenhin, und selten etwas davon gesagt, wie beym Peter Forest. Wie wenig man mit Zuverläßigkeit auf dieses Zeichen bauen könne, ergiebet sich an unserm Jünglinge und aus der Th. 12 erzehlten Krankengeschichte. Dann was einer oder der andre Arzt bey einzelnen Kranken oder in einer ganzen Epidemie bemerkt hat, trift deswegen nicht in allen ähnlichen Krankheiten ein.

Zehntens sollen abwechselnd bald in der Seite, bald im Unterleibe Schmerzen sich äußern, die oft heftig und krampfhaft sind. Diese Bemerkung trift bey vielen solchen Personen ein; man weiß auch, daß sie Hüftschmerzen gehabt haben, viele zwar nicht, und bey uns noch niemand.

Eilftens giebt man als ein Zeichen der Würmer an, das Gesicht sähe braun und blau aus, besonders unter dem Auge, in dem schlaffen Zellgewebe: dieses hat auch bey unsern Kranken oft eingetroffen, oft aber ist auch nichts davon zu sehen gewesen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0293
DFG

Zwölftens giebt man in Büchern einen gewissen Glanz und ein trübes düsters Wesen in den Augen an, und sie sollen wie eingefallen seyn. Das Weiße in den Augen soll bläulicht sehen, das Gesicht nicht so scharf, als sonst, und der Augapfel bald kleiner bald größer, als gewöhnlich seyn, ja manche sogar blind worden. Wiewohl diese Zeichen oft trügen, so können wir doch nicht leugnen, daß sie auch nicht selten wirklich da sind. Wenn wir diejenige Beschreibung vom sechsten Nervenpaar, die der große Winslow, und woran er über zwanzig Jahr gearbeitet hat, für wahr annehmen; wenn wir die unverdrossenen Bemühungen und die deswegen angestellten Versuche jenes berühmten Pariser Arztes, Petit, für gut und richtig halten, so haben wir gute und triftige Gründe, diese Erscheinungen auszulegen. S. Heilmethode Th. 3. Kap. 2. und Th. 10. Kap. 1.

Alle daselbst angegebenen Versuche und Gründe beweisen, daß die große sympathische Nerve zwischen den Rippen nicht aus dem Gehirn im Kopfe, wie die übrigen, entspringe, wiewohl dieses die allgemein angenommene Meynung ist, und auch auf allen Kupfern angegeben wird: sondern vielmehr aus den Nervenknoten, deren oben von dem ersten Wirbelbeinen an bis zum untersten eine ziemliche Anzahl sind, und welche gleichsam so viel kleine Gehirne ausmachen; aus diesen allen entspringen die Aeste des Nerven zwischen den Rippen oder des großen Sympathetischen Nerven, und zwar aus jedem Nervenknoten ein Ast.

So wie uns dieses Gelegenheit gab, die Erscheinungen und Zufälle bey der Kolik von Poitou besser zu erklären, als man vormals im Stande war, da man sie zwar mit Erstaunen bemerkte, ihren Grund und Zusammenhang aber nicht einsehen konnte: so öfnet es uns auch jetzt bey den Wurmkrankheiten die

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0294
DFG

Augen, und wir wissen, wie es zugeht, daß allerhand krampfhafte Zufälle der Brust und der Nerven im Kopfe sowohl, als an allen übrigen Theilen des Körpers, und ganz außerordentliche, oft einander entgegengesetzte und schreckliche Uebel von diesen schlimmen Gästen entstehen. Wir können nun besser erklären, woher das Zusammenschnüren des Halses, die Sprachlosigkeit, der Krampf oder die Lähmung der Zunge, das Knirschen mit den Zähnen, das Jücken der Nase, die Ausschläge und Blütgen an den Lippen, der nüchterne Speigelfluß des Morgens, die Verkleinerung und die noch öfter vorkommende Erweiterung des Augapfels, der Glanz, das Einfallen und die Düsterheit der Augen, die Dunkelheit derselben, die Blindheit und alle am Kopfe und den Werkzeugen der Sinne vorkommende Uebel, entstehen. Denn alles dieses trift man bey solchen Personen, die Würmer haben, an, bey dem einen das, bey dem andern jenes, und man merkt es solchen Personen bald an den Augen, bald an dem Munde, an der Nase und an den Zähnen an. Bey unserm Jünglinge wurden beym ersten Recidiv, und kurz vor seinem Ende, die Augapfel so groß, daß man vor ihm erschrack, und unter andern sagt uns auch der vortrefliche Monro, daß dieses Zeichen bey den meisten Wurmpatienten vorkomme, und uns von der wirklichen Gegenwart der Würmer überzeuge. Auch ist eins der gewöhnlichsten Zeichen, daß das Weiße im Auge ganz braun und blau aussiehet.

Dreyzehntens zählet man unter die Anzeigen der Würmer die Zuckungen, die fallende Sucht, die Schlagflüsse, die Lähmungen, die eigentliche und die wachende Schlafsucht (Coma somnolentum et vigil.) die Betäubung, die Staarsucht, die Ohnmachten, das Zähnknirschen, das Nasenbluten, das Sausen

und Brausen vor den Ohren, u. s. f. Wie man alle diese Zufälle nach dem System eines Winslov und Petit mit den Würmern zusammenreimen, und gründlich erklären könne, habe ich so eben erst gezeiget. Gleichwohl ist auch nicht zu leugnen, daß oft viele, ja alle diese Zufälle nicht erscheinen, wenn man gleich zuverläßig überzeugt ist, daß Würmer in dem Körper sind.

Vierzehntens rechnet man gleichfalls verschiedene andre Vorfälle hierunter Dergleichen sind das Uebelseyn und ein gewisser Eckel, der Speigelfluß, das Fressen und Prickeln im Magen, das Aufstoßen, die Blähungen, die Empfindung einer gewissen Schwere, das Brechen, der Mangel des Appetits, der Heißhunger, der oft sehr stark ist, bald aber wieder verschwindet, Härte, Aufblähung und Schneiden im Unterleibe, Verstopfung, Hartleibigkeit, Durchfall, Ruhr, schleimige, mit Blut oder Fasern vermischte Stühle, ingleichen das schmerzhafte Harnen, die Harnstrenge; die Verhaltung des Harns. Bald sind alle diese Zeichen, bald nur einige derselben bey diesem, bey jenem wieder andre, bald auf diese, bald auf jene Weise, zu spüren, und es ist nicht schwer, zu erklären, wie dieses zugehe.

Funfzehntens ist in den Schriften der Aerzte ein gewisses Aufschwellen der Gelenke, besonders des Daumes und der Finger als ein Zeichen der Würmer angegeben: ich selbst habe es vielmals gefunden, doch nicht nur bey solchen Personen, die Würmer hatten, sondern auch bey andern Kranken. Vermuthlich redet Hippokrates in seiner dunklen Stelle Coac. n. 467. davon, die ich hier ganz hersetzen will:

Ἐν λειεντερικοῖσι μετὰ Θηρίων ὀθύναι στρόφω λυόμεναι, τὰ περὶ ἄρθρα μετεωρίζουσιν. ἘΚ τοιού-

τῶν λέπια ἐξέρυθρα φλύκται ἔμενα. Ἐφιδρώσαντες οὗτοι διαφθείρονται, ὅια μάσιξιν.

Das Wort θηρίον, θηριώδης muß entweder die Würmer, oder die Bösartigkeit der Krankheit und des Geschwüres bedeuten, und Hippokrates scheinet in vielen Stellen beydes darunter verstanden zu haben. Man lese davon den Foesius in seiner Oeconomia Hippocratis nach.

Wollen wir obige Stelle von Würmern verstehen, so müssen wir den ersten Theil derselben nach Charters Auslegung also übersetzen: „Personen, welche den „Bauchfluß haben, empfinden von den Würmern „Schmerzen, die sich durch Grimmen lösen, und um „die Gelenke zeiget sich Geschwulst.“ Auch Foesius erkläret in dieser Stelle und ad n. 285. und Epid. 2. das Wort στροφοὶ von solchem Bauchgrimmen, welches zuweilen von Würmern entstehe. Nehmen wir an, Hippokrates rede hier von Würmern, so finden wir zwey Zeichen von ihm angemerkt, welche sich bey Personen, die Würmer haben, zuweilen äußern: nemlich theils herumziehende oder langwierige oder anhaltende Schmerzen in den Gelenken der Finger, theils Blütgen und Ausschläge der Haut; auch van Swieten hat in Comm. ad. §. 1364. diese Bemerkung gemacht.

Rechnet man endlich hierzu noch, daß die Wurmkrankheiten im Herbst am meisten zum Vorschein kommen, daß sich das Wurmfieber gegen Abend zu vermehren pfleget, daß ein besondrer übler Geruch aus dem Munde, ein übelriechender Schweiß und Stuhl die Würmer verrathe, daß endlich der Unterleib bald hart, bald wie eine Trommel gespannt ist, so findet man in diesen funfzehn Abschnitten über sechszig Zeichen der Würmer im menschlichen Körper.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0297
DFG

§. 2.

Um hierüber im allgemeinen unsre Meynung zu sagen, so gestehen wir erstlich aufrichtig mit allen geübten praktischen Aerzten, daß so wie wir uns nicht irren können, und gewiß wissen, daß Würmer zugegen sind, wenn wir viele der hier angegebenen Zeichen derselben und der Wurmfieber bey einem Kranken finden, und zusammenhalten: es sich gleichwohl nicht selten zutrage, daß theils gar keine, theils nur wenige Zeichen sich offenbaren, und diese mit Zufällen von andern Krankheiten so vermischt sind, und so verworren und versteckt sich äußern, daß wir gar nicht wissen können, ob der Kranke Würmer habe: und daß endlich oft von den ietzt mühsam angegebenen Zeichen viele oder wenige uns auf den Gedanken bringen, daß Würmer die Ursache der Krankheit seyn, und wir uns dennoch völlig irren.

2) Daß die Würmer viel öfter, als man glaubt, die Ursache hitziger und langwieriger Krankheiten sind, so daß der Arzt dem Kranken so lange entweder nicht hilft, oder wohl gar schadet, bis er entweder selbst, oder der Arzt, der nach ihm darzu kommt, Mittel wider die Würmer giebt.

3) Das viele Aerzte den Grund der Krankheiten öfter in Würmern suchen, als er eigentlich darin zu suchen ist, und eine ganze Wurmpathologie errichten, dergleichen waren, wie uns Lancisi erzehlet, in den ersten Jahrhunderten Varro, Columella und Palladius, und als man an diese gar nicht mehr dachte, und ihr System vergessen hatte, suchten es Athanasius Kircher, ein gelehrter Jesuit, Nicolaus Hartsöcker, ein scharfsinniger Weltweise, und unter den Aerzten Christian Lange, ein Professor in Leipzig in Op. omn. die im Jahr 1688 herausgekommen sind, sowohl in der Abhandlung von den Masern, als in

seiner sogenannten Pathologia animata, und E. F. Paullini in den Buche de morte verminosa 1703 wieder empor zu bringen. Alle diese haben sich bemühet, die Wurmpathologie allgemein zu machen, und den Grund aller oder doch der meisten Krankheiten auf die Würmer zu schieben; und behaupten mit ziemlicher Dreistigkeit, die Alten hätten die Würmer für die Ursache fast aller Krankheiten gehalten, und in den folgenden Zeitaltern hätte man auch beynahe keine andern angegeben.

Trift es hier nicht ein: daß derjenige, der zu viel beweiset, nichts beweiset? Wir wollen erst ihre Gründe nach der Reihe durchgehen, und dann mag ein jeder eine Meynung, die ihm die beste scheint, sich wählen.

Wir fangen vom Hippokrates an. Von diesem sagen sie, er sey einer der größten Wurmpathologen. Ob dieses wirklich andem sey, wollen wir jezt genauer prüfen. Der Zusammenhang und die Vergleichung der meisten Stellen mit einander zeiget uns, daß er unter τὸ θηρίον nicht die Würmer verstanden habe. Die Ausdrücke; θηρίον, θηριώδες, θηρία, θηριωδης βὴξ, θηριώδεες παρακρούσιες, θηριωδεες νουσέοντες, θηριώδης διαίτη, θηριώδες φθινόπωρον, τὰ εμούμενα επὶ τούτοισι, καὶ θηριώδια, θηριώδης παραφροσυνή, ἕλκος θηριώδες u. s. f. kommen im Hippokrates oft vor, in den meisten Stellen aber scheinet er darunter die Würmer nicht zu verstehen. Denn wenn wir zuvörderst seinen getreuesten Ausleger, den Galen, darüber zu Rathe ziehen, so ist unter allen kaum eine oder ein paar Stellen, wo dieser glaubt, daß er unter τὸ θηρίον die Würmer verstehe. Ich will meinen Lesern nicht durch eine langweilige Anführung aller einzelen Stellen beschwerlich fallen, wer aber nebst mir den Galen hierbey allenthalben nachschlägt, besonders in den Commentarien über Sect. 2. Lib. 2.

Epid. und Coac. n. 467. der wird finden, daß ich nichts behaupte, als was wahr ist.

Ferner führet Galen bey den meisten dieser Stellen die verschiedenen Meynungen der Ausleger und Aerzte, und unter diesen auch die an, daß man Würmer darunter verstehen müsse, er sagt das letztere aber entweder blos in Vorbeygehen, oder bekräftiget es, welches nicht oft der Fall ist, oder verwirft und widerleget es.

Ueberdieses hat man Ursache zu zweifeln, ob Hippokrates auch nur an die Würmer gedacht habe, wenn er in so vielen Stellen der Worte τὸ θηρίον u. d. g. sich bedient. Hoffentlich werden viele nebst mir zweifeln, wenn sie lesen und bedenken werden, daß er allenthalben, wo er eigentlich von den Würmern redet, nicht das Wort τὸ θηρίον, sondern das rechte Wort ἕλμινθας braucht, und die Würmer in runde, platte oder Bandwürmer, und Maden, nach dem Grundtexte in στρογγύλας, πλατείας oder ταινίας und ἀσκαρίδας eintheilet, S. B. 4. von Krankheiten B. 3. Aph. n. 26. Libr. Prognost. Coac. Praenot. u. s. f.

Denn in diesen Stellen, wo er ausdrücklich von den Würmern handelt, bedient er sich nicht des Wortes θηρία, sondern Würmer, und beschreibt die Gattungen derselben einzeln. Wo er aber θηρίον u. d. g. setzt, braucht er weder das allgemeine Wort der Würmer, und gedenket eben so wenig einiger Gattungen derselben, noch auch der eigenen oder allgemeinen Zufälle bey Würmern. Eben deswegen sagt auch Galen und alle Schriftsteller und Ausleger, die seiner Meynung sind, daß es wahrscheinlich sey, Hippokrates rede in diesen Stellen von ganz andern Krankheiten, als von solchen, daran die Würmer schuld wären: dahingegen bediene er sich deutlicherer Ausdrücke,

wenn er wirklich Wurmkrankheiten darunter verstanden wissen wolle, und erkläre, von welcher Art von Würmern dieser oder jener besondere Zufall entstehe.

Dieser Beweis scheinet so bündig und überzeugend zu seyn, daß wir, ohne gründliche Widerlegung desselben, nicht leicht werden zugeben können, daß diejenigen recht haben, welche unter dem Worte Ἕλμινθες etwas Lebendiges verstanden wissen wollen. Dieses Wort kann daher in weitläuftigem Verstande zwar Insekten im menschlichen Körper bedeuten, im genauen Verstande aber bedeutet es nie Würmer, und da, wo Hippokrates wirklich von Würmern redet, brauchet er es nie. Hippokrates hat also nach dem Sprachgebrauch der Alten, mit dem Worte Ἕλμινθες nichts anders ausdrücken wollen, als was die Lateiner ferinum, belluinum nennen: denn wenn diese Worte von wilden Thieren, feris, belluis gebraucht werden, so sind sie freylich buchstäblich zu verstehen, keinesweges aber, wenn sie im metaphorischen Sinne gebraucht werden, wo vielmals ganz andre Dinge dadurch angezeiget werden. Wenn z. B. A. Gellius 19. 2. von Menschen sagt, daß sie sich viehischen Wollüsten ergeben hätten, und in dieser Stelle die Wollüste ferinas nennt, wenn Ovid. Trist. V. eleg. 12 sagt: Omnia barbariae loca sunt, vocisque ferinae. Wenn Seneca im Tractat de Clementia von der ferina hominum rabie redet, die sich über das Unglück und Wunden anderer freuen: so muß man das Thierische metaphorisch verstehen.

Aus dem Aristoteles erhellet sogar, daß auch die Griechen es in solchem Verstande genommen haben, denn er zeigt im ganzen ersten Kapitel des siebenten Buchs der Sittenlehre, daß das τὸ θηριῶδες der Ge-

gensatz von ἡρῳϊκὸν und θεῖον sey, und braucht es in diesem Verstande in dem einzigen Kapitel zu vier verschiedenen malen; endlich sagt er noch: „solchen „Menschen, welche lasterhafter sind, als die übrigen, „geben wir den häßlichen Namen der Thierischen und „Wilden.„ Im fünften Buche bedient er sich ähnlicher Ausdrücke, und selbst Cicero legt die griechischen Worte desselben: τῷ ἀνωδύνῳ θηριῶσθαι τὸ σῶμα καὶ τὴν ψυχὴν so aus: „in ihrem Herzen sey Unmenschlichkeit und thierisches Wesen, und in ihrem „Körper Unempfindlichkeit.„ Aretäus Cappador, der viele Ausdrücke, und besonders Jonische Redensarten des Hippokrates gebrauchet, bedienet sich in seinen ganzen Werken des Wortes θηρίον, nur ein einziges mal, und wahrhaftig nicht in dem Verstande, daß es so viel als Würmer heißen sollte, da er nirgends ein Wort davon hat, sondern so, wie es die griechischen Schriftsteller, Hippokrates selbst, und die Lateiner das Wort ferinum nehmen, wenn er sagt: ὠρέων τὸ θηριῶδες μετοπωρον. Zu Ende des Cap. 14. Lib. I. Diat. morb. von der Milz; hier hat es ihm gewiß nicht einfallen können, an die Würmer zu denken, sondern er will sagen, der Herbst sey solchen Personen, die an einer Auszehrung, welche ihren Grund in der Milz habe, krank sind, gefährlich, unglücklich, und vergrößere ihre Noth.

Wir sehen also, daß Hippokrates zwar hin und wieder von Würmern handelt, aber weit seltener, als diejenigen Aerzte, welche Freunde von der Wurmpathologie sind, behaupten.

Galen scheinet mehr Wurmpatienten, als Hippokrates gesehen zu haben, wie man aus der oben angezogenen Stelle wahrscheinlich schließen sollte, und widerspricht jedoch in vielen Stellen denenjenigen, welche

vorgeben, Hippokrates verstehe unter dem τὰ ἔγκεα die Würmer. Aretäus hat dieses Wort in seinen Schriften nur ein einziges mal, hat aber nicht den Gedanken der Würmer dabey, wie er denn unter allen Aerzten, deren Schriften wir noch besitzen, überhaupt das wenigste von Würmern sagt, und bey Erzählung der Ursachen aller möglichen Krankheiten nicht einmal an die Würmer denkt, worüber man sich um so mehr wundern muß, da er nicht nur von den Krankheiten in Jonien und andern griechischen Ländern, sondern auch Egypten, Syrien, besonders in Caeloſyrien schreibt: es müßte denn unter den Werken, die nicht bis auf unsre Zeiten gekommen sind, eine Beschreibung der Wurmkrankheiten gewesen seyn: so viel man aber aus den Schriften von ihm, die wir noch besitzen, schließen kann, so hat er in seiner Praxis weder Würmer noch Krankheiten, deren Ursprung er den Würmern schuld gäbe, gesehen.

Meines Erachtens wird dieses hinlänglich seyn, diejenigen, welche sich bey ihrer Wurmpathologie auf die alten Aerzte berufen, und diese für die Urheber und Gönner derselben ausgeben, aus den Schriften der größesten unter den Aerzten des Alterthums, des Hippokrates, Galens und Aretäus völlig zu widerlegen.

Nun ist es ihre eigene Sache, ihren Satz durch überzeugende, öftere und in die Sinne fallende Versuche zu beweisen. Sie haben zwar bewiesen, daß eine thierische Kraft in vielen hitzigen und langwierigen Krankheiten sich äussere, und haben den Beyfall des Volks öfters auf ihrer Seite gehabt. Bey Hautkrankheiten, bey Krankheiten, die ihren Sitz unter der Haut haben, bey Geschwüren verschiedener Art und an verschiedenen Orten, und in den

darinnen enthaltenen mancherley Unreinigkeiten, haben sie viele Gattungen von Würmern und Insekten mit Augen gesehen; folgt denn aber daraus, daß die Würmer und Insekten alle und jede Arten von Krankheiten erzeugen? Wir lesen in den Schriften der Alten von Krankheiten, die wirklich von Würmern herrührten, wir lesen ihre Behandlung, aber alles dieses bestätiget die Wurmpathologie der Neuern noch nicht: Haben sie bey der Krätze und in Geschwüren Insekten gefunden, so haben sie selbige für Folgen, nicht aber für Ursachen der Krankheit gehalten.

Achilles wuste, daß sich in den Wunden Würmer erzeugten, die ihre Eyergen hineinlegen, und deswegen bedeckte er auch den Leichnam des ermordeten Patrocles mit seinem Mantel, bis man ihn von da wegschaffen und zur Erde bestatten könnte, wie Homer Iliad. 19. sagt:

— Μῆτερ Ἐμὴ — —
— — — ἀλλὰ μάλ' αἰνῶς
Δείδω, μή μοι τόφρα Μενοιτίου ἄλκιμον υἱῶν
Μῦιαι, καδδῦσαι κατὰ χαλκοτύπους ὠτειλὰς
Εὐλὰς ἐγγείνωνται, ἀεικίσσωσι δὲ νεκρὸν
Ἐκ δ' αἰὼν πέφαται, κατὰ δὲ χρόα πάντα σαπείη.

„Meine liebe Mutter, ich befürchte gar sehr, die „Fliegen, welche sich in die Wunden setzen möchten, „dürften in selbigen Würmer erzeugen, und den Leich„nam verunehren; denn nach dem Tode gehet alles „leicht in die Fäulniß *).„

*) Die natürliche Historie scheint zu Homers Zeiten viel vollkommener, als zu den Zeiten des Aristoteles gewesen zu seyn; denn der letzte glaubt, die Würmer erzeugen sich aus der Fäulniß, und der erstere, sie entstehen aus Eyern der Insekten. Allerdings steigen und verbreiten sich die Wissenschaften nicht allemal durch die Länge der

Wir sehen hieraus, daß sich nicht nur in den offenen Wunden der Leichname, sondern auch in den Geschwüren lebendiger Personen auf diese Art Würmer erzeugen. Ist aber dadurch erwiesen, daß in dem Geschwüre an und für sich selbst Würmer entstehen? Oft hat man mit bloßen Augen so wohl, als durchs Vergrößerungsglas, deutlich gesehen, daß Insekten bey Hautkrankheiten zugegen waren, wie oft aber kann man auch mit Luchsaugen nicht das geringste davon entdecken, wenn man auch dafür eingenommen ist, und sie immer in Gedanken zu sehen wünscht? Und kann man denn das allgemein behaupten, was man zwar zuweilen, oft aber wiederum nicht findet? Ist so eine Theorie wohl richtig, und ist der wohl weise, der sie annimmt?

Man sagt aber, alle Krankheiten, innerliche und äußerliche, langwierige und hitzige, könnten nicht sicherer, nicht geschwinder und nicht richtiger kurirt werden, als durch solche Arzneyen, welche, wie uns die Erfahrung gelehrt hat, die Würmer abtreiben und tödten. Und wenn wir dieses auch zugeben wollten,

Zeit. Homer hat ziemlich vier Jahrhunderte vor dem Aristoteles gelebt, und ist hierinnen weiser, als er gewesen. Darüber müssen wir uns um desto mehr wundern, da Homer bey den Griechen in so großen Ruhm und Ansehen stund, daß sieben Städte sich um die Ehre seines Geburtsortes stritten, und die Schriftsteller damaliger Zeiten ihre Werke allenthalben mit Versen aus dem Homer schmückten. Auch finden wir diese irrige Meynung des Aristoteles zu unserm Erstaunen im Galen, da dieser doch in seinen Kommentarien und Streitschriften zu wiederholten malen Sprüche aus dem Homer anführt. Fand vielleicht Galen in jener Meynung des Achilles oder Homer von Erzeugung der Würmer, welche doch auch die Göttinn Thetis in ihrer Antwort bekräftigt, nicht so viel Aufklärung für die natürliche Geschichte, als in der vom Aristoteles erfundenen, daß nämlich die Fäulniß die Entstehungsursache der Würmer sey?

so würde gleichwohl die Meynung dieser Wurmliebhaber dadurch weder erwiesen noch bekräftiget: denn wenn auch die Säfte von seifenhaften Kräutern und Früchten, die langweilige Melancholie eben so gut, als die schnell um sich greifende Entzündung kuriren: kann man deswegen sagen, daß die beyden einander gerade entgegengesetzten Ursachen dieser Krankheiten, da die eine von scharfen, beißenden Säften, die so zähe als Pech, so dicke wie Leim, kalter Natur, und von langsamer oder fast gar keiner Bewegung sind; die andern aber von Säften, die durch die heftigste Hitze und Bewegung verdickt und verstopft sind, herrühret, einerley sind? Kann man deswegen, weil der Stahl und die Stahlwasser bey einer Weibesperson den zu heftigen Abgang der monatlichen Reinigung hemmen, bey der andern den zu sparsam befördern und vermehren, sagen, beyde Zufälle, die doch unendlich verschiedene Ursachen haben, müssen nothwendig von einerley Ursache entstehen, weil ein, und eben dasselbe Mittel in beyden dienlich ist? Wenn das wahr wäre, so würde in Zukunft die Spannung und Erschlaffung der Gefäße, die Verdickung und Verdünnung der Säfte, die Schärfe und Verschleimung derselben einerley seyn müssen. Die Fieberrinde beschleunigt die träge Bewegung der Säfte, und verringert den ungestümen Umtrieb derselben: ist denn deswegen die zu große Trägheit und Langsamkeit, und die zu große Geschwindigkeit der Bewegung unsers Blutes eins?

Man erwiedert hierauf, in den innersten und verborgensten Theilen der Menschen liegen Insekten von verschiedenen Arten, und von ganz verschiedenen Eigenschaften verborgen, und diese verursachten dann die verschiedenen Krankheiten, welche einander gerade entgegen gesetzt sind; es giebt solche, die unsre Säfte

verdünnen, und solche, die sie verdicken; einige, die die festen Theile schlaffer machen und anspannen; manche erregen einen schnellen Umtrieb der Säfte, andre unterdrücken dargegen den Umlauf derselben und hemmen ihn; einige wirken auf diesen Theil des Menschen, andre wieder auf einen andern, u. s. f. Und wenn wir auch alles dieses zugeben, so wird man doch, meines Erachtens, nicht glauben können, daß der Schwefel, das Queckſilber, das Zinn, der Toback, die bitteren Arzneyen, und die übrigen Wurmtreibenden Mittel, welche die Würmer entweder forttreiben oder tödten, so wesentlich verschiedene Krankheiten, die von Insekten entstanden seyn sollen, sogleich dadurch zu heben im Stande seyn, weil sie den Grund derselben heben sollen. Und das müste doch nothwendig daraus folgen, wenn die eigentlich so genannten Wurmtreibenden und tödtenden Mittel in allen Krankheiten eben die Wirkung thäten, die sie in Krankheiten leisten, welche in der That von Würmern herrühren.

Ferner sagen sie, auch das Wasser, der Salpeter, der Honig, die Säfte von allen Früchten, die Queckenund Löwenzahnwurzel, und mit einem Worte, alle und jede Arzeneyen und Mittel, die nur je in langwierigen oder hitzigen Krankheiten gegeben worden sind, oder noch gegeben werden, alle diese sind auch Mittel wider die Würmer, und geschickt, die von diesen schlimmen Gästen entstehenden Wirkungen zu vertreiben. Aber dieser Satz ist theils ganz falsch, theils wider alle Erfahrung. Denn wie oft bleiben die Würmer ganz ruhig und ungestört im Körper sitzen, und wir sind so glücklich, demohngeachtet Fieber, Verstopfungen und Entzündungen zu heben! Und warum seufzen denn die Liebhaber der Einpfropfung der Blattern so sehr über die Lebensgefahr derer, welche Würmer haben,

wenn ihnen die Blattern eingeimpfet worden sind, da sie doch bey der Zubereitung zu dieser Operation, und während der Krankheit selbst sowohl, als nach derselben, die allgemeinen, in hitzigen Krankheiten üblichen Wurmtreibenden Mittel sowohl, als die besondern Wurmarzneyen in großer Menge nehmen lassen? und, wenn also das Vorgeben der Gegner Grund hätte, daß sie sich vor den Würmern gar nicht zu fürchten hätten?

Alles dasjenige also, was wir den Vertheidigern und Anhängern dieser widersinnigen Meynung anfangs zugeben, um Gelegenheit zu haben, sie zu hören, und ihre Gründe zu erwägen, hat selbige so wenig unterstützet, daß es sie vielmehr umgestoßen, und ihre Grundsäulen über den Haufen geworfen hat: und wenn wir alles das widerrufen, was wir ihnen bisher zugeben, verschwindet auch die ganze Wahrscheinlichkeit dieses Systems.

Ich erinnerte oben, es gäbe auch berühmte Aerzte, welche den Umfang der Wurmkrankheiten enger einschränkten, und sagten, es gäbe eine ziemliche Anzahl Krankheiten, zu deren Entstehung Würmer und Insekten gar nichts beytrügen: die aber gleichwohl wegen einer, oder etlicher Epidemien, davon wir das Beyspiel von Ferrara oben anführten, den Inbegriff der Wurmkrankheiten so weit ausdehnten, und so viele darunter rechneten, daß sie endlich die meisten Krankheiten den Würmern als Grundursachen derselben zuschrieben, und in der Meynung stünden, die größten und weisesten unter den alten Aerzten wären hierinnen ihrer Meynung, da ich doch schon öfterer dargethan habe, daß sie ihnen unrecht thun.

Sie haben also ihre völlige Abfertigung und hinreichende Antwort, denn ich halte dafür, ich habe

durch verschiedene triftige Gründe erwiesen, daß die Alten weit seltner von Wurm- und Insektenkrankheiten geschrieben haben, als die berühmten Anhänger dieser Sekte selbst glauben. Es wird ihnen sehr heilsam seyn, zu bedenken, daß die Wurmpathologie nicht so berühmt, und weit eingeschränkter seyn würde, wenn sie nur nicht viele erdichtete und eingebildete Würmer, welche sie fälschlich dafür gehalten haben, beschrieben hätten. Um nicht weitläuftig dabey zu seyn, verweise ich meine Leser auf den vierzehnten Brief des Morgagni, der größtentheils den Beweiß dieses Satzes enthält. Und Murray, ein berühmter Professor in Göttingen, schreibt in einer so schön als gelehrt abgefaßten Streitschrift, die den Titul führt, de Vermibus in Elephantiacorum ulceribus, worinnen er erzehlet, er sey von einer Mutter, die ihm Würmer, welche von ihrer Tochter gegangen seyn sollten, gezeiget, hintergangen worden, denn diese Würmer wären in dem Unrath und Federn, die in einem Haufen am Bette zusammengekehrt gewesen, gewachsen, und in den Nachttopf und Unterschieber hineingekrochen, wie sich nachmals deutlich gezeiget hätte, folgendes: „Ich „halte mich hiebey um deswillen etwas länger auf, da„mit Aerzte, welche deegleichen Erfahrungen noch nicht „haben, sich vorsehen, und vor solchen Betrügereyen „hüten lernen, daraus, meines Ermessens, die mei„sten Erzehlungen von Würmern, die man in den „Act. Nat. Curios. in andern Schriften findet, entstan„den sind.„ Diese Streitschrift verdient ganz gelesen zu werden, weil sie diesen Gegenstand sehr gründlich erläutert. Ich glaube einmal von einem Arzte betrogen worden zu seyn, der mir erzehlte, er hätte in dem Blute eines Menschen lebendige kleine Würmer gesehen, da ich nachher erfahren habe, diese Würmer hätte man erst den Tag darauf, da man das Blut weggelassen, wahrgenommen, und an den Or-

ten, wo das Blut gestanden, wären viel Kornwürmer gewesen. Denn die Versuche eines Swammerdamm, Rhedi und Reaumur überzeugen uns, daß die Eyer der Insekten sehr geschwind ausgebrütet werden, und die Maden in wenig Stunden eine unglaubliche Größe erlangen.

Steeneveld in seiner Schrift: de ulcere vermi-noso, hat lesenswerthe Bemerkungen hiervon, sein Buch hat Bidloo aus dem Holländischen ins Lateinische übersetzt, und es steht unter den acht und zwanzig Büchern, woraus des Bidloo anatomisch-medicinischen Werke bestehen.

Man muß in Wahrheit vorsichtig seyn, wenn man Schriften lieset, welche die Wurmpathologie vertheidigen, denn bald hat der Verfasser sich selbst hintergehen lassen, bald hat er mehr geschrieben, als er verantworten kann. Wenn wir z. B. in Bonnets Sepulcretum Th. 3. S. 227. lesen, im Gebiete der Republik Venedig hätten im Jahr 1663. mehr als sechstausend Menschen an einem bösartigen Fieber gelegen, und bey Oefnung der daran gestorbenen hätte man eine unglaubliche Menge der kleinsten Würmgen gefunden, so darf man mit dem Welsch, der eigendlich diese und die folgende Geschichte bekannt gemacht hat, nicht schließen, daß diese venetianische Epidemie eine Wurmkrankheit gewesen, denn er selbst sagt mit deutlichen Worten, man habe nicht mehr als eine oder zwo Leichname geöfnet, und: „einige starben plötzlich daran, die übrigen aber wurden bald „wieder gesund.“ Sind also unter sechstausend Kranken nur einige gestorben, so hat man nur einige öfnen können: und von diesen einigen den Schluß auf sechstausend zu machen, ist weder sicher noch aufrichtig geschlossen.

In eben diesem Buche des Bonet finde ich noch einer Epidemie gedacht, die im Jahr 1675. in Altkastilien graßirt hat, woran in der Stadt Burgos in einem Monate mehr als sechshundert Menschen gestorben seyn sollen; von allen Kranken, keinen ausgenommen, wären lebendige Würmer abgegangen, die Krankheit habe aber sogleich aufgehöret tödlich zu seyn, da man zufälliger Weise entdecket hätte, daß diese lebendigen Würmer sogleich stürben, wenn man sie in Wein legte, und folglich den Kranken deshalber Wein trinken ließ. Der Verfasser macht sich sehr verdächtig, da die Aerzte denen sechshundert Menschen, die, nachdem lebendige Würmer von ihnen gegangen waren, starben, zuverläßig entweder Mittel wider die Würmer gegeben haben, oder nicht. Daß sie keine gegeben haben, ist nicht glaublich, da von allen Würmer fortgiengen; haben sie aber dergleichen gegeben, so ist es noch unglaublicher, daß diese Mittel bey niemand sollten angeschlagen haben, da man doch lieset, daß sie in andern Epidemien, die von Würmern herrührten, von dem größten Nutzen gewesen sind.

Ist hier etwa eine besondre Art von Würmern zugegen gewesen, wider die der Wein das einzige Hülfsmittel war? Oder hatte die Epidemie etwa selbst das besondre, daß der Wein die gegen das Ende der Krankheit allzusehr gesunkenen Kräfte, welche ohne eine solche Erquickung völlig entgehen wollten, wieder aufrichtete und die Kranken der Todesgefahr entriß? oder was soll man sonst davon denken? Soviel ist gewiß, daß überhaupt in diesem Buche viel stehet, was gewissermaaßen alle Glaubwürdigkeit übersteiget. Wer wird wohl mit dem Hercules a Saxonia glauben, daß im Jahr 1540. in Ungarn in einer gewissen Stadt täglich tausend Menschen gestorben, in welchen man Ottern und Eydexen gefunden hätte? Wer wird

glauben, daß an einem pestilentialischen Fieber unzählige Menschen an Ottern, Eydexen, und Würmern, die in großer Menge im Gehirn nisten, gestorben sind? Wie selten pflegt man zu Pestzeiten Leichen zu öfnen? Ist die Erzehlung jenes Pestfiebers in Burgund, welches im Jahr 1637. graßiret haben soll, nicht fast unglaublich: bey dieser Pest soll man an Menschen und Pferden keine andre Ursache des Todes haben entdecken können, da man sie öfnete, als daß eine Menge Kröten in der Leber gesessen hätten?

Genug hiervon, wer mehr lesen will, schlage diese Schriften selbst nach. Außer den bereits angeführten Schriften von Würmern und Wurmfiebern verdienet noch Prosper Alpin de Med. Aegyp. Johann Maria Lancisius, welcher B. 1. de nox. palud. effl. eine gelehrte Abhandlung hierüber geschrieben hat, Herr D. Gaubius in seiner Pathologie, Marcus Antonius Plenciz, ein Wiener Arzt, de Contagio morborum idea nova, und van den Bosch, ein grosser Arzt in Haag de Epid. Vermin. gelesen zu werden. Unter den beyden zuletzt genannten ist der letzte ein eifriger, der vorhergenannte aber der allereifrigste Anhänger der Wurmpathologie.

Des ersten Abschnittes
fünftes Kapitel.

Von der Bestimmung der Zeit, wie lange die Entzündung nicht allein zu dauren pflegt, sondern auch dauren kann.

§. 1. Nach dem ordentlichen Laufe der Natur ist der vierte Tag zum öftern das Ziel der Entzündung; diese Regel aber hat so viel Ausnahmen, daß man beynahe genöthigt ist, zu behaupten, es sey eine doppelte Regel. Davon überführen uns unsre eignen Bemerkungen, und in den Schriften der Alten findet man sehr viel Beyspiele: aus dem Hippokrates werden derselben nicht wenige angeführet, und die Einwürfe beantwortet, die man wider diese aus dem Hippokrates genommene Bemerkung machen könnte. §. 2. Die Alten haben diese Abweichung der Natur nicht nur bemerkt, sondern auch ihre Heilanzeige darnach verändert. Boerhaave lehret in seinen Institutionen, daß man auch seine Meynung, die er vom vierten Tage habe, also verstehen müsse.

§. 1.

Bey dem jungen Menschen, von dem so viel Würmer giengen, fand man, daß die Entzündung nach dem sieben und dreyßigsten Tage beynahe überall um sich gegriffen hatte, und dieser merkwürdige Fall veranlasset gegenwärtige Untersuchung. Entzündungen der äußern Theile pflegen meist nur drey bis vier Tage zu währen, nach deren Verfluß zertheilet sie sich entweder, oder es erfolgt eine kritische Ausleerung, und wenn keins von beyden geschiehet, eine Eyterung, oder es nimmt sonst ein schlimmes Ende. Dieses

trift auch bey Entzündungen der innern Theile gemeiniglich ein, und in den Schriften der alten sowohl als der neuern Aerzte findet man daher die Regel, daß man alle diejenigen Hülfsmittel, womit man eine Entzündung mildern oder heben will, nicht nach dem vierten Tage verordnen soll: weil man außerdem entweder die gutartige oder kritische Zertheilung verhindern, oder der Eyterung Einhalt thun, oder die sonst besorglichen schlimmern Folgen nur noch mehr beschleunigen möchte.

Diese Regel ist richtig und deren Befolgung nothwendig, so lange die Natur auf ihrem gewohnten Wege bleibt; wenn sie aber davon abweicht, so ist sie den Kranken schädlich, ja oft tödtlich; und der Fall ist nicht sogar selten, daß die Natur in Krankheiten von ihrer Ordnung abgehet. Hitzige Entzündungskrankheiten steigen oft nach dem vierten Tage bis zum siebenten, eilften, vierzehnten und noch länger, so daß die Rohigkeit der Säfte und der festen Theile, welche anzeigten, daß die Entzündung noch fortdaure, indem theils die Symptome einerley bleiben, theils das Blut und die Ausleerung noch ungekocht sind, noch länger zunimmt, oder wenigstens in einem Grade fortwähret: und endlich nach Verlauf mehrerer oder wenigerer Tage eine vollkommene Krise, und zwar eben die, welche nach dem Lauf der Natur sonst den vierten oder siebenten Tag die Krankheit zu lösen pflegte, erfolget, und darauf der Kranke vollkommen gesund wird. Ich habe bereits errinnert, daß dieser Fall nicht etwa so gar selten vorkommt, denn man findet so häufige und verschiedene Ausnahmen von der allgemeinen Regel, daß meine Zuhörer ziemlich oft Fälle gesehen haben, wo in hitzigen Krankheiten noch nach Verlauf einer ziemlichen Zeit das aus der Ader gelassene Blut im höchsten Grad entzündet war, und die

allgemeine Krudität der Krankheit sich allenthalben deutlich zu Tage legte.

Ich finde auch, daß dieses den Alten nicht unbekannt gewesen ist. Denn nachdem sie anfangs eine genaue und getreue Beschreibung hitziger, und besonders der Entzündungskrankheiten gegeben haben, merken sie nicht nur diese ungewöhnlich lange Dauer der Entzündung fleißig an, sondern ermahnen auch sehr ernstlich, darauf achtung zu geben. Wer die Schriften des Hippokrates, Galen und Arätäus aufmerksam durchlieset, wird allenthalben Beweise davon finden. Gleich zu Anfange des ersten Buchs der Epidem. stehet eine maleriſche Beschreibung eines epidemischen hitzigen Fiebers, die dem Hippokrates Ehre macht: dieses Fieber löſete sich erst den zwanzigsten, vierzigsten, ja wohl gar den achtzigsten Tag durch eine gute und vollkommene Krise. Erwägen wir diese Stelle selbst und die Erläuterung des Galen aufmerksam, so ersehen wir daraus, daß die entzündungsartige Beschaffenheit der Krankheit länger als gewöhnlich anhielt. Wir können uns auch von der Entzündung der Hirnhäute, welche eben damals epidemisch war, und erst den eilften oder zwanzigsten Tag entschieden wurde, keinen andern Begriff machen, so wie wir von dem den Winter darauf bemerkten hitzigen Fieber und der Entzündung der Hirnhäute nichts anders denken können: bey beyden erfolgte den eilften Tag eine unvollkommene, den zwanzigsten aber oder später eine vollkommene Krise. Wir lesen, daß die Entzündung bey der Frau des Epikrates sich, wo nicht bis ganz zum vierzigsten Tage verzog, zum wenigsten doch nicht viel eher aufhörte: bey dem Kleonaktes dauerte sie ziemlich eben so lange, bey dem Manne aus Klazomene aber bis zum sechszehnten oder siebzehnten Tage. Jener der bey der Fieberhitze zu

Nacht gegessen hatte, starb am eilften Tage, und eben so lange hielt auch die Entzündung an; bey dem Kranken in dem Garten des Dealces währte sie bis zum vier und zwanzigsten, beym Charion wenigstens bis zum siebzehnten, und bey der Frau, die bey dem foro mendacium wohnte, bis zum vierzehnten Tage. Ferner erzehlt er im dritten Buche der Epidem. die Geschichte eines gefährlichen hitzigen Fiebers, wobey die Anzeige der fortdaurenden Entzündung eine ziemliche Zeit sich äußerte. In Thasus starb ein Mann am hundert und zwanzigsten Tage, und von diesem bemerkt Hippokrates: „er hätte vom Anfange bis ans „Ende beständig flüßige, gallige, sehr dünne Stühle „gehabt, und als diese aufgehöret, hitzige und rohe „sein Urin wäre immer nicht gut gewesen, er hätte oft „in einer Schlafsucht gelegen, im Traume Schmer„zen gefühlet, und vor allen Speisen Eckel und Ab„scheu gehabt.“ Wenn man auch glaubt, man müsse unter so vielen Tagen doch annehmen, daß einige ohne Fieber gewesen wären, so wird man gleichwohl zugeben müssen, daß viele Zeichen der Entzündung und der stärksten Kruditat die meiste Zeit über zugegen gewesen sind, und daß Hippokrates Grund gehabt hat, am Ende hinzuzufügen: „das hitzige Fieber dauerte „beständig fort.“ Wenn jemand behauptete, die kranke Frau in Thasus hätte achtzig Tage lang mit ihrer Entzündung zugebracht, so wüßte ich keinen Umstand aus der Erzehlung zu seiner Widerlegung ausfindig zu machen; und in dem Kommentar des Galen, wo noch besonders angemerkt ist, daß der höchste Grad von Kruditat bis zum achtzigsten Tage gedauret habe, würde ich keinen Grund, warum man die Zeit der Dauer der Entzündung nicht so weit hinausschieben könnte, finden. Bey dem Phythion hielt die Entzündung doch ganz zuverläßig bis zum zehnten Tage, da er starb, an. Nichts kann uns stärker

überzeugen, als die Geschichte des Anaxion, diesem ließ Hippokrates am achten Tage wegen der anhaltenden Entzündung zur Ader, worauf sich zwar der Schmerz verminderte, in dem Brustfelle aber, und in der Brust die Krankheit immer noch roh blieb, wenigstens bis zum siebzehnten, vielleicht auch gar bis zum sieben und zwanzigsten Tage, und erst den vier und dreyßigsten die vollkommene Entscheidung der Krankheit erfolgte.

Beym Herophytus hielt die Entzündung bis zum vierzigsten, und beym Appollonius doch gewiß bis über den vier und zwanzigsten Tag an.

Bey der Frau in Cycikus äußerten sich die deutlichsten Zeichen der immer fortwährenden Entzündung bis zum siebzehnten Tage, an welchem sie am Tobfieber (Phrenitica) starb. Die Frau des Dealces starb am ein und zwanzigsten Tage, und so lange nahm man auch Zeichen der Entzündung an ihr wahr: denn Hippokrates bedient sich zum Schluße seiner Erzehlung der Worte: „noch am Ende waren ihre Hirnhäute entzündet.“

Eben so verhielt es sich mit dem Sklaven des Melibäus: auch können wir von der Frau des Thersander und dem Sklaven in der äußersten Schenke kein ander Urtheil fällen. Auch der Mann der Wöchnerin, zu welchem Hippokrates erst am siebenten Tage gerufen wurde, starb den achten an einer heftigen Entzündung der Leber, und seine Krankheit war noch völlig roh. Epid. 7. hat es das Ansehen, daß die Entzündung bey der Frau des Hermoptolomus bis zum drey und zwanzigsten Tage angehalten habe.

Es könnte vielleicht die Einwendung gemacht werden, daß in den Zwischentagen, an welchen das Fie-

ber entweder völlig ausgeblieben, oder doch weit schwächer gewesen, auch die Entzündung aufgehöret haben möchte: diesen aber antworte ich, sie vergessen bey ihrem Einwurfe, daß nach den allgemeinen Grundsätzen, alle Entzündungskrankheiten einen festen Zeitraum von vier Tagen haben, binnen welchen bey der in einem Grade stehenden oder steigenden Entzündung, ein Zwischentag kommt, der oft ganz leidlich ist, an dem die Krankheit zwar nachgelassen zu haben scheinet, und dennoch macht die Entzündung entweder den vierten Tag oder später die Krise, oder der Kranke stirbt, oder es wird aus der Entzündung eine andre Krankheit. Auch der Einwurf, daß Hippokrates bey seinen Kranken so viel Zeichen der angehenden Kochung bemerket und beschrieben habe, daß man die Fortdauer der Entzündung gar nicht mehr annehmen könne, ist nichtig, und dieses erhellet aus denenjenigen Zeichen, welche Hippokrates von seinen Kranken in den ersten Tagen ihrer Krankheit angegeben hat, und welche alle praktische Aerzte nach ihm, und wir selbst an unsern Kranken täglich bemerken, nach deren Erscheinung gleichwohl der Grad der Entzündung nachher steigt, und in seiner gewohnten Ordnung fortdauert. Wer dieses wohl erwäget, wird aufhören sich zu wundern, daß wir bey Leichenöfnungen in unsren Krankenhause so öftere und ausgebreitete Entzündungen der Häute gefunden und öffentlich gezeiget haben.

§. 2.

Wir sehen also, daß dieses den Alten bekannt gewesen ist, nun fragt es sich aber, ob sie ihre Methode darnach eingerichtet und geändert haben? Nichts ist gewisser, als das. Denn wie hätte es sonst dem Hippokrates einfallen können, dem Anaxion am achten Tage zur Ader zu lassen? Und daß diese Aderlaß gut

und zu rechter Zeit angebracht gewesen, erhellet daraus, daß die Krudität der Krankheit noch lange darnach hartnäckig fortdauerte. Und nichts wissen wir zuverläßiger, als daß er das, was er mit diesem Kranken vornahm, auch an vielen andern Kranken gethan hat.

Es wird sehr schicklich seyn, eine Stelle aus dem Kommentar des Galen über diese Geschichte anzuführen: „Unter allen Kranken, deren Umstände er Epid. „I. und III. beschrieben hat, erwähnet er nur bey diesem allein, daß er ihm zur Ader gelassen habe, nicht „etwan als ob das der einzige wäre, dem er zur Ader „gelassen hätte, sondern weil es der erste seyn mochte, „bey dem er es am achten Tage thun ließ; und er hat „es deswegen ausdrücklich angemerkt, weil es Aerzte „gab, welche es für eine wider alle Regeln der Kunst „streitende Sache hielten, nach dem vierten Tage „die Ader zu öfnen. Weil also diesem am achten Tage „zur Ader gelassen war, so ist zu glauben, daß sich „gewiß viel mehr Kranke dieses Hülfsmittels außer „dem zweeten, dritten oder vierten Tage werden bedienet haben: davon hat uns aber Hippokrates nichts „mit ausdrücklichen Worten gesagt, so wie man in „seinen Schriften überhaupt nichts von den angewandten Mitteln findet — — er hat in diesen Büchern nicht seine praktischen Arbeiten, sondern nur „seine Bemerkungen an Krankheiten mittheilen wollen.“

Diese Regeln und Beobachtungen der Alten haben denen Verfassern guter medicinischer Schriften, die ihre Kunst immer vollkommener und deutlicher zu machen gesuchet haben, Anleitung gegeben, sowohl den vierten Tag, als das gewöhnlichste Ziel der Entzündungen anzunehmen, als auch die wichtigen Abweichungen der Natur von dieser Regel zu bemerken.

Wenn es daher auch irgend jemand so vorkommen sollte, als ob der unsterbliche Herrmann Boerhaave in seinen Aphorismen den vierten Tag in hitzigen, besonders aber in Entzündungskrankheiten für verdächtig hielte: so findet man doch dargegen auch in denenjenigen Stellen seiner Institutionen, wo er von den unordentlichen, unvollkommenen, und ganz mangelnden Krisen handelt, daß er diese Ausnahmen gleichfalls bemerket und seinen Schülern eingepräget habe.

Es hat mir rathsam geschienen dieses hier zu erinnern, weil die Beherzigung dieses berüchtigten vierten Tages in den Gemüthern der meisten Aerzte tiefere Wurzeln gefasset hat, als es seyn sollte, und als den Kranken gut ist; und weil diese Erklärung uns darzu dienet, daß wir einsehen können, wie wir bey so vielen Leichenöfnungen Spuren von hartnäckigen und geraume Zeit anhaltenden Entzündungen haben vorfinden können.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0320
DFG

Des vierzehnten Theils zweyter Abschnitt.

Von der Pest.

Erstes Kapitel.

Von der Pest, und von der zu dieser Abhandlung gehabten Veranlassung.

§. 1. Wird die Ursache angegeben, warum ich von dieser Krankheit, wovon schon mehr als hundert Aerzte geschrieben haben, eine neue Schrift herausgebe, und das Verzeichniß der meisten Schriften von der Pest hinzugefüget.

§. 1.

Es könnte mir vielleicht von vielen übel ausgelegt werden, daß ich von der Pest schreibe, und die Methode, wie sie zu behandeln sey, lehren will, da ich doch diese Krankheit nie selbst gesehen, noch in solcher Gefahr gelebt habe; zumahl weil man von vielen großen Aerzten in den ältern sowohl als neuern Zeiten trefliche Bücher hat, deren Verfasser diese schreckliche Seuche persönlich vor Augen gehabt, und bey der Bemühung, andern zu helfen, die sie Tag und Nacht beschäftigte, selbst davon befallen worden sind, folglich die beste Methode gelehret haben, so daß man glauben sollte, selbst die erfahrensten Aerzte hätten nicht Ursache, Erläuterungen hierüber zu geben, und ein unerfahrner wüßte gar nichts neues und nützliches vorzubringen.

Dem allen ohngeachtet habe ich die triftigsten Ursachen, die Geschichte der Pest, und ihre Behandlung zu beschreiben, und zu untersuchen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0321
DFG

Die erste ist, weil die Pest selbst eine so ungewisse und trügliche Seuche ist, daß mehrentheils erst viel und lange darum gestritten wird, ob die Krankheit, wenn sie ausbricht, wirklich Pest sey, oder nicht? Und da nun während der Zeit, ehe dieser Streit ausgemacht wird, bereits unzählige Menschen davon hingerissen werden: so wollte ich einen Versuch machen, ob ich nicht aus den Bemerkungen der streitenden Aerzte gewisse, nicht leicht trügliche Regeln sammlen könnte, wodurch theils Anfangs aller Streit gehoben, theils die weitere Verbreitung dieses Unglücks zu verhüten wäre.

Zum zweyten, wenn es nun ausgemacht ist, und alle einstimmen, es sey wirklich die Pest, so sind auch dann die Meynungen, was dabey zu thun sey, so schwankend und getheilt, die Bemerkungen so verschieden, und die Vorschriften der anzuwendenden Mitteln so widersprechend, als bey keiner andern Krankheit; es geht hierinnen so weit, daß man glauben sollte, die Pest müßte etwas ganz neues und allen Aerzten völlig unbekannt seyn, und die Behandlungsart derselben müßte erst in den verborgensten Tiefen ausgespähet werden.

Drittens, da ich unter meinen Zuhörern einige habe, die auf obrigkeitlichen Befehl an die türkischen Grenzen geschickt werden, um der daselbst in Ungarn ausgebrochenen Pest, die in der Türkey nichts seltnes ist, Einhalt zu thun, und die damit befallenen zu kuriren; so habe ich es für meine Pflicht gehalten, nicht nur in meinen Vorlesungen diesen meinen Schülern Anweisung zu geben, wie sie die Pest gleich anfangs kennen und behandeln müssen, sondern auch ihrem Gedächtnisse dadurch zu Hülfe zu kommen, daß ich in einem kleinen Handbuche, welches sie überall bey sich führen und nachschlagen können, das nöthigste zusammen trüge.

Endlich und viertens ist dieses Unglück uns itzt so nahe, daß es bey Gelegenheit des zwischen den Türken und Rußen entstandenen Krieges, sich an den Grenzen des Oesterreichischen Gebietes bereits zeigt, und den Ausbruch droht; und es erfordert demnach die dringendste Nothwendigkeit, daß die Aerzte alle nur mögliche Sorgfalt und Fleiß anwenden, und hinlänglich unterrichtet seyn, die kräftigsten Anstalten vorzukehren.

Ich habe daher mit diesen meinem Lehrbuche eilen müssen, worinnen nicht sowohl mein Rath, als vielmehr der Unterricht der vornehmsten Aerzte, die zu Pestzeiten jemals berühmt gewesen, und von den Kennzeichen und der Kur der Pest geschrieben haben, nach der Zeitordnung zu finden ist. Die Quellen, woraus ich geschöpft habe, sind folgende.

Hippokrates beschreibt Epid. 3. Sect. 3. die Pest genau und weitläuftig: seine Kommentatoren sagen, er habe auch in andern Stellen, z. B. in der Geschichte des Kriton u. s. f. von der Pest geschrieben, aber nicht so deutlich und offenbar. Man lese den Minderer, Batall, u. a. nach.

Galen in Epid. 3. gleichfalls, wie auch Libr. de diff. Febr. I. cap. 6. und 7. Libr. 9. de Simpl. Med. virtute cap. I. Libr. de Meth. med. 5. Cap. 12. und 14. Libr. de comp. Med. Sec. loc. 3. cap. 2.

Paul Aegineta Lib. 2. Cap. 36.

Hieronymus Fracastorius de Contag. Libr. 3. Venedig, 1546.

Ambrosius Paräus Lib. 22.

Hieronymus Capivaccius in Med. Pract. Lib. 6. Cap. 29. 30. 31.

Ludovicus Mercatus, Leibarzt dreyer Könige in Spanien, Th. 2. B. 7. seiner Werke.

Cornelius Gemma, ein berühmter Arzt in Löwen, der in eben dem 1575sten Jahre, in welchem Plantinus in Antwerpen sein Buch von der Pest druckte, an der Pest gestorben ist.

Peter Forest B. 6. der Rouener Ausgabe vom Jahr 1653.

Jodocus Lommius gelegentlich, Th. 1. S. 31. 32. 33.

Johann Fernel de abditis rerum causis B. 2. Cap. 10. 11. 12.

Johann Heurnius in dem Buche von der Pest. Er war aus Utrecht gebürtig, und erster Lehrer der Arzeneykunst auf der Universität in Leiden.

Rembert Dodonäus, ein kaiserlicher Arzt in seinen Med. observ. Plantin hat sie im Jahr 1585. gedruckt.

Julius Palmarius Constantinus hat sieben Bücher von der Pest geschrieben, die 1577. und 1578. in Paris herausgekommen sind.

Hieronymus Mercurialis, Professor auf der hohen Schule zu Padua, hat im Jahr 1577. Vorlesung über die Pest gehalten, die in eben dem Jahre in Venedig gedruckt sind.

Johann Crato von Kraftheim, des Kaisers Maximilian des 2ten Leibarzt in Cons. Med. B. 7. 1591. 92. und. 93.

Schenk von Grafenberg, Th. 6.

Prosper Alpinus Med. Aegypt. in der Ausgabe, Venedig 1591.

Fabritz von Hilden in seinen Centurien hin und wieder.

Daniel Sennert Th. 6. B. 4

Raimund Minderer de Peste L. unus. Augsburg 1608.

Felix Plater in der Ausgabe seiner Werke, Basel 1656. er selbst hatte bereits etwas davon 1602. herausgegeben.

Ludovicus Septalius de Peste et Pestiferis affectibus Libri. V. Mayland 1622, 1630. u. s. f.

Johann Castellus 1608. Augspurg.

Lazarus Riviere in Prax. med. Lib. 17. Cap. 1. Dieser verdienet vornemlich gelesen zu werden.

Liddel, ein Schottländer, von der Pest in Nimwegen, in seinen Opp. omn. in folio. 1685.

Franz de le Boe Sylvius, Professors in Leyden, Abhandlung von der Pest, die aus denen von seinen Zuhörern nachgeschriebenen Vorlesungen herausgegeben worden ist.

Thomas Willis, die Ausgabe in Folio, Venedig, 1720. Th. 1. Cap. 13. S. 65. u. f.

Vopiscus Fortunatus Plemp aus Amsterdam gebürtig, ein Lehrer in Löwen, in seinen fundam. Medic. Lib. 6. Löwen, 1638.

Athanasius Kircher, ein Jesuit, in der physisch-mediciniſchen Untersuchung der Pest. Rom 1658. in Ovart.

Hieronymus Montuus, ein Savoyer, in seiner Prax. med. Venedig, 1626.

Eustach Rudi, aus Udina gebürtig, de Morb. occult. et Venen. B. 5. Venedig, 1610.

Johann Morellus, aus Challon, de febre purpurata epid. pest. in Burgundia &c. Leiden, 1641.

Balthasar Timäus von Güldenklee, brandenburgischer Leibarzt in 3. Büchern Epist. und Consil. Leipzig, 1665.

Paul Barbette's Werke, Leiden, 1672. 8.

Nathanael Hodges de peste libr. Dieser hat in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts gelebt.

Paul Srobait, Professor und Leibarzt in Wien. Opp. theor. pract. in folio, 1672.

Thomas Sydenham im ganzen zweeten Abschnitte.

Jacob Waldschmid, Heßischer Leibarzt, Professor in Marpurg, Th. 2. disput. 13. de Scrutinio Pestis.

Lorenz Bellini aus Florenz, Professor zu Pisa, de Urin. febr. puls. u. s. f. Leipzig und Frankfurt, 1698. Die Bologneser Ausgabe ist vom Jahr 1682. in Quart.

J. C. Lange Opp. omn. Th. 2. Cap. 14. Rivinus, von der Pest in Leipzig im Jahr 1680.

C. F. Paullini de febr. Verm. 1703.

Ludewig Anton Muratori de tractanda evitandaque peste tractatus politicus, medicus et ecclesiasticus. Ein unvergleichliches Buch, das den Aerzten höchstnöthig ist. Italiänisch geschrieben, Modena, 1710.

Bernardin Ramazzini, Professors in Modena, öffentlich gehaltene Rede in dem Lycäum zu Padua, 1713.

Franz Xaver Benza, Relatio austriacae pestis ann. 1712. 1713. 1714. Man findet darinnen die vom Verfasser selbst in den Lazarethen zu Wien und Presburg gemachten Bemerkungen.

Beschreibung der Pest in Marseille, von denen dabey gegenwärtigen Aerzten herausgegeben, Mar-

seille, 1720. mit des L. A. Muratorius Anmerkungen vermehrt 1743.

Joseph Fornes Tractatus de Peste, in Folio, Barcelona, 1725. vor dem Buche findet man kleine Schriften, Briefe verschiedener Aerzte von der Pest, und die nur belobte Erzehlung der Pest in Marseille. Es ist viel lesenswürdiges darinnen: nur aber durch die äußerst fehlerhafte Schreibart so verstümmelt und unbrauchbar gemacht, daß ich nicht weiß, ob man in diesem ganzen Jahrhunderte ein medicinisches Buch findet, darinnen so schlecht Latein wäre.

Von der Pest in Marseille hat man viel Bücher, theils von französischen Aerzten, welche entweder selbst dort gewesen, und den Kranken beygestanden haben, oder in benachbarten Städten wohnten, oder auf Befehl des Königs in Frankreich, oder des Königs in Spanien, oder andrer nach Marseille geschickt worden sind; hieraus ist das Buch des Forne's entstanden, das alles nöthige in sich faßt: theils kleine Schriften von Aerzten verschiedener Nationen, welche um diese Zeit herum entweder aus eigner Bewegung, oder auf Befehl ihrer Landesherren deswegen von der Pest geschrieben haben, damit ein jeder das nöthige vorzukehren wüßte, die Pest von seinen Gränzen abzuhalten. Daraus ist erwachsen discursus brevis de Contag. pestis et methodo praecavendi, autore R. Mead, London, 1720. Tractatus practicus de Peste, autore Joh. Browne, London, 1720. Consideratio Pestis Massilienſis autore Richardo Bradley, London, 1721. Tentamen. J. Quiney, im Jahr 1720. London, welches an die neue Ausgabe des Nathanael Hodges de Peste, 1665. angedruckt ist. Collectio variorum edictorum &c. London, 1721.

Consilium sanitatis Viennensis vom Jahr 1738. Die Methode die Pest zu erkennen, und zu behandeln,

als damals die nach den österreichischen Landen zu gelegenen türkischen Provinzen von der Pest heimgesuchet wurden.

Philipp Hecquet in append. de Peste, und in Tractat. de Peste, ubi et de periculo coactor. Nosoc. Paris, 1722.

Adam Chenot, Physicus und Gesundheitsrath in Siebenbürgen, hat herausgegeben Tractat. de Peste, Wien, 1766. Ein herrliches Werk.

Ein Ungenannter de Peste Algerina, im Jahr 1752. 1753.

Des zweyten Abschnittes
zweytes Kapitel.

Wie schwer es sey, die Pest von andern ihr ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden.

§. 1. Es giebt keine Zeichen, woran man jede Pest, besonders im Anfange, genau zu erkennen im Stande wäre; dieses wird aus vielen Schriften bewiesen: und eben deswegen ist man bey jeder sich äussernden Pest, ja wohl gar noch dann, wenn sie bereits weiter um sich gegriffen hat, streitig, ob es wirklich die Pest sey oder nicht. §. 2. Da aber eben dieses Streites halber die Pest öfters so überhand genommen hat, daß man sie nachher nicht bewältigen konnte, so wird angegeben, was eine vorsichtige Obrigkeit zu thun habe, wenn eine der Pestähnliche Krankheit auszubrechen anhebt, und viele Geschichten erzehlet, die dieses beweisen.

§. 1.

Daß es eine schwere und wichtige Sache sey, zu bestimmen, ob eine ausbrechende Epidemie die Pest ist, läst sich daraus schießen, weil wir aus der

Geschichte einer jeden Pest ersehen, daß man beynahe allemal ungewiß gewesen, ob die ausgebrochene Krankheit, deren Bestimmung man zu wissen verlangte, Pest zu nennen sey oder nicht? Es muß dieses vielen gar sonderbar vorkommen, denen theils aus der Geschichte bekannt ist, daß in jedem Jahrhunderte die Pest in der Welt eine nicht seltene, sondern oft langwierige Krankheit gewesen ist, theils eine Menge auserlesener Schriften vorgekommen ist, deren Verfasser diese verderbliche Seuche selbst erlebet, in denen damit geplagten Ländern und Städten gewohnet, und selbst ausgestanden haben; worinnen sie also die Pest aus eigner Erfahrung beschreiben. Damit man aber sehen möge, daß sich die Sache in der That so verhalte, wie ich sage, finde ich nöthig, unter den unzähligen Beyspielen nur einige in der Kürze anzuführen.

Paräus, welcher die Pest selbst erlebt und mit angesehen, auch auf seinen Reisen mit dem Könige von allen Aerzten und Wundärzten die genauesten Nachrichten zu seiner Belehrung erhalten hatte, schliesset endlich nach darüber angestellter Betrachtung B. 22. Cap. 14. von der Pest mit diesen Worten: „Bey einer angehenden Pest werden die Menschen „davon sehr getäuscht, denn es sterben viele daran, „theils weil oft die Zeichen der Pest, die Pestbeulen, „Karfunkeln und Hautausschläge sich nicht dabey zugleich äußern, theils weil viele nur wenige und geringe Zeichen der Pest an sich zu haben scheinen, und einer über das, der andre über jenes „klaget.„

Daher sagt Liddel: „Keine Krankheit ist an und „für sich selbst gefährlicher, und bey keiner sind die „Zeichen unzuverläßiger, und die Bewegungen ungewisser und unbeständiger.„ Minder sagt eben also:

Hieronymus Montuus sagt: „Ich habe die Pest „zu Leiden und Wien im Jahr 1525. selbst gesehen:

„das Fieber war seinem Ansehn nach klein, und die „Kranken glaubten, sie wären frey davon, der Puls war „ziemlich gemäßigt, und der Urin an Farbe dicke, „und in allem, was man darinnen fand, nicht schlecht, „gleichwohl mußten alle solche Kranke sterben."

Morellus sagt sogar: „Man muß wissen, daß in „der Pest zuweilen die Sinne trügen, daß die Ver„nunft trügt, und die Aphorismen des Hippokrates „trügen: ich glaube sogar, Hippokrates selbst würde „hintergangen werden."

Riccoboni und Moratori erzehlen, daß, als im Jahr 1576 in Venedig eine schwere und verdächtige Krankheit ausgebrochen, unter denen Aerzten, welchen der Senat aufgegeben hätte, die Krankheit näher zu untersuchen, große Uneinigkeiten entstanden wären, weil sie nicht genau zu bestimmen gewust hätten, ob es die Pest sey, oder nicht. Der große Rath zu Venedig habe, um gewiß darhinter zu kommen, zween berühmte Profeßoren von der Universität zu Padua, den Herrn Capivacci, und den Herrn Mercurialis, große Männer, die durch vortrefliche Schriften sich schon bekannt gemacht hatten, herzugerufen: diese hätten die genauesten Untersuchungen angestellet, um diesen Streit auszumachen, und endlich dem Rathe versichert, es wäre wirklich keine Pest, gleichwohl hätte es sich in kurzem ausgewiesen, daß es wirklich die Pest sey, und was diese Aerzte anbelangte, so hätten sie sich dadurch sehr in Mißcredit gesetzt, und ihren höflichen Abschied erhalten, nach Padua zurückzugehen: in ihren Schriften haben sie nachmals öffentlich gestanden, daß sie sich hier geirret hätten.

L. Septalius schreibt, als im Jahr 1629. in der Lombardey die Pest ausgebrochen, so wäre ein ähnlicher Streit unter den Aerzten gewesen, er aber habe

öffentlich gesagt, es sey die Pest, und dafür wäre er von dem ausgelassenen, und aufs äußerste gebrachten Pöbel beynahe gesteiniget worden.

Bey der Pest in Wien im Jahr 1712. 1713. und 1714. hatten die Aerzte eben so wenig unter sich einig und gewiß werden können, bis endlich die Pest so um sich griff, daß die Leute in Menge dahinstarben, und die Aerzte sich gedrungen sahen, zu bekennen, es sey wirklich die Pest. Dieses erzehlet Ramezzini in seiner Rede und Muratori de Peste B. 1. S. 51.

§. 2.

Das schlimmste ist, daß bey diesem so landverderblichen und übel angebrachten Streite der Aerzte die Landesherrschaften und Obrigkeiten immer am meisten bekümmert sind, und ängstlich zu wissen verlangen, was sie thun und lassen sollen? Können sie denn bey solcher Ungewißheit an den Grenzen dergleichen Anstalten treffen, als sie bey der Versicherung, es sey wirklich die Pest, machen würden und müßten? Es kann vielleicht ohne Noth Handel und Wandel gestöret, den Zöllen und Einnahmen großer Schade verursachet, und der Kaufmannschaft unersetzlicher Verlust zugezogen werden. Im entgegen gesetzten Falle aber wenn bey der wirklichen Pest dergleichen Vorsorge aufgeschoben wird, so ist es nachhero oft mit allen zu späte und nichts zu veranstalten. Daraus entstehet wieder die Frage, ob das erstere oder das letztere dem gemeinen Wesen zuträglicher sey? welche nicht anders zu beantworten ist, als daß man früh und spät erwägen muß, daß das erstere zwar auf die Güter, auf die Bequemlichkeit und auf die Vortheile der Menschen einen großen Einfluß hat, und sie in allen diesen Stücken zurücksetzet, das andre aber überdem noch, alles dieses ungerechnet, durch den Verlust vieler Menschen unersetzlichen Schaden bringet.

Der große Rath in Venedig wird uns in der den zwanzigsten November 1713. von dem vortreflichen Romazzini zu Pavia gehaltenen Rede als ein Muster vorgestellet, und mit den grösten Lobeserhebungen gesagt, er habe während der Zeit, daß die Oesterreichischen Aerzte den verderblichen Streit untereinander hatten, die heilsame Verordnung gegeben, zu Wasser und zu Lande an die Grenzen und an alle verdächtige Oerter Leute zu schicken, die durch ihre Klugheit und Erfahrung diese Seuche, sobald sie etwas davon merkten, in der Geburt erstücken sollten: ferner daß in allen Städten und Flecken die angesehensten Bürger, oder Adeliche Personen, an den Thoren acht haben sollten, daß niemand hereingelassen würde, der nicht die richtigsten Gesundheitspässe vorzuzeigen hätte: und als nachher auch diese Vorsorge für das gemeine Beste nicht hinreichend zu seyn schien, habe der Senat kurz darauf sowohl mit den Auswärtigen, als auch besonders mit den benachbarten Städten allen Handel und Wandel untersaget, und dadurch gezeiget, daß er die Vortheile der freyen Handlung nicht so hoch schätzte, als das Wohl und Leben seiner Unterthanen.

Der Anfang des von dem Gesundheitsrathe in Wien im Jahr 1738. gefaßten Schlusses und Urtheils ist gar merkwürdig. „So oft auch eine Pest entstanden ist, sie mochte gleich noch so schnell und heftig „um sich greifen, hat man aus der Erfahrung, daß „die Gelehrten sowohl als der Pöbel zweifelhaft gewesen sind, ob die ausgebrochene Seuche wirklich Pest „zu nennen sey, oder nicht: während der Zeit aber, „daß man über den Namen der Krankheit stritt, „pflegte sie so viele Menschen aufzureiben, daß weder „die Verordnungen der Aerzte, noch die Anstalten „der Obrigkeiten hinreichend waren, derselben Einhalt zu thun.“

Die Pest, welche im Jahr 1630. in Parma, Verona und Mayland viele tausend Menschen hinrafte, giebt uns ein Beyspiel hiervon, welches bis in die entferntesten Zeiten merkwürdig seyn wird.

An diesen Orten verhinderten und verspätigten auf einer Seite die unter den Aerzten obwaltende Streitigkeiten über den Namen der Krankheit, auf der andern Seite der Nachtheil, den man für die Handlung daher besorgte, alle Anstalten und Vorsicht: in Ferrara hingegen dämpfte man die Pest, die bereits ausgebrochen war, und schon einige Personen hingerafft hatte, weil die Obrigkeit durch die heilsamsten Gesetze und Vorkehrungen dem Fortgange des Uebels zu steuern suchte, und sich weder an den Streit der Aerzte, ob es die Pest wäre oder nicht, noch an die wider Sperrung des Gewerbes eifernde Kaufmannschaft kehrte, sondern durchdrang. S. Muratori B. I. S. 150 u. f.

Kein Land hat jemals durch diesen Streit mehr gelitten, als die Provence und das Delphinat, und keine Stadt mehr als Marseille, da die Pest in den Jahren 1720, 1721 und 1722 daselbst graßirte. Hier stritt man über den Namen der Krankheit, ob es nämlich Pest sey, nicht etwa nur im Anfange, sondern auch da noch, als sie bereits heftig um sich gegriffen hatte, und nicht nur die Aerzte und Wundärzte dieses Landes und der Stadt Marseille, sondern auch die berühmtesten Aerzte und Professoren, und der oberste königliche Leibarzt, Chiconeau, sagten einhellig, die ausgebrochene Seuche wäre keine Pest; dieser erstaunliche und gefährliche Irrthum aber verursachte auch, daß über sechzigtausend Menschen das Schlachtopfer dieser unbekannten Krankheit wurden. Joseph Fornes, erster Professor der Arzneykunst in Barcellona, der auf Befehl des Königs von Spa-

nien nach Marseille und in die Provence reisen mußte, und während seines Aufenthalts ein Augenzeuge dieser Noth war, hat eine starke Sammlung der hiehergehörigen Nachrichten hinterlassen, mit verschiedenen Aerzten der Provenie darüber Briefe gewechselt, und dieses alles seinem nützlichen und weitläuftigen Buche von der Pest angehänget.

Merkwürdig ist die Geschichte, welche Dodonäus in Obs. med. cap. 54. erzehlet: „Philipp Stroza, ein „Herr von vornehmen Geschlechte und großem Vermögen, hatte eine Art von schleichenden Fieber, und „einige seiner Aerzte hielten es für ein leichtes alltägiges, andre wegen des Frostes für ein kaltes Fieber: „auch waren noch andre der Meynung, es wäre ein „schleichendes Faulfieber, so aus katarrhalischer Dispostion entstanden wäre: als ich aber die ganze „Krankheit genauer untersucht hatte, so fiel mein Urtheil dahin aus, er hätte die Pest. Die andern „Aerzte lachten darüber, und da ihren Gedanken „nach das Fieber bereits schwächer geworden war, „so überließen sie seinem ordentlichen Hausarzte die „Cur vollends allein. Aber man weiß, daß bey der „Pest die Gefahr tief verborgen liegt, und als man „daher glaubte, der Kranke wäre nun bald wieder gesund, so verfiel er gegen den siebenten Tag plötzlich „in ein hitziges Fieber, wurde vom Schlage gerührt, „todtmatt, verlohr die Sprache, und in wenig Tagen „war er todt.„

Bey diesem Manne behauptete Dodonäus, ein Arzt von hohem Alter und viel Erfahrung, besonders in Ansehung der Pest, welche damals nichts so ungewöhnliches war, der Kranke hätte die Pest, und viele andre Aerzte, die ihn auch besuchet und gesehen hatten, wollten es schlechterdings nicht zugeben; nun

aber will ich einen Fall erzehlen, von einer Krankheit, die der Pest in keinem Betracht ähnlich zu seyn schien, und wo einige Aerzte gleichwohl mit Gewißheit sagten, sie sey es.

Johann Galego de la Serna, Leibarzt zweyer Könige von Spanien, und der Gemahlinn des Königs von Frankreich, Ludwigs des Dreyzehnten, Annen von Oesterreich, erzehlt in seiner Methodo medendi, die im Jahr 1639 herausgekommen ist, gedachte Königinn hätte ein bösartiges Fieber gehabt, die Aerzte hätten es vernachläßiget, und die Krankheit nicht für wichtig gehalten, sie wäre aber nachher so heftig und schlimm worden, daß man schon darauf gedacht hätte, ihr die letzte Oehlung geben zu lassen. Den eilften Tag habe sich ein Bodensatz im Urin gezeigt, das Fieber und Irrereden nachgelassen, und die Krankheit also eine Krise zu machen geschienen: demohnerachtet wäre die Königinn so schwach und kraftlos geblieben, daß ihr Gemahl eine Zusammenkunft und Berathschlagung mehrerer Aerzte anbefohlen, und selbiger mit den Großen des Reichs in Person beygewohnet hätte. Dabey wären die Aerzte wegen der Natur und Kur dieser Krankheit sehr uneinig gewesen; „das wunderbarste aber,„ fährt er fort, „war dieses, daß der gelehrte, erfahrne, und in ganz „Frankreich vor den größten Arzt bekannte Doctor „Duretus *) in dieser Versammlung zuförderst aus

*) Dieser Duretus war nicht jener unsterbliche Ludovicus Duretus, dessen unschätzbare Kommentarien über die Coacas und andre Schriften des Hippokrates wir haben, sondern sein Sohn, ein ebenfalls großer Arzt. Denn Ludovicus Duretus ist bereits im Jahr 1586, und also fünf und dreyßig Jahr vor dieser Begebenheit gestorben. Galego de la Serna erwarb sich durch diese Kur die Gnade des Königes und der Königinn, und

„allen Zeichen, und besonders aus der schlimmen „Beschaffenheit des Urins erwies, die Krankheit der „Königinn wäre die Pest, und dem Könige darauf „ohngescheut unter die Augen sagte, seine Gemah„linn befände sich in der augenscheinlichsten Lebensge„fahr, und in diesem äussersten Falle wäre nichts „weiter zu thun, als ihr eine Ader zu öfnen; dieses „bekräftigten auch noch einige Aerzte, und stimmten „seiner Meynung bey.„

Nach reiflicher Ueberlegung aller Umstände nun habe der König für gut gefunden, den Rath des Leibarztes de la Serna zu hören, und ihm zu folgen, welcher darinnen bestanden, man solle die verlornen Kräfte der Königinn durch Nahrungsmittel wieder herzustellen suchen; durch Befolgung dieses Rathes habe er die Freude gehabt, daß sie wieder gesund worden wäre.

von beyden ein Geschenk von zweytausend Ducaten, und einen jährlichen Gehalt von achthundert Ducaten: letzteren genoß er noch siebzehn Jahr, nachdem er dieses Buch herausgegeben. Die Königinn aber lebte nach dieser Kur noch sieben und vierzig Jahre.

Des zweyten Abschnittes drittes Kapitel.

Von der Definition der Pest.

§. 1. Wird gefraget: ob man nicht von der Pest, so wie von vielen andern Krankheiten, eine Definition habe, wodurch man sie von allen übrigen Krankheiten unterscheiden könne? Um darauf antworten zu können, werden erstlich alle Definitionen oder Beschreibungen der Pest, welche wir von den ältesten bis auf unsere Zeiten angeführt finden, erzehlet, und die Beantwortung selbst bis in das folgende Kapitel verschoben.

§. 1.

Wir haben bisher gesehen, wie schwer es sey, die Pest von allen übrigen Krankheiten zu unterscheiden, und kommen nun in natürlicher Folge auf die eben so unvermeidliche als schwere Frage: ob man von der Pest nicht eben so, wie von andern Krankheiten, eine Definition geben könne, wodurch man im Stande sey, sie von allen ihr ähnlichen Krankheiten zu unterscheiden? Um hierbey nicht zu voreilig zu seyn, oder auf gerathewohl eine Antwort zu geben, wollen wir, so mühsam auch diese Arbeit ist, erst alle und jede, in den Schriften der Aerzte befindliche Difinitionen und Beschreibungen der Pest anführen, und mit dem Hippokrates den Anfang machen.

Dieser beschreibt Epid. 3. Sect. 3. die Pest mahlerisch und führet eine ziemliche Anzahl von Zufällen an, davon jedoch nicht alle bey einem jeden, auch nicht bey jedem auf einerley Art, noch zu einer be-

stimmten Zeit, auch nicht in einerley Heftigkeit und Anzahl sich äußerten. Mit dieser mühsamen Beschreibung des zu seiner Zeit graßirenden pestilentialischen Fiebers ist er zufrieden, und eine wahre eigentliche Definition dieser Krankheit findet man bey ihm nicht.

Minderer und andre Ausleger desselben sind der Meynung, er handle in der Geschichte des Criton von Thasus, und B. 2 von Krankheiten, in der Stelle: „Eine andre Art von Fiebern. Dem äußern Anse„hen und Umständen nach ist es schwach u. s. f.„ von der Pest. In dem Leben des Hippokrates sagt Soranus, Hippokrates habe die Pest, die in Illyrien, Päonien, und in den barbarischen Ländern gewüthet, durch seine und seiner Schüler Bemühungen von Griechenland abgehalten. Aber auch da ist keine Sylbe einer Definition zu finden.

Aristoteles beschreibt Th. 2. S. 521. Sect. I. de iis, quae ad Medicinam pertinent, die Pest also: „Sie ist eine Krankheit, die unter allen die einzige ist, „welche alle Menschen betreffen kann. Μόνη τῶν νόσων κοινὴ ἔσιν ἅπασιν.

Beym Arätäus Kappador wird man sich vergeblich bemühen, etwas bestimmtes zu finden. Er erwähnet zwar obenhin, daß zur Zeit des Peloponensischen Krieges in Griechenland eine Pest gewesen sey, weiter aber sagt er nichts.

Galen sagt in der Ausgabe des Charters seiner Kommentarien über B. 3. Epid. Hipp. Sect. 3. ad Text. 20. S. 263: „Eine jede Krankheit, welche an „einem und eben demselben Orte viele zugleich befällt, „ist eine epidemische: woran aber auch viele sterben, „diese wird eine Pest.„ Und ad Text. 21. wo Hippokrates sagt: „an allen diesen beschriebenen Arten „von Krankheiten lagen viele krank und starben.„

besonders aber bey den Worten: „und viele starben„ beweiset Galen: „daß diejenigen epidemischen Krank„heiten, welche herumgegangen wären, die Pest ge„wesen: da selbige aber nicht von einerley Art waren, „verspricht er in dem folgenden von jeder einzeln zu „handeln.„ Ferner ad Text. 57. welcher so lautet: „Ueberhaupt davon zu reden, mußten alle, sowohl die„jenigen, welche an langwierigen, als auch die, wel„che an hitzigen Krankheiten lagen, unter den letztern „aber besonders die, welche den Durchfall bekamen, „sterben,„ sagt Galen. „Auch in jener Pest, die un„ter allen, so zu unsern Zeiten grassirt haben, am „längsten anhielt, starben alle diejenigen, die Durch„fälle bekamen: denn dieses Symptom scheint dem „Fieber, welches man gemeiniglich die Pest nennt, „beständig und besonders eigen zu seyn, weil es die „Kranken, auch die so keine Pest haben, tödtet. In„gleichen ad Text. 58. besonders bey den Worten: „Denn sie hatten Eckel vor den Speisen,„ sagt Ga„len: „auch dieses Symptom befiel alle, die an der „nun nachlassenden, so lange Zeit anhaltenden Pest „lagen, und deswegen mußten auch so viel sterben. „Die also noch so viel Kräfte hatten, und die ihnen „angebotenen Speisen mit Widerwillen und Gewalt „zu sich nahmen, kamen fast alle mit dem Leben da„von. Die meisten aber wollten lieber sterben, als „etwas von Speise genießen.„

B. 1. de different. febr. Cap. 1. und 2. handelt er von den Ursachen und Verwahrungsmitteln vor der Pest, definirt sie aber nicht, und scheinet voraus zu setzen, jedermann kenne sie ohnedem schon.

B. 9. de Simpl. Med. virt. Cap. 1. sagt er: „In „dieser großen Pest, die derjenigen, welche zu des „Thucydides Zeiten grassirte, ziemlich ähnlich war, „wurden alle die, die diese Arzeney, nämlich armeni-

„schen Bolus mit reinem blanken Wein oder Wasser „verdünnt, tranken, in kurzem gesund. — Die „pestilentialischen Fieber sind mit keiner sonderlichen „Hitze vergesellschaftet.“

B. 5. de Meth. med. Cap. 12. redet er von der Pest, die damals graßirte, definirt sie aber nicht, sondern erzehlt nur, daß alle diejenigen, welche Schwären über den ganzen Leib damals bekommen hätten, erhalten worden wären, und beweiset es mit der Geschichte eines Jünglings. Eben daselbst B. 14. Cap. 10. rühmt er, ohne eine Definition der Pest zu geben, das Aderlassen bis zur Ohnmacht bey den Pestbeulen. B. 3. de comp. Med. secundum locos Cap. 2. lobt er die Aderlaß bey den Drüsen hinter den Ohren, es ist aber noch ungewiß, ob er, wie Riviere der Meynung ist, daselbst von den wegen der Pest aufgetretenen Ohrendrüsen handelt.

Cälius Aurelianus schreibt nirgends von der Pest, außer B. 1. Cap. 14. wo er mit wenigen Worten erzehlt, Asclepiades habe in der Pest die Brechmittel gelobt.

Paulus Aegineta erzehlet B. 2. Cap. 36. fast alle Zufälle, welche jemals in irgend einer Pest bemerket worden sind, und fügt hinzu: selbige allerseits, und jeder insbesondre könne in jeder Pest vorgefunden werden.

Von den Arabischen Schriftstellern, die eigentlich nichts weiter als Nachbeter des Galen sind, will ich gar nichts sagen, um die Gedult meiner Leser nicht zu mißbrauchen. Ich glaube sie, den Rhasis vielleicht ausgenommen, mit Recht bloße Nachbeter Galens nennen zu können; wenigstens in so weit, als man bisher aus ihren Schriften zu schließen im Stande gewesen ist. Ob aber diese alle ächt sind, ob der davor

stehende Name des Verfassers mit Recht davor stehet, und ob sie richtig übersetzt sind, daran trage ich noch einige gegründete Zweifel.

In dem Verzeichniße der arabischen Werke, die in der Bibliothek des Escurials in Spanien befindlich sind, welches im Jahr 1760. in Folio zu Madrit herausgekommen ist, sagt der Verfasser desselben, der königlich spanische Bibliothekar, Michael Casiri, da wo er über die lateinischen Uebersetzungen der Araber klaget, im Leben und Schriften des Rhasis: „Uebrigens sind die gewöhnlichen lateinischen Uebersetzungen des Rhasis so schlecht und abgeschmackt, „daß man weder die Worte, noch die Schreibart des „Verfassers darinnen erkennt, ja bisweilen nicht einmal der Sinn getroffen worden ist: so oft ich sie mit „dem Grundtexte zusammengehalten habe, bin ich „ganz der Meynung gewesen, es könnten gar keine „Uebersetzungen des Rhasis, sondern vielmehr eines „ganz andern Buchs seyn. Das nämliche muß man „von den alten lateinischen Uebersetzungen der arabischen Philosophen und Aerzte mit eben dem Grunde „sagen, es sind mehr Versetzungen und Verdrehungen, „als Uebersetzungen zu nennen. Ich kann bey dieser „Gelegenheit unmöglich umhin, diejenigen ernsthaft „zu tadeln, welche nach Anleitung dieser elenden Uebersetzungen, ohne die arabischen Quellen erst anzusehen, sich unterfangen, von dem Werthe der Verfasser ein Urtheil zu fällen. Diejenigen aber, welche „an und für sich nicht so klug sind, und sich auch von „andern nicht wollen belehren lassen, muß man lieber „verachten, als widerlegen: denn sie fällen ein Urtheil „über Dinge, welche sie selbst nicht verstehen, auf „gerathewohl, und schmieren dummes Zeug in die „Welt hinein *)."

*) Mit Recht Recht erwarten wir demnach von einem so hohen Gönner der Wissenschaften, als Carl der Dritte,

Noch muß ich von den arabischen Aerzten erinnern, daß unter allen, wiewohl ihrer mehr als hun-

König von Spanien, ist, und von der weltkundigen Gelehrsamkeit des Herrn Casiri und der übrigen Gelehrten im Escurial, daß letztere wichtige Abdrücke von dem Rhasis und andern großen arabischen Aerzten in der Grundsprache entweder herausgegeben werden, da sich denn schon geschickte Leute finden werden, welche sie richtig übersetzen, oder daß sie selbst, statt der bisherigen Versetzungen uns ächte Uebersetzungen liefern, und die Medicin damit bereichern werden.

Ich habe mir schon vorlängst auf verschiedene Art und Weise angelegen seyn lassen, diese gelehrten Männer durch Bitten zu vermögen, daß sie uns das Buch in arabischer Sprache auf einige Zeit lehnen, oder es, entweder in der Grundsprache allein, oder eine von ihnen verfertigte Uebersetzung, oder beydes zusammen drucken lassen möchten, worinnen die Kommentarien des Galen über das zweyte Buch der Volkskrankheiten, davon wir nur einen haben, bis zum fünften stehen; ferner das siebente und achte Buch der Kommentarien des Galen über das sechste Buch der Volkskrankheiten, wovon uns nur sechs Bücher bekannt sind, und daß sie der gelehrten Welt damit ein Geschenk machen möchten: ich war nämlich in Willens, dem Herrn Hofrath Wilhelm Triller, einem sehr gelehrten, unermüdeten, und in unserer Kunst vortreflichen und wichtigen Mann, diese zur Zeit noch unbekannten Kommentarien zu verschaffen, daß er in seiner so schönen Ausgabe der ganzen Werke des Hippokrates davon Gebrauch machen könnte. Diese meine Bitte, die ich zu widerholten malen gethan, und besonders durch den Herrn von Senkenberg, und einen andern großen Freund der Wissenschaften, der an einem gewissen Gerichtshofe in Spanien als Advokat stehet, habe vortragen lassen, ist jedoch bisher noch nicht bewilliget worden.

Eben das wäre auch von den Werken des Beithar zu wünschen, worinnen die Geschichte von einfachen Mitteln des Galen und Dioskorides so herrlich erläutert ist, und zweytausend Pflanzen mehr als in jenen beschrieben und genennet sind. Ich habe meine Bitte durch nichts dringender empfehlen können, als durch die Wiederho-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0342
DFG

dert in diesem Verzeichnisse angeführet sind, keiner zu finden ist, der von der Pest ins besondere geschrieben hätte: wiewohl die meisten nicht nur von allen möglichen Krankheiten handeln, sondern auch in Asien und Afrika, wo sie so oft graßirt, und sehr schlimm ist, diese Seuche häufig genug müssen erlebet und mit angesehen haben: vielleicht aber haben sie es deswegen unterlassen, weil die meisten Mahomedaner

lung derjenigen Worte, welche der Verfasser jenes Verzeichnisses selbst braucht, wenn er die Ausgabe und Uebersetzung dieser Werke wünscht und sagt: »Man muß »sich über den Umfang der Kenntnisse sowohl, als die »angenehme und reine Schreibart, die man in diesem »Buche antrift, verwundern. Und es wäre daher der »Mühe gar wohl werth, daß dieses vortrefliche Werk »von jemand, der der arabischen Sprache mächtig wäre, »ins Lateinische übersetzt würde, doch müßten ihm hierbey »Männer, die in der Arzeneywissenschaft und Kräuter»kunde geübt und gewiegt wären, hülfliche Hand leisten. »Wie groß würde nicht der Vortheil seyn, der den Lieb»habern der Botanik, besonders der spanischen, dadurch »zuwachsen würde? Denn Beithar hat viele Namen von »Kräutern und andern einfachen Arzeneyen in verschie»denen Sprachen, besonders wie sie auf Spanisch ge»nennet werden, beyläufig mit angeführt. Wenn Tour»nefort recht hat, so giebt es schon eine lateinische Ueber»setzung des Beithar vom Galland. Aber in dem Ver»zeichnisse der königl. Bibliothek in Paris, worinn doch »verschiedene vom Galland aus dem Arabischen übersetzte »Schriften stehen, findet man nichts: und wenn sie also »auch da wäre, so muß sie doch zum wenigsten gewiß »noch nicht gedruckt seyn.«

Endlich führt er S. 280. die königlichen, öffentlichen und Privatbibliotheken an, worinnen Abdrücke von diesem oder jenem Werke des Beithar zu finden sind, und gedenket hiebey besonders der königlichen Bibliothek in Paris, und der kaiserlichen in Wien. In der letztern ist ein arabisches Buch vom Beithar wirklich da, und er hat also hierinn ganz recht, aber es ist nichts weiter als ein Auszug.

gewesen sind, und daher mögen geglaubt haben, es sey theils nicht möglich, theils sündlich, an die Kur der Pest zu denken.

Von dem traurigen Zeitpunkte an, da Konstantinopel von den Türken eingenommen, und das griechische Reich ausgerottet wurde, worauf die gelehrten Griechen und ihre vortreflichen Bücher aus dem mittäglichen Europa näher nach dem mitternächtlichen zogen: um welche Zeit herum die Buchdruckerkunst erfunden, und die Handschriften der alten griechischen Aerzte gedruckt würden, gegen das Ende des funfzehnten und im ganzen sechzehnten Jahrhunderte sind eine Menge vortrefliche griechische Werke herausgekommen, deren Verfasser große Liebhaber der griechischen Litteratur, eifrige Schüler des Hippokrates, grundgelehrte Männer, die einen herrlichen Vortrag hatten, versuchte und erfahrne Aerzte und Weltweise waren, die sich an kein System banden, das Joch der Araber abschüttelten, von den alten griechischen Aerzten die reine lautere Natur der Dinge erlernet hatten, und in ihren Schriften die Nachkommenschaft nach ihren vernünftigen Grundsätzen unterrichtet haben. Wir haben dieser angesehenen Männer so viel, und sie sind in ihrem Fache so vortreflich, daß ich nicht weiß, wen ich unter ihnen zuerst anführen oder loben soll. Wir müssen aber doch nothwendig etliche hier anführen.

Jacob Houillier, Hollerius genannt, ein nach dem Zeugniß des Thuanus, unter den Gelehrten seiner Zeit angesehener, und wichtiger Mann, hat in dem zweeten Theile seiner Werke eine Abhandlung von der Pest, deren Anfang also lautet: „Eine Epi„demie ist eine Krankheit, welche zu einer gewissen „Jahreszeit in gewissen Gegenden viele auf einmal „befällt, und wenn daran viele sterben, so heißt sie

„pestartig, und ist die Pest: graßirt diese unter einer „Menge Volks, so reibt sie eine ziemliche Anzahl „auf. — Zuweilen ist das Fieber nicht sehr merklich, „das Herz dehnet sich nicht so stark aus, als es sich „zusammenzieht, und die Farbe des Körpers verräth „die besondre Mischung der Säfte. Das eintägige „Pestfieber tödtet innerhalb dreyßig Stunden, und „der Kranke fühlet, wie ihm die Kräfte nach und „nach entgehen und abnehmen, oft zeiget sich weder „eine Pestbeule, noch ein Karfunkel, sondern alles „Gift bleibt im Blute. Eine andre Art vom Pestfie„ber verzieht sich bis zum vierten Tage. Alle sonst „gute Zeichen sind verdächtig.„

Johann Goräus, ein berühmter pariser Arzt, der der Nachwelt mit vielen herrlichen Schriften, besonders mit vier und zwanzig Büchern de defin. Med. ein angenehmes Geschenk gemacht, und mitten im sechzehnten Jahrhunderte gelebt hat, definirt die Pest sehr genau, so wie B. Castelli in seinem Lexicon, wie wir nachher sagen werden, und beyde sind der Meynung, die Pest und das pestartige Fieber sey einerley.

Ludovicus Duretus, ein großer französischer Leibarzt, welcher unvergleichliche Kommentarien über den Hippokrates und den nur gerühmten Hollerius geschrieben hat, sagt bey Hollerii Cap. 42. praenot. lib. H. adnot. in Enarratione in Hollerium: „Die „entnervenden Fieber sind pestartig, aber nicht an„steckend wie die Pest, und können von Fehlern in „der Lebensordnung herrühren, ein wirkliches Pest„fieber ist ein solches, wovon diejenigen angesteckt „werden, welche Personen, die daran liegen, zu nahe „kommen, und hülfliche Hand leisten, ein pestartiges „aber dasjenige, welches sich nur auf den, der ein„mal daran liegt, einschränkt. Galen sagt Epid.

„libr. 3: der Durchfall tödtete alle: dieser ist ein An-
„zeigen aufgelöster Säfte, und unzertrennlich von die-
„ser Art Fieber, daran müssen die Kranken sterben,
„es ist aber keine Pest. Denn die Pest ist eine epide-
„mische Krankheit, welche von der Witterung her-
„rühret, viele Menschen aufreibt, und ansteckend ist:
„In der Pest ist der höchste Grad von Ansteckung;
„andre giftige Krankheiten sind nicht ansteckend, aber
„das Fieber, welches von einer mit pestilentialischen
„Dünsten angefüllten Luft herrühret, ist voller Gift
„und im höchsten Grad ansteckend: doch giebt es auch
„ein solches Fieber, das doch nicht ansteckend ist.
„Das gefährliche entkräftende Fieber erkennet man
„an dem faulen mit Ermattung des Kranken ausge-
„brochenen schwarzen Unrathe: dieses ist zwar pestar-
„tig, aber nicht ansteckend, wie die Pest: aber wenn
„das Fieber aus der Luft kommt, dergleichen Sect.
„3. B. 3. beschrieben ist, so ist es höchst giftig und
„höchstansteckend; die bey der mit Pestdünsten ge-
„schwängerten Luft vorkommenden Zufälle sollen seyn,
„die Rose, die Schwämme im Munde, brennende
„Fieber, Entzündungen der Hirnhäute, ungekochte
„und nicht kritische Stühle und Harn, die Wasser-
„sucht, die Schwindsucht u. s. f.„

„Galen will uns hier zween Grundsätze angeben,
„worauf wir aufmerksam seyn sollen. Der erste ist:
„man solle sich erinnern, daß die von pestartiger Wit-
„terung entstehende Fäulniß zur Kochung nicht ge-
„schickt sey, und der zweete, daß die Pest nicht der
„Name einer bestimmten Krankheit, sondern verschie-
„dene Krankheiten, welche viel Menschen auf einmal
„befallen, sey, wie z. B. der Bauchfluß, die Ruhr,
„der Karfunkel, die Rose u. d. g. seyn können; da
„dieses doch sonst Krankheiten sind, die nur einzeln
„bey dieser oder jener Person sich äußern. Es ist

„jedoch ein großer Unterschied zwischen einem pestar-
„tigen Karfunkel, und einem solchen, der mit der Pest
„vergesellschaftet ist, und ansteckt, zwischen pestilens
„und pestifer. Der Karfunkel entstehet allemal von
„einer Fäulniß des Blutes, der Unterschied aber ist
„der: der pestartige ist weder in Absicht auf ein be-
„sonderes Gift, noch auf die Ansteckung tödtlich,
„der Pestkarfunkel aber ist auf eine unerklärliche Weise
„ansteckend und wirklich Pest: ferner der pestartige
„trift nur hin und wieder einzeln jemand, und ent-
„stehet aus der besondern Beschaffenheit des Kranken,
„nicht aber aus der Luft.„

Dieses alles kommt darauf hinaus, was er in seinen Erläuterungen über die Praenotiones coacas. des Hippokrates hin und wieder gesagt hat.

Ludovicus Mercado, oder Mercatus, der Leibarzt Philipps des andern und dritten, beyder Könige in Spanien, macht Th. 2. B. 7. Cap. 1. Hoffnung, er wolle die Zeichen der ausbrechenden Pest angeben, da ihm wohl bekannt sey, wie schwer sie im Anfange zu kennen wäre, aber er erfordert so viel und wichtige Symptomen, daß auch der, der kein Arzt ist, sobald selbige zugegen sind, gewiß wissen muß, es sey nichts anders, als die Pest. Er beschreibt sie S. 443. verschiedentlich: „diejenige Krankheit muß für eine Pest
„gehalten werden, welche viele zugleich haben, und
„dabey gefährlich und tödtlich ist. Die Pest ist also
„eine schädliche verderbliche Seuche, oder ein gewisser
„in der Luft empfangener giftiger Dunst, der dem
„Lebensgeiste ganz zuwider ist: oder ein Gift in der
„Luft, das mit faulen Dünsten vermischt, oder durch
„den unglücklichen Stand der Planeten zum Tode und
„Verderben des menschlichen Geschlechts geschaffen
„worden ist: dieses letztere ist die Meynung der Stern-

„deuter von der Pest. Sie kann aber noch deutlicher „definirt werden; nämlich die Pest ist nichts anders, „als eine allgemeine, um sich greifende, schlimme und „tödtliche Krankheit, welche eben so wie alle um sich „greifende epidemische ihren Grund in der Luft und „Witterung hat. Noch deutlicher, wahrer und be„stimmter ist die Definition, wenn man sagt, das „Pestfieber ist keine andre, als eine solche Krankheit, „worinnen sich ein tief im Körper liegender hoher „Grad von Fäulniß äußert, welche den Saamen der „schnellsten Ansteckung in sich enthält, und dadurch „tödtlich und ansteckend wird.„

Hieronymus Capivacci, sagt in seiner Medic. Pract. B. 6. Cap. 29. 30. 31. S. 1034. u. f. der Frankfurther Ausgabe von 1594: „Unter dem Na„men des Pestfiebers verstehen wir ein Fieber, wel„ches schnell tödten kann, und ein ansteckendes Fieber, „das entweder aus der Luft oder von andern Ursachen, „auf was für Art es wolle, entstehet. In diesem „Verstande genommen, ist die Pest nichts anders, „als ein Fieber, das seinen Grund in einem hitzigen „Gifte, das Fäulniß um sich her verbreitet, hat. In„dem wir sagen, sie sey ein Fieber, so unterscheiden „wir das Pestfieber von der Pest, die bisweilen ohne „Fieber seyn kann, wenn der Stoff derselben die äus„sern Theile trift, und dem Herzen nicht mitgetheilet „wird: wie man aus dem Galen Aph. 25 und 57. Sect. 3. „Epid. B. 3. und B. 9. Simpl. Cap. de Bolo armena „schließen kann. Wir sagen, der Grund des Pestfie„bers sey ein Gift, um dadurch die übrigen Fieber, „die nicht pestartig sind, zu unterscheiden. Wir „setzen hierzu, es sey ein heißes Gift, zur Unterschei„dung von den Krankheiten, die ein kaltes Gift macht. „Endlich setzen wir hierzu ein Gift, das Fäulniß erregt, „zum Unterschied von der Krankheit, die von einem

„hitzigen Gifte, das keine Fäulniß erreget, herrühret, dergleichen der Arsenik bisweilen hervorbringt.„

Desiderius Jacot, von dem wir dreyzehn Bücher der vortreflichsten Kommentarien über die Coacas des Hippokrates haben, sagt im Comm. 1. B. 3. Abschn. 2. „Die Pest nennet man nicht etwa eine besondre Krankheit, sondern eine jede Krankheit, deren innere Beschaffenheit giftig und tödtlich ist.„

Julius Palmarius Konstantinus hat sieben Bücher von ansteckenden Krankheiten geschrieben, die im Jahr 1578 zu Paris herausgekommen sind; darinnen giebt er von der Pest folgende Definition: „Die Pest, „oder das Pestfieber, ist ein äußerst hitziges, ansteckendes, giftiges, um sich greifendes, viel Menschen „tödtendes Fieber, wobey allerhand Ausschläge, Pestbeulen und Karfunkel sich zeigen.„

Jodocus Lommius, ein Brüßler Arzt, hat drey Bücher: Observ. Medic. in schönen reinen Latein geschrieben, im ersten S. 31. der Amsterdamer Ausgabe sagt er: „Nun kommen wir auf die Bemerkungen des Pestfiebers. Wo dieses noch nicht wirklich „zugegen ist, sondern der Ausbruch desselben nur zu „befürchten stehet, äussern sich folgende Umstände: „Der Frühling und Sommer sind heiß und feuchte, „mit Mittagsluft, und sind keine Winde; der Himmel verändert sich jeden Tag mehr als einmal, und „bald ist das Wetter heiß, bald kalt, bald trübe und „umwölkt, bald heiter, doch öfter trübe, es sieht, als „ob es regnen wollte, regnet aber nicht. Ueberall „siehet man viel Ungeziefer, und die Thiere sterben weg; in der Luft erscheinen des Nachts ungewöhnliche Feuer und bisweilen Kometen.„

„Wenn aber die Krankheit ausbricht, so geschiehet folgendes: Es treten plötzlich hinter den Ohren,

„unter den Achseln, am öftersten aber in den Weichen „Beulen auf, oder es fahren Karfunkeln und andre „dunkelrothe Hautausschläge auf, dabey äussert sich „ein anhaltendes hitziges Fieber, der Kranke ist äusserlich „nicht heiß, sondern empfindet bisweilen einen Schauer, „innerlich aber ist die Hitze sehr groß, der Kranke ist „traurig, matt, verdroßen, muthlos, und kann der „Neigung zum Schlafe unmöglich widerstehen. Sein „Blick ist wild, als ob er sich betrunken hätte, und „sein Auge ist trübe, und kann nicht genau sehen, es „riecht ihm übel aus dem Munde, der Athen wird „ihm schwer, die Lust zum Essen fällt ganz weg, es „schmeckt ihm alles bitter, er hat heftigen Durst. „Oft ist ihm schlimm, er muß sich brechen, und der „Nutzen, den man sich von guten Nahrungsmitteln „versprach, fällt weg. Der Puls ist klein, matt, „schnell und ungleich: der Stuhlgang riecht sehr übel. „Bald ist der Urin so dicke und trübe, wie von Pfer„den, roh und stinkend, bald ohne allen Tadel, und „wie bey einem ganz gesunden Menschen. Wenn „dieses Fieber ohne ein dazu kommendes faules ist, so „sind die Zeichen desselben meist versteckt und dun„kel, die Hitze scheinet nicht gar stark zu seyn, der „Durst ist mäßig, die Eßlust schlecht, und der Urin „in allem Betracht roh. Denn wiewohl der Kranke „nicht in Gefahr zu seyn scheinet, so machen ihn doch „die häufigen Ohnmachten, und das beständige Bre„chen ganz hinfällig; endlich kömmt plötzlich eine starke „Ohnmacht, und er ist todt, ehe man es glaubte.„

„Wiewohl jedes pestilentialische Fieber schon an „sich selbst gefährlich ist, so tödtet es doch um desto „schnellerer und gewisser, wenn das Herz innerlich „beklemmt und vom Zufluß der Säfte gedrängt ist, „und weder Beulen noch Karfunkel auf der äußern

„Haut ausbrechen: oder wenn es ja geschiehet, we-
„der die Krankheit noch den Kranken erleichtern.
„Eben so tödtlich ist es, wenn die einmal aufgetretene
„Beule oder der Karfunkel plötzlich verschwindet und
„zurückfällt, wenn der Athen des Kranken stinkend,
„seine äussern Theile kalt sind, das Brechen gar nicht
„nachläßt, und die Ohnmachten so stark werden, daß
„alle Empfindung und Puls aufhöret.„

„Auch ist es nicht undienlich zu wissen, daß es
„in dieser Krankheit nicht leicht mit Gewißheit be-
„stimmt werden könne, ob der Kranke davon kom-
„men werde: denn wenn der Arzt, wegen guter Zei-
„chen, alles mögliche Gute hofft, erwartet und ver-
„spricht, so vereitelt oft der unerwartete Tod alle diese
„guten Aussichten.„

Mit gutem Bedacht habe ich diese Stelle aus dem Lommius, ob sie gleich etwas weitläuftig ist, wörtlich hier angeführt, weil er alles und jedes erzählt, was die meisten, die ich bisher angeführt habe, und noch anführen werde, in ihren Schriften viel weitläuftiger und unordentlicher gesagt haben.

Ferner beruht das, was fast alle als Vorboten der Pest, nach deren Erscheinung sie zu besorgen sey, angegeben haben, theils auf wahren Bemerkungen von der Witterung, von den Jahreszeiten, von Himmel und Erde, und von den Nahrungsmitteln, wie sie von allen und jeden, die seit Hippokrates Zeiten von der Pest geschrieben haben, angegeben worden sind: theils verräth es den Geschmack der damaligen Zeiten, wo man auf Gespenster, Schreckbilder, Viehsterben, Wunderzeichen und Kometen, so aufmerksam war, daß nicht allein die Schriften der Aerzte, sondern auch großer Geschichtschreiber und Gottesge-

lehrten, so vortreflich sie übrigens sind, davon voll sind.

H. Mercurialis behauptet in Lect. de Peste, es gäbe nie eine wirkliche Pest, ausser wenn viel Menschen angesteckt würden, und die meisten von den angesteckten hinstürben.

Wilhelm Bailliou, der auch Ballonius heißt, ein Mann von viel Religion, guten Sitten, großer Gelehrsamkeit, Beredsamkeit und Erfahrung, den Renatus Moreau in seiner Lebensbeschreibung als einen Vertheidiger des alten Hippokratischen und Galenischen Systems wider die Lästerungen der Stoiker rühmet, hat zwar nicht viel von der Pest geschrieben, aber Epid. und Ephemerid. B. 2. bey der Witterung im Jahr 1575 giebt er uns einen ziemlich richtigen Begriff von der Pest, bey Gelegenheit der Frage: „Warum rie„chet in der Pest das Weggebrochene und der Stuhl„gang so abscheulich?„ Er sagt nämlich, die Pest und die Lustseuche verderbe den Körper, und errege eine gewisse Fäulniß, doch mit dem großen Unterschiede, daß die Lustseuche es in viel längerer, die Pest aber in sehr kurzer Zeit thue.

Ludovicus Septalius, ein Mailänder, einer von den acht Aerzten, welchen in der Pest, die in den Jahren 1575 und 1576 in Mailand wüthete, die Besorgung der öffentlichen Gesundheitsanstalten aufgetragen worden war, theilet im fünften Buch von Fiebern die Pest in diejenige ein, welche ihren Ursprung unmittelbar von der giftigen Pestluft, die in einem Lande die Pest erreget hat, und in diejenige, die in einem von Pestluft freyen Lande, wo die Luft gesund und rein ist, durch den Umgang mit Angesteckten zu entstehen pfleget. Auf diesen Grund hat er in dem, was ich nachher von der Kur der Pest aus seinem Buche anführen werde, vorzüglich gebauet.

Johann Fernelius, aus der Picardie gebürtig, Leibarzt des Königs von Frankreich, redet B. 2. Cap. 12. de abditis rerum causis weitläuftig von den Ursachen der Pest, die in den meisten Büchern angegeben sind, und wenn man seine Gedanken davon gelesen hat, wird man an der Wahrheit jener wohl zu zweifeln anfangen. Eine ordentliche Definition der Pest findet man bey ihm nicht, dargegen aber eine so weitläuftige Beschreibung, daß fast nichts von allen den Umständen fehlet, welche je ein Arzt bey der Pest bemerket zu haben bezeuget, und daß auch der unwissendste Mensch, wenn er so viel und so deutliche Zeichen der Pest findet, nicht mehr zweifeln wird, die ausgebrochene Krankheit sey wirklich die Pest.

Peter Forest, aus Alcmar, hat den größten Theil seines Lebens als praktischer Arzt in Delft zugebracht, und im ersten Theile B. 6. seiner Bemerkungen, von der zehnten Bemerkung bis zur zwey und vierzigsten, beschreibt er die Pest beynahe auf eben die Art und mit eben den Worten, wie Lommius, der zu eben der Zeit gelebt hat, und giebt die nämlichen Zeichen von der bevorstehenden und gegenwärtigen Pest an; in dem einzigen Stücke hat er sich deutlicher ausgedrückt, daß er bemerket, es gebe ein Pestfieber, wo Pestbeulen, Karfunkel und andre Hautausschläge zum Vorschein kämen, und ein anders, wobey diese äussern Ausschläge sich nicht zeigten, welches ausserdem einem bösartigen Fieber ähnlich wäre. Diese Bemerkung findet man beym Lommius nicht. Ferner merkt er sorgfältig mit an, das Pestfieber mit Peteschen, Ausschlägen und Beulen sey durch die deutlichsten und sinnlichsten Zeichen sichtbar: „aber das ohne diese Ausschläge entste„hende, offenbare seine Bösartigkeit und giftiges We„sen nicht so deutlich, und sey nicht nur von dem ge„meinen Manne nicht so leicht zu erkennen, sondern

„auch der erfahrendste Arzt könne öfters nicht sobald „dahinter kommen.„

Felix Plater, ein Leibarzt und Professor in Basel, hat erlebet, daß die Pest bey der gesundesten Witterung, ohne daß jemand eins von den sogenannten Anzeichen derselben bemerket hätte, ausgebrochen, und ein andermal, da eine ziemliche Anzahl solcher vorgängiger Zeichen sich offenbarte, keine Pest entstanden ist. Fernelius hat eben die Bemerkung gemacht, und beyde spotten gemeinschaftlich über diese Vorbothen, welche die entfernten Ursachen der Pest seyn sollen. Uebrigens hat er keine Definition von der Pest gegeben, sondern selbige, gleich andern Aerzten, in die Pest mit und ohne Hautausschläge, und in die Pest mit und ohne Fieber eingetheilet. Er war ein Feind vom Aderlassen in der Pest; am Ende dieser seiner Abhandlung sagt er folgende merkwürdige Worte: „Alles dieses habe ich durch fleißige „und geraume Jahre gemachte Beobachtungen erfor„schet, da ich erlebt habe, daß die Pest sechsmal un„ter uns graßiret hat. Ich habe allemal bis ans „Ende ausgehalten, den Kranken treulich beyge„standen, und Hand ans Werk geleget. Aus Liebe „zur Wahrheit mache ich alles das, was ich gesehen „und gefunden habe, hiermit öffentlich bekannt, und „binde mich an niemand, der vorher davon geschrie„ben hat.„ Wiewohl er beynahe achtzig Jahre alt worden ist, und fast sechzig Jahre die Praxis getrieben hat, so beweiset doch der sechsmalige Ausbruch der Pest während seiner Zeit, daß diese Seuche im sechzehnten Jahrhunderte oft gewüthet hat.

Prosper Alpin, aus Marostica, ordentlicher Lehrer auf der Universität Padua, hat die Pest bey seinem langen Aufenthalte in Egypten, welches Land viele für den ursprünglichen Sitz dieser traurigen Krank-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0354
DFG

heit halten, daselbst kennen lernen, und redet in seinen Med. Aegypt. in der Ausgabe Venedig 1591. S. 29. also davon: „Ich glaube, es wird niemand „unter uns seyn, der nicht wissen sollte, die Pest oder „Pestilenz sey der höchste Grad von Fäulniß in dem „Körper, welche die Eigenschaften des allerschädlich„sten Giftes hat, und an den Orten, wo sie aus„bricht, jedermann ansteckt, und die meisten hin„rasset.„

Raimund Minderer, Physicus der Reichsstadt Augspurg, scheinet alles das, was vom ersten Ursprunge der Medicin bis auf seine Zeiten, nämlich bis zum Anfange des siebzehnten Jahrhunderts, von der Pest irgendwo geschrieben worden ist, fleißig gelesen zu haben. Nach seiner Meynung sind alle Definitionen der Alten und Neuern mangelhaft und unvollkommen, und nur die vom Julius Palmarius gegebene ist etwas vollständiger, als die übrigen. Die, welche er selbst giebt, ist folgende: „Die Pest ist eine giftige, „im höchsten Grad tödtliche, ansteckende Seuche, die „hauptsächlich das Herz angreift, und mehrentheils „mit einem Fieber, Beulen, Pestkohlen und Haut„ausschlägen vergesellschaftet ist.„ Er hält dafür, es brauche in der Definition nicht zu stehen, daß sie die meisten Menschen befalle und umbringe, weil man z. B. eben so wohl verstehet, was das Feuer ist, es mag viel oder nicht viel verbrennen.

Lazarus Riviere, ein Professor in Montpellier, schreibt in seinem vortreflichen Buche: Praxis Medica betitelt, im siebzehnten Buche viel von der Pest, und darunter ist sehr viel Gutes. Die Definition des bösartigen Fiebers und des Pestfiebers ist bey ihm einerley, es äussern sich nämlich in beyden die schlimmsten Symptomen, der Kranke ist völlig kraftlos, und seine Säfte verderbt: der Unterschied zwischen beyden be-

stehe aber besonders darinnen: 1) im bösartigen Fieber ist die Gefahr nicht so groß, als in der Pest; 2) die Säfte sind zwar in beyden verderbt, aber die bey dem Pestfieber hinzukommende Fäulniß mache es zur Pest: und wenn die Fäulniß nicht dazu kommt, so verwandle sich auch das bösartige nicht in ein Pestfieber; 3) im bösartigen Fieber blieben die meisten Kranken am Leben, in der Pest aber stürben die allermeisten.

Daniel Sennert aus Breßlau, Professor in Wittenberg, den man sonst den Galen der Deutschen nennte, handelt in seinen Werken Th. 5. B. 4. von der Pest, den Pestfiebern und bösartigen Fiebern, und macht unter diesen dreyen einen Unterschied, weil er behauptet, das Fieber gehöre nicht wesentlich zur Pest. Von dieser aber giebt er folgende Definition: „die Pest ist eine giftige Krankheit des Herzens, die „ihren Grund in einer giftigen Materie, welche der „ganzen Substanz des Herzens besonders zuwider „und ansteckend ist, hat, und daher an sich selbst an„steckend ist, alle Verrichtungen des Herzens plötzlich „und gewaltig in Unordnung bringet und schwächet, „seine Laufbahn geschwind vollendet, die meisten tödtet, und alle Arten von gefährlichen schlimmen „Symptomen bey sich führet.„ Diese Definition stehet im ersten Kapitel; im siebenten aber nennet er ein bösartiges Fieber ein solches, das mit den sogenannten Zeichen der Bösartigkeit verbunden, wenigen tödtlich, und nicht leicht ansteckend ist; das pestilentialische Fieber ist, seiner Meynung nach, dasjenige, woran viele sterben und viele davon kommen, nicht sogar viele aber angesteckt werden: endlich die Pest ist, „wenn die meisten, die krank zu werden anfangen, „sterben, alle und jede, die nur einige Gemeinschaft „mit Kranken haben, angesteckt werden, und die An„steckung sich auch in entfernte Orte verbreitet.„

Johann Castellus, ein Arzt zu Augspurg, hat zu eben der Zeit eine Abhandlung von der Pest herausgegeben, worinnen er zuvörderst behauptet, nicht jede Pest rühre von einer bösen Luft her, und zum Beweiß seines Satzes die im nächstvorherigen 1607ten Jahre in Augspurg gewesene Pest anführet, endlich aber folgende Definition von der Pest macht: „die „Pest ist eine Epidemie, welche aus schädlichen Dün„sten entspringet, auf verschiedene Weise die Men„schen anfällt, und die meisten hinzuraffen pflegt.„

Paul Barbette, ein berühmter Arzt in Amsterdam, hat aus langer vielfältiger Erfahrung ein Buch von der Pest geschrieben, und 1672. in Leiden drukken lassen. Darinnen schreibt er: „die Pest ist eine „unbegreifliche Krankheit, deren Grund ein geistiger „und ansteckender Dampf zu seyn scheinet, welcher „vermögend ist, das Blut in der Geschwindigkeit auf„zulösen, so daß das Herz kraftlos wird, und der „Kranke stirbt. — Bisweilen ist kein Fieber dabey: „ich habe vielen beygestanden, welche übrigens ge„sund waren, gut essen, trinken und schlaffen konn„ten, und in den Weichen Beulen hatten, welche „bey der Behandlung, ihre Bösartigkeit deutlicher „zeigten, als diejenigen Beulen, welche bey andern „in Begleitung des heftigsten Fiebers zum Vorschein „kamen. — Zuweilen ist ein Fieber dabey, und „hinwiederum giebt es ein pestilentialisches Fieber „ohne Pest.“

Johann Jacob Waldschmidt, Leibarzt des Landgrafen in Hessen, erster Professor auf der Universität Marpurg, sagt in Scrutinio pestis, Th. 2. S. 92.: „die Pest ist eine epidemische, ansteckende Krankheit, „welche ihren Grund in der größten Unordnung und „Verderbniß des Blutes hat, die von einer feinen „bösartigen Materie herrühret, wobey Hautaus-

„schläge, Pestkohlen, Beulen und eine Menge schreck-
„licher Symptomen sich äußern.„

Paul Sorbait, ein Holländer, kaiserlicher Leibarzt, sagt in seinen Opp. theoretico-practicis, die in Wien 1672. herausgekommen sind, S. 534.: „fol-
„gende sind die Zeichen einer gegenwärtigen Pest, ein
„anhaltendes unordentliches Fieber, das bald seinen
„Grund in Säften hat, bald hektisch, bald eintägig
„ist, eine von freyen Stücken ohne merkliche Ursa-
„chen sich äußernde Müdigkeit, und schnell entstehende
„Kraftlosigkeit, Kopfschmerz, Mangel alles Schla-
„fes, Irrereden, Schlafsucht, Ohnmachten, dunk-
„ler versteckter Puls, Herzdrücken, Brechen, ein
„von der äußersten Bösartigkeit der Säfte, herrüh-
„render Durchfall, Durst, abwechselnde Erscheinun-
„gen im Urin, purpurrothe Flecken, Beulen und
„Pestkohlen, aufgetretene Drüsen hinter den Ohren
„und unter den Achseln. Man muß sein Urtheil
„hierbey nicht lediglich nach der Beschaffenheit des
„Urins fällen, sondern dabey auch die übrigen Zei-
„chen zu Hülfe nehmen. Wenn nämlich zu einer Zeit
„viele sterben, und die angeführten Zeichen kommen
„darzu, so kann man schließen, ob es die Pest sey.„

Balthasar Timäus von Güldenklim, ein Brandenburgischer Leibarzt, schreibt in seinen Epist. und Consil. B. 4. S. 323.: „die Pest ist eine äußerst
„hitzige, gefährliche und schnelle Krankheit, die das
„Herz sehr heftig angreift, die Lebensgeister in Unord-
„nung bringt, und die Kräfte des ganzen Körpers
„ungemein schwächt und schnell mitnimmt, — wenn
„aber weder Beulen noch Karfunkel äußerlich zum
„Vorschein kommen, so darf man sich wegen der Pest
„nicht viel Sorge machen.„

Laurentius Bellini, aus Florenz, ein berühmter Professor der Medicin in Pisa, sagt in seinem vortref-

lichem Buche vom Urin, Puls, Aderlassen, Fiebern, u. s. f. S. 264. u. f.: „ein Pestfieber pflegt man zu „nennen, wenn ein bösartiges Fieber, das einzelne „Menschen befiel, allgemein wird, ansteckend ist, und „die meisten, die es trift, tödtet. Die Pest und das „Pestfieber sind verschiedene Krankheiten, denn bey „der Pest ist nicht allzeit ein Fieber, sondern sie ist „zuweilen ohne Fieber, wie man in den Schriften „der Aerzte lieset. Wenn aber ein Fieber bey der Pest „ist, so sind, wie man leicht erachten kann, vorher, „bey der Krankheit, und nach selbiger eben die Um„stände, wie bey einem Fieber. Die Pest und das „Pestfieber sind von einander unterschieden, wie Gat„tung und Art: denn da die Pest überhaupt eine all„gemeine, oder graßirende, tödtende und ansteckende „Krankheit ist, so nennt man dasjenige Fieber, das „allgemein graßirend, tödtend und ansteckend ist, ein „Pestfieber. — Hautausschläge, Beulen, Karfun„kel u. d. g. sind einzeln betrachtet, keine Beweise der „Pest, außer wenn die vor und bey der Pest gewöhn„lichen Zufälle dabey sind. Denn nicht jeder Kar„funkel u. s. f. ist ein pestartiger, sondern nur der, „der mit der Pest verknüpft ist, und von der Pest „herrühret.„

Christian Johann Lange, der jüngste unter den drey Langen, welche sich durch ihre Schriften berühmt gemacht haben, ist im zweeten Bande seiner Schriften Th. 2. Cap. 14. §. 2. der Meynung, die Pest und das bösartige Fieber unterscheiden sich lediglich dadurch: „daß sich in der Pest die Symptomen mehr „häufeten, und beynahe alle mögliche im höchsten „Grade vorkämen, auch sonderbare Hautausschläge, „z. B. Beulen, Karfunkel, blaue Striemen u. d. g. „sich zeigten.„

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0359
DFG

„Diese Hautausschläge sind die einzigen besondern „Zeichen der Pest: der Arzt kann aber doch bey einer „um sich greifenden ansteckenden Krankheit Verdacht „haben, es könne wohl eine Pest werden, wenn an„dre Symptomen der Bösartigkeit dabey vorkom„men, nur muß er äußerst vorsichtig dabey zu Werke „gehen, um nicht etwa Kranke, deren Zufälle einige „Aehnlichkeit mit der Pest haben, sogleich in die Kran„kenhäußer und in die Gemeinschaft mit andern ange„steckten Personen zu bringen.„

Bartholomäus Castellus aus Meßina, welcher vor zwey Jahrhunderten gelebt hat, giebt in seinem griechischlateinischen Wörterbuche aus dem Hippokrates, Galen, Avincenna u. a. folgende Definition der Pest: „die Pestilenz, das Pestfieber, die Pest λοιμὸς „ist eine Krankheit, die weder angeerbt, noch irgendwo „einheimisch, sondern epidemisch, ansteckend, höchstge„fährlich, allgemein, aus allgemeinen Ursachen herrüh„rend, graßirend, und sehr schnell tödtend ist, weil sie we„gen ihrer bösartigen und giftigen Fäulniß die Säfte, die „Lebensgeister und die Substanz des Herzens und seine „Verrichtungen verderbet und vernichtet.„ Emanuel Stupanus, ein Basler Arzt, hat dieses Wörterbuch im Jahr 1628. verbessert, Adrian Ravenstein in Rotterdam 1644, und nachmals 1657. um den dritten Theil vermehrt; und Jocob Pancratius Bruno endlich hat es in vielen Stücken verbessert, und 1713 eine noch vollständigere Ausgabe deßelben in Leipzig besorget. In diesem letztern Wörterbuche stehet folgende ausführliche Definition der Pest: „λοιμὸς be„deutet die Pest, oder Pestilenz, eine epidemische, „höchstbösartige und überaus gefährliche schlimme „Krankheit, von welcher man nicht wohl im Stande „ist, eine allgemeine Beschreibung zu geben, weil „die dabey sich äußernden Symptomen fast jedesmal

„unendlich verschieden, und die innre Beschaffenheit „der Ursachen und Veranlassung zum Ausbruche uns „unbekannt ist. In wie ferne sie von dem Pestfieber „abweichet, könnte man sie, um sich eine Vorstellung „und recht medicinische Begriffe davon zu machen, „also beschreiben. Die Pest ist eine allgemeine, in „aller Betrachtung bösartige, höchstansteckende, epi„demische Krankheit, in welcher alle nur erdenkliche „schlimme Zufälle sich häufen, und die Gefahr äus„serst dringend und plötzlich ist: der Grund der Krank„heit liegt in einer schnellen Verderbniß, Erstarrung, „Verdickung, Fixirung, Fäulniß, und bisweilen in „einer gänzlichen Unwirksamkeit und Ertödtung der „Blutmasse und der Lebensgeister, welches alles eine „giftig ansteckende, tödtliche Verderbniß der Säfte „verursachet.„

Thomas Willis, ein Professor der Medicin in Oxford, nachmals ein großer praktischer Arzt in London, dessen Ruhm in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts groß war, und dessen Schriften schon im Jahr 1647. zu Genev heraus kamen, giebt uns Th. I. Cap. 13. von Fiebern folgende Definition der Pest: „die Pest könnte man also beschreiben, daß sie eine „epidemische, ansteckende, dem Menschengeschlecht „höchstfeindselige, aus einem giftigen Miasma, wel„ches anfangs aus der Luft eingesogen, nachhero aber „durch die Ansteckung verbreitet wird, entstehende „Krankheit sey: welche die Menschen heimlicher und „versteckter Weise angreifet, die Lebensgeister däm„pfet und unterdrückt, das Blut gerinnen macht, sel„biges sowohl als die festen Theile wie ein Blitz rüh„ret, trift, und ganz unthätig macht: dabey erschei„nen allerhand Hautausschläge, Beulen, Pestkohlen, „die schrecklichsten Symptomen brechen eins nach dem „andern hervor, und der Kranke befindet sich in größ-

„ter Lebensgefahr.„ Er theilt die Pest ein in die weit um sich greifende, und in die in einen kleinen Landesstrich eingeschlossene; ferner in die einfache, welche ohne Fieber und andre scheinbar dringende Zufälle ist, und den Menschen gleichsam hinterlistiger Weise umbringet, und in die zusammengesetzte, deren Anfall mit einer Menge solcher Symptomen, die andern Krankheiten eigen sind, vergesellschaftet ist; und endlich in die bösartigere und gutartigere; „denn die Pest ist an gewissen „Orten und zu gewissen Zeiten weit gelinder, so daß viele „davon angegriffene Personen mit dem Leben davon „kommen: zuweilen aber ist sie im höchsten Grad tödtlich, die meisten, die einmal befallen werden, ster„ben, und von hunderten wird kaum ein einziger „gerettet.„

Vopiscus Fortunatus Plemp, ein Professor in Löwen, der aus einem Patriciergeschlechte in Amsterdam stammet, und in der Mitte des vorigen Jahrhunderts, zu einer Zeit da keine Pest graßirte, gelebt hat, sagt in Med. fund. B. 6. „die Pest ist eine „ansteckende und bösartige Krankheit, welche ihrer „Natur nach unter den Thieren graßiret, und die mei„sten tödtet: mehrentheils gesellet sich ein schlimmes „Fieber, Beulen, Karfunkel, Blattern und andre „böse Zufälle darzu.„

Ysebrand Diemerbroeck, ein Arzt in Nimwegen, welcher in der Pest 1635, 1636. ferner in der Pest 1667. eine große Anzahl Pestkranker gesehen und kuriret, auch selbst die Pest ausgestanden hat, schreibt in seinem Buche von der Pest also: „die Pest ist eine „Krankheit, welche fast keines Menschen schonet, „die allerhitzigste, gefährlichste und ansteckendste unter „allen ist, von verborgenen bösartigen giftigen Dün„sten herrühret, welche den Lebensgeistern und der „angebohrnen Wärme ihrer Natur und Wesen nach

„höchst feindselig und widrig ist, und die Verrich-
„tungen aller Werkzeuge des Körpers, besonders aber
„des Herzens hemmet, unterdrückt und endlich ver-
„nichtet.“

Thomas Sydenham, ein Londner Arzt, den man nur nennen darf, wenn man einen großen Arzt nennen will, beschreibt die in London in den Jahren 1665. und 1666. graßirende Pest. Zu Anfang derselben flohe er, und Nathanael Hodges, von dem wir nachher reden werden, und noch ein andrer Arzt, besorgten indessen die Pestkranken treulich; als aber nachher die Pest überhand nahm, kam er wieder nach London, und besorgte die Kranken bis zum Ende derselben, nach seiner Rückkunft. Seine Beschreibung ist folgende: „Beym ersten Anfalle haben die Kran-
„ken, wie beym Ausbruche eines Wechselfiebers be-
„ständig Frost und Schauer, darauf folget heftiges
„Brechen, ein Schmerz in der Gegend des Herzens,
„als wenn es von einer Presse zusammengeschraubt
„würde, ein hitziges Fieber, nebst allen dabey ge-
„wöhnlichen Symptomen, welches die Kranken un-
„aufhörlich martert, bis endlich entweder der Tod,
„oder der Ausbruch einer Beule, oder das Auftreten
„der Drüsen hinter den Ohren die traurige Lebensge-
„fahr vertreibet und die Materie der Krankheit nach
„den äußern Theilen ziehet. Der Fall ist seltner, daß
„die Pest, ohne Bemerkung eines Fiebers, den Men-
„schen angreift, und ihn unverhoft ohne vorher krank
„zu seyn, hinraffet, und daß purpurrothe Flecken zum
„Vorschein kommen, welche so schnell gefährlich sind,
„daß die Menschen, wo sie gehen und stehen, so-
„gleich todt hinfallen.“

Nathanael Hodges, der gleichfalls ein treuer Augenzeuge der in obgedachten Jahren in London graßirenden Pest gewesen ist, sagt S. 39. in seiner Be-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0363
DFG

schreibung derselben: „die Pest ist eine Krankheit, die „von einer überall durchdringenden giftigen, gefähr„lichen, tödtlichen und ansteckenden Luft herrühret, „und zu einer und eben derselben Zeit in verschiedenen „Gegenden viele Menschen befällt: sie hat ihren Grund „in einer besondern verderblichen Entstehung eines sal„peterartigen luftigen Geistes, meistens ist ein Fieber da„bey, und die schrecklichsten Zufälle sind von ihr un„zertrennlich.„

Johann Bernhard Sthaar, ein Arzt in Krakau, hat das Pestfieber beschrieben, welches die in der Irre herumgehenden Juden im Jahr 1707. aus Leopoldstadt nach Krakau mitbrachten, woran ohngefehr achtzehntausend Menschen starben. In diesem Fieber äußerten sich alle mögliche gefährliche und tödtliche Symptomen, welche nur je in irgend einer bösartigen Krankheit bey irgend einer Verrichtung der Theile sich geäußert haben. Die Kranken bekamen Beulen, aber keine Pestkohlen, viele, aber nicht alle, hatten schwarze Peteschen: die Seuche griff schnell um sich. Man hat nichts gedrucktes davon, als einen Brief vom Sthaar, der in den Leipziger Nachrichten vom Jahr 1710. befindlich ist.

Richard Morton, ein berühmter Londner Arzt, merket im Anhange seiner Abhandlung von Fiebern etwas besonders von der Pest an, davon wir nachmals bey dem Vortrage der Pestkur großen Nutzen spüren werden, wo ich die ganze Stelle aus seinem Buche wörtlich anführen will, nämlich das Pestfieber versteckte sich zuweilen unter der Larve eines anhaltenden nachlassenden, eins verwandle sich in das andre, und dann werde es im höchsten Grad epidemisch, weil immer eins auf das andre folge.

Onuphrius Bonfiglius, ein vormaliger großer polnischer Arzt, definirt in einer in Krakau gedruckten

Streitschrift im Jahr 1720 de plica polonica de Peste u. s. f. betitelt, die Pest, die er selbst erlebt hatte, also: „Sie ist eine ansteckende, äusserst hitzige, „bösartige, epidemische Krankheit, welche schnell die „meisten in einer Gegend ergreift; sie tödtet, und zwar „öfters in einem Zeitraum von vier Tagen.„

In der Beschreibung der in Marseille graßirenden Pest findet man solche Definitionen derselben, woraus man beweisen wollte, daß diese Pest jene schreckliche Krankheit nicht sey, wie wir im nächstvorhergehenden Kapitel erzehlten.

Ein ungenannter Verfasser del saggio anastronomico beschreibt die Pest in Algier, die er in den Jahren 1752 und 1753 selbst mit abgewartet hat, und erzehlet unter andern merkwürdigen Dingen folgendes: „Die Pest wurde aus den gegen Abend gelegenen „Provinzen des Königreichs Algier, wo sie schon viele „Monate gewütet hatte, endlich von einigen Reisenden, welche nach der Sitte dieses Landes ungehindert hineindurften, nach Algier gebracht, und brach „im Anfange des Junius 1752 in dieser Stadt aus. „Einige Zeit verbarg sie sich, wie es gewöhnlich ist, „unter dem Namen der epidemischen Krankheit, bis „endlich dieses glimmende Feuer durch die feuchten „Winde, (dieses waren Mittagswinde, die so dicke „waren, daß man kaum Othem schöpfen konnte,) welche „im Anfange dieses Monats weheten, so angeblasen „wurde, daß es fast die ganze Stadt verheerte.„

Ein erfahrner Arzt, Adam Chenot, der sich während der in Siebenbürgen in einigen Gegenden, vom Anfange des Octobers 1755 bis zu Ende des Januars 1757, sechzehn Monate lang ziemlich heftig graßirenden Pest, daselbst aufgehalten, hat, wie obgedacht

einen Traktat von der Pest herausgegeben, der schön und gelehrt ist, und deswegen vorzüglich einen besondern Werth hat, weil er erst dann geschrieben worden ist, da er durch eine lange Erfahrung, und durch Versuche, die er an sich selbst und andern gemacht hat, indem er selbst diese Seuche vom Anfange bis zum Ende ausstehen mußte, und dennoch mit dem Leben davon kam, ihre ganze Bahn, und die bey derselben auszustehende Quaal gründlich kennen gelernt hatte.

Dieser Mann hat es für besser gehalten, eine weitläuftige Beschreibung, als eine Definition von der Pest zu geben, und erzehlet in selbiger alle und jede Symptomen, welche theils allen in einerley Maaßen, theils verschiedene in Betracht der Ordnung, der Zeit, der Geschwindigkeit und der Heftigkeit widerfuhren.

In dieser Beschreibung sagt er, wenn jemand krank wird, und die Ansteckung von fremden Orten kommt, und die Krankheit um so viel hitziger ist, als andere hitzige Krankheiten, daß sich schon im Anfange diejenigen Symptomen äussern, welche in andern hitzigen Krankheiten erst weit später zu erscheinen pflegen, und wenn die Kranken so heftig befallen werden, daß eine Menge derselben kaum den vierten Tag überlebt, und viele den siebenten nicht leicht heranbringen; wenn zweytens die Zahl der Todten, besonders an solchen Orten, wo es an guten Aerzten nicht fehlet, die Zahl der Genesenden entweder übersteiget, oder ihr doch gleich kommt, oder wenigstens nicht vielmehr davon kommen als sterben; wenn drittens niemand anders krank wird, als wer mit angesteckten Personen umgegangen ist, wer dergleichen angesteckte Sachen berühret hat, oder ihnen zu nahe gekommen ist; wenn

viertens bekannt ist, daß die Seuche in der Nachbarschaft graßiret; wenn fünftens der Kranke, der entweder mit verdächtigen Personen Umgang gepflogen hat, oder verdächtige Sachen berühret, in seinen Händen gehabt oder angezogen hat, bald darauf einen Schauer empfindet, über eine plötzliche Ermattung, Schweere und Taumel im Kopfe, Beklemmungen, Muthlosigkeit ohne Ursache klagt, und dabey sein Puls, seine Wärme, sein Othenholen und sein Urin anfangs ziemlich natürlich sind, wenn Personen mit bereits einzeln stehenden Peteschen, die vor oder nach dem Tode zum Vorschein kommen, innerhalb einem, zween bis drey Tagen sterben: „dann ist es,„ wie er sagt, „so wahrscheinlich, daß in jedem dieser Fälle die „Ursache der Krankheit eine andre, als eine gemeine „sey, so daß der Arzt nöthig hat, der Obrigkeit anzu„zeigen, die Krankheit sey ihm, wenn sie auch nicht die „Pest selbst seyn sollte, wenigstens höchst verdächtig, und „die Obrigkeit thut wohl, wenn sie zur Erhaltung „ihrer Unterthanen alle mögliche Mittel vorkehret, „welche das Feuer in der Asche zu dämpfen dien„lich sind.„

„Wenn sechstens der Kranke gleich anfangs oder „nachher über Schmerzen in den Weichen, hinter den „Ohren, oder unter den Achseln klagt, wenn sich da„selbst eine Härte oder Geschwulst zeigt, dann ist es „noch sicherer, daß es die Pest sey. Denn ich weis „nicht, daß es eine Krankheit giebt, wobey die ange„führten Zufälle oder ähnliche sich in der Verbindung „mit dergleichen Schmerz, Härte oder Geschwulst „an benannten Orten in solcher Geschwindigkeit äußer„ten, als die Pest.„

„Wenn siebentens auch bey Kranken, die nicht „so gefährlich zu seyn scheinen, dergleichen Beulen

„zum Vorschein kommen, auftreten und groß werden, „gegen die Zeit der Genesung eytern, zuweilen auch „wieder verschwinden, so ist um so weniger zu zwei„feln, daß es in der That die Pest sey; wenn zumal „zu eben der Zeit die Menschen unvermuthet und „plötzlich sterben, und obige Umstände sich immer deut„licher bey den Kranken offenbaren.„

„Wenn endlich achtens nur bey einem einzigen „Kranken eine Karfunkel mit allen seinen besonderen „Zeichen nebst den übrigen Zufällen hinzukommt, „dann muß derjenige, der noch leugnen will, daß es „die Pest sey, sehr eigensinnig und hartnäckig seyn.„

F. X. Bensa hat von der in Wien 1712. 1713. 1714 graßirenden Pest eine Abhandlung geschrieben, die unsre besondre Aufmerksamkeit verdienet. Dieser Mann ist nicht nur die ganze Zeit über in Wien und Preßburg, sondern auch in verschiedenen andern Ungarischen Städten seit 1708. gewesen, hat die Pest mit abgewartet, den Kranken Rath und That gegeben, und die Krankheit selbst ausgestanden. Zehn Aerzte, welche außer ihm die Kur der Pestkranken besorgten, mußten sterben.

Im vierten Kapitel von den Kennzeichen der Pest erklärt er sich folgendergestalt: „Wiewohl man diese „Seuche gar leicht daran kennen kann, wenn im „Fortgange derselben Beulen und Flecken zum Vor„schein kommen: so glimmt sie doch auch wie ein mit „Asche bedeckter Funke, und ist deswegen nicht so leicht „zu unterscheiden, weil viele Zeichen zweydeutig und „auch andern Krankheiten gemein sind, und dieses ist „auch die Ursache, warum oft alle Hülfe zu spät kommt, „weil man im Anfange nicht genug Sorgfalt beweiset, „und sie vernachläßiget.„

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0368
DFG

Im vorigen Kapitel sagten wir, daß der Gesundheitsrath in Wien die bittersten Klagen geführt habe, daß die Aerzte unter sich selbst über den Namen der Krankheit so uneins gewesen wären; und daß diese Uneinigkeit Ursache sey, daß die Pest, der man vielleicht im Anfange hätte Einhalt thun können, so weit und breit um sich gegriffen habe. Haben denn aber jene große und weise Männer den Grund dieses Unglücks gehoben? Sie haben, nach dem Beyspiele anderer, die Pest so beschrieben, daß auch der allereinfältigste Mensch, dann, wenn sie schon so lange graßiret, wenn sie so schreckliche Zufälle nach der Reihe verursachet, und wenn sie eine solche Menge von Menschen bereits hingeraft hat, nicht mehr im Stande ist, zu zweifeln, ob es wirklich die Pest sey, oder nicht. Endlich aber sagen sie noch: „diese ansteckende Seuche sehe anfänglich mannigmal einem Katarrh, der Bräune, der „Entzündung der Lungen oder des Brustfelles, einem „Durchfalle, und einem hitzigen Fieber ähnlich, bis „endlich Beulen, Pestkohlen und Peteschen zum Vorschein kämen, und die größte Bösartigkeit dadurch „offenbar würde.„

Auf diese Weise bekräftiget Bensa und der Wiener Gesundheitsrath dasjenige, worüber der berühmte Sorbait in seinen Conf. Med. S. 20. klaget: daß nämlich die Pest im Jahr 1679 sich unter andern Krankheiten versteckt, endlich aber sich offenbaret, und in Wien dergestalt gewütet hätte, daß mehr als sechs und siebzig tausend Menschen, welches ohngefähr der dritte Theil der Einwohner war, draufgiengen.

Diese mühsame Sammlung aller hieher gehörigen Stellen aus so vielen Schriften wird, meines Erachtens, hinreichend seyn, uns im künftigen Kapitel deutlich zu lehren, was für einen Schluß man in Ansehung der aufgeworfenen Frage fassen müsse.

Des zweyten Abschnittes

viertes Kapitel.

Von denen aus dem zweeten und dritten Kapitel nothwendig fließenden Folgerungen.

§. 1. Nun wird endlich die im vorigen Kapitel gethane Frage beantwortet, daß es nämlich bis jetzt noch keine hinlängliche Definition der Pest giebt, weil alle uns bekannte Definitionen nur ein Verzeichniß derjenigen Zeichen, bey deren Ausbruche niemand mehr an der Gegenwart der Pest zweifeln kann, keinesweges aber diejenigen Begriffe enthalten, wodurch wir die Pest im Anfange, wenn die merklichsten Zeichen derselben noch fehlen, erkennen lernen. Was ist die Ursache, daß die Aerzte beym Anfange einer Pest öfters selbst in ihren Gedanken schwankend sind, und denen Obrigkeiten, wenn sie darum befragt werden, schwankende Antworten geben? §. 2. Eilf Regeln, bey deren Beobachtung die Aerzte selbst gewisser wissen können, woran sie sind, auch im Stande seyn werden, richtigere Antworten zu ertheilen. Die Pest kann in eine Gegend gebracht werden, wenn man gleich in der Nachbarschaft nichts davon weis. Der Fall ist sehr selten, daß man eine Krankheit für die Pest aus- und angegeben hätte, und sie es wirklich nicht gewesen wäre: desto häufiger, aber auch nachtheiliger hergegen der andere, daß man eine wirkliche Pest nicht dafür gehalten hat. Was lernet man daraus? Einige Tadel der öffentlichen Krankenhäuser oder so genannten Lazarethe. Man muß die Mittelstraße zu beobachten suchen, zwischen der Nachläßigkeit der Türken, und unserer Aengstlichkeit in der Behandlung der Pest.

§. 1.

Ich glaube zwar, daß es meinen Lesern eben so verdrüßlich und eckelhaft gewesen ist, die angeführten Stellen und Meinungen aus so vielen Büchern zu lesen, als es mir war, sie aufzusuchen und auszuschreiben: aber ich fand es einmal schlechterdings nöthig, diese Arbeit nicht halb, sondern ganz zu thun, damit diejenigen von meinen Schülern, welche dereinst gebraucht werden sollen, der Pest zu steuren, damit sie nicht weiter um sich greife, oder solchen Personen, die schon angesteckt sind, Rath und That zu geben, und keinen Vorrath von Büchern, woraus sie sich Raths erholen könnten, bey sich zu führen Gelegenheit haben, mit einem einzigen Blicke eine ganze Bibliothek von solchen Schriften durchschauen, und wissen möchten, was sie den Obrigkeiten und Landesherren von der Natur der Krankheit für einen Bericht zu machen haben, und was sie mit den Kranken selbst anfangen sollen.

Denn sie werden einsehen:

1) Daß jene Prophezeyungen, wenn unwissende Sternseher, alte Weiber, und milzsüchtige Menschen bey der Erscheinung eines Kometen, bey einem gewissen Stande der Planeten, bey gewissen Kinderspielen, wenn diese Leichenbegängnisse spielen, begraben, Sterbelieder singen, und sonst dergleichen Possen treiben, bey ausgebreiteten Gespensterhistörgen, bey der Erscheinung gewisser Vögel, bey Viehsterben, bey schlimmen Wetter, bey theuren Getraidepreisen und ähnlichen Vorfällen, allerhand gefährliche Dinge vorspiegeln, theils falsch, theils lächerlich sind: weil die angeführten Zeugnisse gnüglich beweisen, daß bey der Erscheinung aller dieser Dinge die Menschen von der Pest frey, und zu andern Zeiten, wenn nichts davon

vorgegangen war, ein Opfer dieser Seuche gewesen sind.

2) Daß es bis ietzt noch keine solche Definition von der Pest gebe, worinnen genau bestimmt wäre, ob eine Krankheit die Pest sey, oder nicht, so lange weder Beulen noch Ausschläge dabey zum Vorschein kommen, und worinnen ein untrügliches Zeichen, ob eine Krankheit nicht pestartig, sondern nur bösartig sey, angegeben würde.

3) Daß viele Aerzte die Bemerkung gemacht haben, auch die Erscheinung der Beulen, Pestkohlen und Peteschen sey ein unsicheres Zeichen der Pest: und daß diese mit und ohne Fieber von andern Ursachen erzeuget werden, und auf der Oberfläche des Körpers erscheinen können. Ich muß noch das dabey erinnern, daß mir selbst ein solcher Fall vorgekommen ist: ein Wärter in unserm Krankenhauße, der ganz zuverlässig nicht venerisch war, verfiel in ein anhaltendes Fieber, er bekam die Ruhr und mehr als eine Beule in den Weichen: gleichwohl offenbarte sich aus den übrigen dabey gegenwärtigen Umständen sowohl, als in der Folge, daß man keinen Gedanken von der Pest hierbey haben konnte.

4) Daß in den wahren Definitionen und Beschreibungen der Pest solche Erscheinungen angeführt sind, bey deren Gegenwart es weder zweifelhaft noch zweydeutig mehr ist, und die mehrentheils im Anfange der Pest fehlen, und wenn sie da sind, voraus setzen, daß die Pest öffentlich ausgebrochen sey, und weit und breit um sich gegriffen habe.

5) Daß auch die berühmtesten Aerzte, die man wegen ihres ausgebreiteten Ruhms vorzüglich befragt hat: ob die ausgebrochene Krankheit die Pest sey, zum Verderben ganzer Völker behauptet haben, sie

sey es nicht, daß sie nachher ihren Irrthum mündlich und schriftlich bekannt haben, und daß die Definitionen von der Pest, die sie gegeben haben, gleichwohl weder zuverläßiger, noch deutlicher, als andre sind: da man doch von ihrer Aufrichtigkeit und Rechtschaffenheit, die sie in andern Stücken bewiesen haben, gewiß dergleichen hätte erwarten können, wenn es möglich wäre, sie zu geben.

6) Daß die Fälle wahrhaftig nicht selten sind, wo die Aerzte bösartige Fieber für die Pest, und die Pest für bösartige Fieber so lange halten, und sich irren können, als die Unterscheidungszeichen versteckt bleiben.

7) Daß die Aerzte, bey einer Seuche, die nur auszubrechen anfängt, und wo die untrüglichen Zeichen der Pest noch fehlen, sehr bekümmert seyn müssen: denn wenn sie in solchen zweifelhaften Fällen die Obrigkeit nicht warnen, so können sie, wenn es wirklich die Pest ist, an dem Verderben ganzer Reiche und unzähliger Menschen schuld seyn: warnen sie aber dieselbige, und es ist hernach die Pest nicht, so werden sie den heftigsten Zorn und die Ungnade der Fürsten und Obrigkeiten auf sich laden, weil sie theils alle Welt in das größte Schrecken versetzet, theils den Gang des freyen Gewerbes gehindert und die herrschoftlichen Einkünfte geschmälert haben.

8) Daß die Aerzte sowohl als die Obrigkeiten verschiedene Gründe haben, warum sie beym Ausbruche einer Krankheit, von der es noch zweifelhaft ist, ob sie wirklich ansteckt, dieselbe lieber für eine gemeine, als für die Pest ausgeben. Die Aerzte fürchten sich, so lange sie noch selbst nicht gewiß davon überzeugt zu seyn glauben, sie für die Pest wirklich und öffentlich zu erklären, weil sie in dieser Ungewißheit unter sich

selbst nicht einmal einig sind, vielmehr einige dafür, andre dawider zu seyn pflegen. Und wenn nun unter solchen Umständen einige behaupten, es sey die Pest, so ziehen sie sich den Haß des Volkes und der Grossen auf den Hals, und laufen Gefahr, daß es ihnen eben so gehe, wie dem Septalius und einigen Aerzten, in Marseille, daß nämlich der Pöbel in der Verzweiflung selbst Hand an sie legt, und die Vornehmen sie hassen und verfolgen.

9) Daß es auch öfters unter den Aerzten solche giebt, die entweder selbst, oder deren Freunde, Verwandte und Gönner von dem gesperrten Handel und Wandel Schaden haben, und daß diese daher gern schweigen, so lange sie noch Nutzen davon haben können.

10) Daß die meisten Obrigkeiten den großen Fehler begehen, so lange die Aerzte unter sich selbst noch über die Krankheit streiten, eher und lieber auf die Seite derer zu treten, welche sagen, es sey die Pest nicht, als denen beyzustimmen, welche es behaupten; ja, was noch schlimmer ist, wenn nur einige wenige Aerzte es nicht für die Pest halten, so glauben sie denen mehr, als vielen, die ihre Ueberzeugung nicht hinterhalten: und was das allerschlimmste ist, so verbieten sie sogar denen Aerzten, es zu sagen, und treten der Meynung eines Bartscheerers bey, der etwa noch nicht glaubet, es sey die Pest, wie man dergleichen Fälle beym Forne's und in andern Schriften von der Pest findet.

§. 2.

Bey so bewandten Umständen, von deren Wirklichkeit uns die Geschichte der Pest sonnenklar überführet, weis der Arzt oft im Anfange nicht, was er thun oder lassen soll: es werden sich aber eben hieraus gewisse Regeln und Grundsätze ziehen lassen, denen er

sicher und ohne Sorgen nicht allein folgen kann, sondern folgen muß.

Die erste Regel: Muß sich der Arzt vor dem Zorne der Großen und vor der Wuth des Pöbels fürchten, wenn er bey einer ausbrechenden Seuche sagt, es sey wahrscheinlich, oder in der That die Pest: so muß er sich um desto mehr dafür fürchten wenn er es verheimlichet hat, und es zeigt sich nachher offenbar, daß sie es ist, wenn sie weit und breit um sich greift, und die Menschen hinraffet.

Die zwote Regel: Da der Arzt, wenn er sagt, es ist die Pest und dafür warnet, der Stimme seines Gewissens folgt, wenn er es aber verheimlichet, sie ersticket: so folgt, daß er im erstern Falle den öffentlichen Haß unverschuldeter Weise, und als ein rechtschaffener Mann, der Gott und sein Gewissen über alle Vortheile und Güter der Welt schätzet, und unverzagt ist, auf sich ladet; im entgegengesetzten Falle hergegen, wenn er aus Menschenfurcht, oder aus Gewinnsucht, oder seinen Freunden und Verwandten zu Liebe schweigt, und die Pest inzwischen überhand nimmt, sich den Haß aller Menschen zuziehet, und die gerechte Rache Gottes auf sich ladet.

Die dritte Regel: Wenn wir auf der einen Seite den Schaden, welchen das gemeine Wesen durch die Sperrung des Handels leidet, im Fall es die Pest vielleicht nicht wäre, da man es doch glaubte, und auf der andern Seite den Schaden, den das Ganze davon hat, wenn nicht in Zeiten gehörige Vorkehrungen gemacht worden sind, und die Pest nun um sich greift, erwägen: so werden wir offenbar finden, daß beydes mit einander gar nicht zu vergleichen ist. Im erstern Falle dauert die Sperrung des Handels nur wenige Tage, und dann kommt alles wieder in seinen Gang,

in dem letztern aber liegt alles Jahr und Tag; im erstern kommt kein Mensch ums Leben, im letztern aber oft der größte Theil der Einwohner. Im erstern ist zwar alles Gewerbe mit Auswärtigen verboten, der Ackerbau aber und die meisten übrigen Handthierungen gehen fort: im letztern hingegen werden der Einwohner oft so wenig, daß das Land unbebauet liegen bleibt, der Staat von den ungenutzten Feldern keine Einkünfte hat, und auf die Pest Hungersnoth folgt. Im erstern Falle verliret der Landesherr nur kurze Zeit etwas an seinen Steuren und Zöllen, die von ein- und ausgehenden Waaren gegeben werden müssen; im letztern hergegen entgeht ihm dieses ein Jahr und länger: Im erstern behält der Herr und der Unterthan das Seine, im letztern wird oft die Armuth so groß, daß die öffentliche Schatzkammer viele Jahre lang leer bleibet und nichts hinein kommt. Im erstern endlich leidet der Bürger von der kurzen Sperrung beynahe gar nichts, weil er von allem noch Vorrath hat, im letztern hingegen liegt theils aller Handel und Wandel, theils fehlt es an Menschen, die das Nothdürftige herbeyschaffen, und wir wissen, daß die mehrenstenmale der Hunger noch größere Verheerung unter den Menschen angerichtet hat, als die Pest.

Die vierte Regel: Wenn der Arzt zu rechter Zeit gehörigen Orts Anzeige von der Krankheit thut, besorgt er, indem er seinen öffentlichen Pflichten Genüge leistet, auch seinen eigenen Nutzen und Wohlfarth, er erhält sich und die Seinen gesund und in guten Umständen: wenn er aber das nicht thut, und im Anfange die nöthigen Nachrichten von der Krankheit gehörigen Orts zu geben ermangelt, kann er sein und der Seinen eigner Mörder werden.

Die fünfte Regel: Wenn eine oder ein paar Personen ein bösartiges Fieber bekommen, und an

solchen schlimmen Zufällen, und sogar Ausschlägen und Beulen, die zu Pestzeiten vorzukommen pflegen, plötzlich hinsterben: so ist es eben nicht dringend nöthig, die Obrigkeit davon zu benachrichtigen: sondern er kann diesen Fall einigen erfahrnen Aerzten erzehlen, daß diese auch Acht geben, ob ihnen etwas ähnliches vorfällt: und geschiehet das, so müssen sie gleich sich untereinander besprechen, wie sie sich verhalten wollen. Denn wir haben aus dem vorhergehenden ersehen, daß es auch bösartige Krankheiten giebt, welche der Pest zwar überaus ähnlich, aber doch nicht wirklich die Pest sind, und daß wohl auch ein einzelner Mensch sogar die Pest von einer innern Ursache bekommen könne, ohne daß jemand, oder viele davon angesteckt werden. Entdecken nun die Aerzte in geraumer Zeit keinen ähnlichen Fall, so müssen sie die ganze Sache unterdrücken und geheim halten: bemerket aber einer oder der andre von den Aerzten mehrere dergleichen Vorfälle, so dürfte es wohl erforderlich seyn, der Obrigkeit davon Anzeige zu thun, daß sie, wenn dergleichen Krankheiten häufiger werden, allerhand Anstalten mache.

Die sechste Regel: Hat ein einziger Mensch Pestbeulen oder Pestkohlen, es mag ein Fieber dabey seyn, oder nicht, so ist der Arzt noch nicht verbunden, es anzumelden: denn wiewohl dieser vielleicht wirklich an der Pest liegt, so ist er doch der erste, bey dem man diese Umstände bemerkt, und man hat mehr als einmal bemerkt, daß eine einzige solche Krankheit ohne die mindesten Zeichen der Pest und andre üble Folgen überhingehet; also muß er stille schweigen, und sich auch hierinnen nach der fünften Regel richten.

Die siebente Regel: Wenn der Arzt die letztere oder vorhergehende Bemerkung gemacht hat, und es bekämen entweder in eben dem Hause, oder von

denenjenigen Personen, welche um diesen Kranken gewesen wären, oder ihn besuchet hätten, einer oder mehrere, eben diese, oder eine ähnliche Krankheit, so würde es klüglich gehandelt seyn, mit den übrigen Aerzten in dem Orte zu Rathe zu gehen, und sie mit zu dem Kranken zu nehmen: und fände sich im kurzem noch ein dritter solcher Kranker, alsdann der Obrigkeit einhellig davon Nachricht zu geben. Dieses wäre sogar Pflicht, und man müßte eben so wie bey der fünften Regel verfahren. Ereignete sich aber in einiger Zeit kein ähnlicher Fall weiter, so müßte auch dieses angezeigt werden, um der Obrigkeit alle Sorgen und Anstalten zu ersparen.

Die achte Regel: Befiele aber auch den Dritten und Vierten eine solche Krankheit, und alle stürben, so müßte ein Bericht an die Landesregierung gemacht werden, daß diese die nöthigen Anstalten treffen, und auf die Zukunft sich darnach einrichten könnte.

Die neunte Regel: Wenn endlich mehrere in kurzem auf die nämliche Weise zu kranken anfiengen, und die wenigsten mit dem Leben davon kämen: so müßte ein noch ernstlicher Bericht an die Landesregierung abgehen, worinnen gesagt würde, wahrscheinlicher Weise wäre die bemerkte Krankheit die Pest: damit diese allgemeine Verordnungen öffentlich verfügen könnte, wie ihr zu steuren seyn dürfte.

Es fragt sich, ob es wohl möglich sey, daß eine solche der Pest ähnliche Krankheit ausbrechen könne, wenn man ringsherum in allen benachbarten Ländern nichts von der Pest weis? Darauf antworte ich: 1) Allerdings ist es möglich; denn wir kennen bis auf diesen Tag die Natur der Pest noch nicht gründlich und genau, und die größesten Männer sind der Meynnng, sie könne von freyen Stücken, ohne daß sie in benachbarten Ländern graßire, entstehen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0378
DFG

2) In den benachbarten Reichen kann keine Pest seyn, und demohnerachtet mit der Pest angesteckte Waaren daher kommen, die dieses Unglück fortpflanzen: denn das in wohlverwahrten und verschlossenen Kisten und Packeten steckende Miasma kann von weiten Gegenden, die uns unwissend, und heimlich bereits angesteckt sind, durch benachbarte Länder und gesunde Städte zu uns gebracht werden, und unsre Gegend, wenn diese Kisten und Päcke aufgemacht und ausgepackt werden, anstecken.

3) Bisweilen ist die Pest in einem benachbarten Lande, aber entweder ist es nur der Anfang darzu, und man weiß es noch nicht einmal, oder man verheimlichet sie noch aus politischen Ursachen.

Die zehnte Regel: Da der Fall weit öfter vorkommt, daß die Pest in einem Lande deswegen so arg und schlimm wird, weil während der Zeit, da die Aerzte über die Natur und den Namen der Krankheit noch streiten, die Obern verabsäumten sie durch gute Anstalten in der Geburt zu ersticken, als daß den Staaten durch die zu frühzeitige Furcht der Aerzte einiger Nachtheil erwachsen wäre, so kann man von der Klugheit und Vorsicht der Obern erwarten, daß sie in den in der achten und neunten Regel angegebenen Fällen solche Verordnungen ertheilen werden, wodurch der Ausbreitung dieser Seuche aufs kräftigste gesteuret wird.

Die eilfte Regel: Solche Krankenhäuser, wo jeder nach seinem eigenen Belieben aufgenommen wird, sind dienlich, und haben den guten Nutzen, daß die Pest nicht weiter um sich greift, und nicht so viel Menschen daraufgehen; gezwungene Krankenhäuser aber sind nachtheilig. In den erstern können die Armen, welche ausserdem der Hunger und Kummer mehr als die Pest

aufreibt, sobald sie anfangen krank zu werden, aufgenommen, gewartet und gepfleget werden; die letztern aber, oder die sogenannten Lazarethe, sind diesen beyden heilsamen Absichten hinderlich:

1) Weil Mann und Weib, Eltern und Kinder einander gewaltsamer Weise entrissen, und an Orte geworfen werden, vor denen sie sich, wie vor der Hölle fürchten, und wo sie vor Furcht, Kummer und Melancholie draufgehen: denn diese Leidenschaften machen, nach dem einstimmigen Urtheil aller Aerzte, die Pest, wenn sie auch an und für sich selbst noch heilbar wäre, unheilbar, und bringen den Kranken zur Verzweiflung.

2) Weil viele, die noch nicht von der Pest angesteckt sind, sondern nur über Kopfschmerzen, Uebelkeiten, Durchfälle u. d. gl. klagen, deswegen, weil diese Umstände auch beym Anfange der Pest zu seyn pflegen, mit Gewalt aus ihren Häusern gerissen, in die Lazarethe geschmissen, und daselbst theils vor Furcht und Kummer, theils und vorzüglich durch den Umgang und die Gemeinschaft mit Pestkranken, endlich selbst von der Pest angestecket werden, und sterben.

3) Weil wir aus allen Beschreibungen von der Pest ersehen, daß der gemeine Mann sich vor solchen Häusern fürchtet, und glaubt, wenn er einmal darinnen ist, so ists um ihn geschehen, und er ist ein Opfer der Barbarey: so folget dahero, daß die Leute, wenn sie die Pest anfällt, sich gesünder und stärker stellen, als sie sind, alle ihre Noth verschmerzen, und auf solche Weise in ein unheilbares Uebel verfallen, wovon sie vielleicht die frühere Hülfe des Arztes befreyen und retten konnte.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0380
DFG

4) Das Zeugniß der Kranken, die in solchen Häusern gelegen, und der Aerzte, die ihre Verwaltung auf sich gehabt haben, überführet uns, daß dergleichen Häuser endlich so voll Kranker gepfropft sind, daß die ganze Luft in selbigen so voll Pestgift wird, daß vielmehr Kranke hier sterben, als in der Stadt, weil die Luft daselbst nicht so schlimm ist; daß ferner eine weit größere Anzahl Kranker hineingesperrt wird, als der Raum eigentlich verstattet, und die wenigen Aerzte, Wundärzte, und Wärter gehörig zu verpflegen im Stande sind: daß man bey der täglich steigenden Menge der Kranken und preßhaften Personen unter dem gemeinen Haufen nicht Menschen genug zu ihrer Abwartung hat; und daß endlich theils der Mangel der nöthigen Behandlung und Pflege, theils die giftigere und schädlichere Luft im Krankenhause Ursache ist, daß weit mehr darinnen sterben, als sonst geschehen seyn würde, wenn man sie in ihren Häusern gelassen hätte.

5) Wenn in den Krankenhäusern die Luft so ansteckend und giftig ist, wie wir eben gezeiget haben, so muß dadurch nothwendig die ansteckende Kraft der Seuche in den Städten und Ländern unglaublich gröſser werden, besonders wenn es eine ziemliche Anzahl solcher Häuser in einer Stadt giebt, und um so viel mehr, wenn alles darinnen von Kranken wimmelt.

Ich rede hier mit viel größerer Mäßigung, als die meisten Verfasser derjenigen Schriften, worinnen die Geschichte einer Pest beschrieben ist.

Man lese nur den Muratori, und man wird sich kaum der Thränen enthalten können, wenn man das schreckliche Elend mit lebendigen Farben gemahlt findet. Doch was brauche ich mich darauf zu berufen?

Da in den Jahren 1713. und 1714. die Pest in Wien graßirte, war ein solches Krankenhaus vor der Stadt, in welchem in vierzehn Monaten 9337. Kranke lagen, wovon nur 3501. mit dem Leben davon kamen, und also fast zwey Drittheile starben, unter diesen befanden sich zehn Aerzte und Wundarzte, und wohl funfzig sogenannte Gehülfen und Wärter. Der ungenannte Verfasser des Buchs von der Pest in Algier, der in den Jahren 1752 und 1753. ein Augenzeuge derselben gewesen ist, sagt: „In den „Häusern der Stadt, welche der freyen Luft ausgesetzt waren, starb nur ein Drittheil der Angesteckten; „in dem Königlich Spanischen Krankenhause aber „starben aller nur möglichen Hülfsleistung ohnerachtet zwey Drittheile, weil die Kranken in selbigen zu „eingeschlossen und zu dicke lagen In dieser Pest so„wohl als in der zuvor drey Jahr lang anhaltenden „schrecklichen Pest, woran zwey Drittheile der Ein„wohner draufgegangen waren, wurden nicht mehr „als zwo Personen im königlichen Pallaste davon be„fallen: denn wiewohl er eine sehr große Menge von „Menschen enthält, so ist er doch überaus weitläuf„tig, die freye Luft durchstreicht ihn allenthalben, und „die vielen Wasserquellen und Behältniße machen, daß „er beständig kühle und frisch ist.“ Aus dieser Bemerkung fließet die Frage, ob es für Gesunde und Kranke gut sey, daß die Häuser der Angesteckten verschlossen und verriegelt, und Thüren und Fenster beständig versperrt werden? Da kann die angesteckte Luft sich nicht erfrischen, und frische hineinkommen, mithin muß die innere den Kranken immer schädlicher werden: und weil nun gleichwohl die Thüren bisweilen geöfnet werden müssen, wenn der Arzt, der Wundarzt oder der Beichtvater hineingehet, oder wenn diejenigen Personen, welche denen Kranken das Nothdürftige bringen, kommen, so müssen nothwendig die Kleider

dieser Personen von dem dicken und schlimmen Dunst mehr annehmen, viel von der Ansteckung andern zutragen, die Pest in der Stadt mehr ausbreiten, sie schlimmer und gefährlicher machen, als sie war, und diejenigen, welche zu dergleichen in verschlossenen Häusern befindlichen Kranken gegangen sind, müssen selbst die heftigste Art der Pest bekommen. Es hilft auch nichts, wenn gleich die Thüren und Fenster beym Eintritt dieser Leute geöfnet, und so lange sie sich in den Häusern aufhalten, offen gelassen werden, denn in kurzer Zeit, oder allenfalls in einer Stunde läßt sich eine so angesteckte pestschwangere Luft nicht erfrischen und reinigen. Ist es also ein ausgemachter Grundsatz in der Arzeneykunst, daß bey gemeinen hitzigen Krankheiten durch die vernachläßigte Reinigung und Erfrischung der Luft selbige vergiftet wird, die Lungen des Kranken durch die bösen Dünste viel leiden, mithin das Othenholen ihm sehr schwer fallen muß, so daß endlich Lebensgefahr daraus entstehet: was ist nicht dann zu befürchten, wenn der ganze Dunstkreis um ihn von einer Menge von Pestdünsten angefüllt ist? Wir lachen die Türken aus, und halten es ihnen für übel, daß sie in Pestzeiten so unbesorgt und nachläßig sind: wenn wir aber die Rechnung machen, wie viel Menschen bey ihnen, und wieviel bey uns an der Pest sterben, so werden sie vielleicht über unsre übertriebene Vorsicht lachen müssen, wie davon das Beyspiel der Pest zu Algier uns überzeuget. Möchten wir doch alles übertriebene auf beyden Seiten abstellen, und eine heilsame Mittelstraße wählen! Darauf ist meine Absicht in dem folgenden vorzüglich gerichtet.

Des zweyten Abschnittes fünftes Kapitel.

Von den Peteschen, und von der Schwitzkur in der Pest.

§. 1. Um vielleicht diese Mittelstraße ausfindig zu machen, wollen wir vors erste von den Peteschen und deren Behandlung reden: nach einiger Meynung sollen die Peteschen in der Pest heilsam, nach andern hergegen tödtlich seyn; die meisten erfordern so viel Umstände, wenn die Peteschen ein gutes Zeichen seyn sollen, daß es unmöglich ist, daß ein Kranker, er mag die Peteschen bekommen oder nicht, sterben kann, wenn alle diese erforderten Umstände wirklich zugegen sind. Es ist höchstwahrscheinlich, daß die Peteschen tödtlich sind. Hierbey werden viel merkwürdige Stellen von den Peteschen aus dem Chenot, Diemerbröck, Muratorius, und Sydenham angeführt. Uebrigens sind im praktischen Krankenhause in Wien bey Kranken, die hitzige oder bösartige Fieber hatten, die Peteschen so selten worden, daß man sie in den letztern Jahren den Studenten nicht an einem einzigen unter wenigstens dreyhundert solchen Kranken hat zeigen und kennen lernen können. §. 2. Aus diesem allen wird ein Schluß gemacht, und Sydenham gelobt, dessen erstere Methode die Pest zu kuriren angeführt und empfohlen, und nach selbiger werden die Peteschen hintertrieben. Auch seine zwote Methode verdient Beyfall. §. 3. Wenn ist der Schweiß in der Pest gut? Allgemeiner Schluß.

§. 1.

Wenn wir eine bessere und sichere Methode, die Pest zu behandeln, erlernen wollen, so müssen wir eins und das andre von pestilentialischen Peteschen

vorausschicken: bey dieser Gelegenheit auf die Schwitzkur unsre Betrachtungen richten, und dadurch uns näher belehren, ob diese Schaden oder Nutzen bringe.

In allen Büchern, die die Pest beschreiben, findet man, daß die Peteschen und Striemen, oder Streifen, welche hellroth, dunkelroth, blau und schwarz sehen, gewöhnlich vorkommende Ausschläge sind: bald sind sie groß und breit, bald klein und schmal, bald platt, bald erhaben, bald kommen sie anfangs, bald späte: einige halten sie für kritisch, andre für zweydeutig, und noch andre für zuverläßige Vorboten des Todes.

Der erfahrne Chenot führet in seiner Streitschrift von der Pest verschiedene Arten derselben an, welche ihm selbst vorgekommen sind: zuerst Peteschen, die nur in der Größe eines Frieseln, und seiner Meynung nach, gut sind, wenn sie nämlich an einem kritischen Tage, bey Minderung der Krankheit, so daß übrigens der Kranke sich in den meisten Stücken leidlich befindet, und die Zufälle der Krankheit abnehmen, und beym Ausbruche der Beulen in den Weichen, oder der Karfunkel gegen das Ende der Krankheit, zum Vorschein kommen: hiernächst redet er von einer andern Art Peteschen, welche gleichfalls klein, in ziemlicher Menge und dicke beysammen standen, woran aber, wenn sie unter den obigen Umständen, oder doch unter den meisten derselben erschienen, niemand starb: drittens erwähnt er einer Art Peteschen, die sehr breite Flecken hatten, und über und über hell oder dunkelroth aussahen; wenn diese Art nebst denen obbeschriebenen zusammen hervorkommt, und die Umstände des Kranken eben so leidlich sind, so hätten sie bey keinem üble Folgen gehabt: viertens beschreibt er einzelne Flecken, welche zugleich mit linsenförmigen Peteschen erschienen, purpurroth oder blau aussahen,

länglich wären, insgemein Striemen (vibices) genennt würden, und gleichfalls keine schlimmen Zeichen gewesen wären: fünftens sagt er, es hätte eine Art Peteschen gegeben, die so groß wie die Linsen, auch wohl etwas größer gewesen, wovon die meisten bey fortdauernden übrigen schlimmen Umständen der Krankheit, hätten sterben müssen.

Wir können von der Güte und Bösartigkeit dieser fünf Arten von Peteschen nicht füglich einen sichern Schluß machen, denn wenn bey einer Krankheit die übrigen Umstände etwas Gutes anzeigen, so schaden auch einige schlimme nichts: wenn aber die meisten Umstände schlimm und bedenklich sind, so kann man auch von etlichen Guten nichts erwarten.

Die in den angeführten Stellen sowohl, als in den meisten übrigen Schriften hiervon angegebenen Umstände sind zu allgemein, und wir können daraus keine richtigen Schlüsse machen: wir müssen dahero andre aufsuchen, besonders aus dem Diemerbröck, dessen Buch von der Pest alle übrige übertrift, da er selbst eine unglaubliche Herzhaftigkeit besaß, so gesunder Natur war, daß ihm auch die Pest nichts anhaben konnte, und die Erweiterung der Arzeneykunst zu befördern, dabey aber auch seinem Nächsten nützlich zu seyn und zu helfen, für die angenehmste Beschäftigung hielt. Ich zweifle ob man unter allen Büchern, die von der Pest handeln, eins finden wird, welches der Abhandlung des Diemerbröck in der Menge der angeführten Fälle, und in der vorzüglichen Genauigkeit der Beobachtungen gleich zu schätzen wäre.

Dieser vortrefliche Mann sagt S. 66: „Die „Hautausschläge in der Pest, welche der gemeine „Mann Todt- und Pestflecken, der Italiener Pete„schen, der Franzose Friesel, der Holländer Pfeffer-

„körner nennt, sind dunkel- oder hellrothe, oder „schwarze, oder blaue, meist runde, bisweilen auch „breite, länglichte oder anders gestaltete Flecken, die „auf der äußern Haut zum Vorschein kommen.“ Ingleichen S. 67. „Diese sind allemal gefährlicher, als „die Karfunkel oder Beulen, nicht sowohl an sich „selbst, als desjenigen wegen, was sie anzeigen; denn „bey diesen hat das Herz noch so viel Kraft, daß es „das gefährliche Gift nach den äußern Theilen her„austreiben, und der Verderbniß des Blutes steu„ren kann: bey jenen aber ist es so schwach, daß es „weder das Gift austreiben, noch der Verderbniß „des Blutes länger wehren kann, und dieses ist ein „Zeichen des nahe bevorstehenden Todes. Es kommt „daher von sechshundert Pestkranken kaum ein ein„ziger mit dem Leben davon, bey dem sich solche Haut„ausschläge zeigen.“

Ferner S. 73: „viele große Aerzte behaupten, „diese Flecken, sie möchten zu welcher Zeit es sey, be„sonders aber an kritischen Tagen hervorkommen, „zeigten etwas gutes an: sie haben sich aber entweder „dadurch irre machen lassen, weil sie die Ursache und „den Ursprung derselben nicht gehörig einsehen und „geglaubt haben, daß Pestgift selbst sondere sich da„durch ab, und gehe aus dem Körper heraus: oder „bloße, nichtige theoretische Vorspiegelungen haben „sie verleitet, mit einer wichtigen Mine viel von der „Pest zu schreiben, die sie doch nie gesehen, noch „weniger aber näher untersucht, und am allerwenig„sten Schriften davon gelesen hatten, wodurch sie „hätten können einsehen lernen, was diese Ausschläge „in der That vor Nutzen oder Schaden brächten. „Denn wiewohl sie scheinbare Gründe anführen, die „kritische Ausleerung durch Hautausschläge zu erwei„sen, so müssen diese doch in gegenwärtigen Falle der

„Erfahrung, welche das Gegentheil lehret, nachste-
„hen: und es hat keinen Nutzen, ob sie auch gleich
„noch so witzig und gelehrt von dem Nutzen dieser Ent-
„scheidung schreiben, wenn der Tod des Kranken, der
„dabey erfolgt, und den Streit anders entscheidet. Wir
„haben die Bemerkung gemacht, daß dergleichen
„Hautausschläge allezeit symptomatisch und nie kritisch
„waren, und anzeigten, daß die Natur anfienge zu
„unterliegen: und wenn wir daher bey Pestkranken
„sie fanden, so ließen wir alle Hofnung sie zu retten
„fahren. — — Es war auch eben so wenig Hof-
„nung zur Genesung, es mochten der Flecken noch so
„viel, oder wenig seyn, wiewohl in dem erstern Falle
„nach der Meynung verschiedener Aerzte es um den
„Kranken sehr gut stehen solle: denn die Menge von
„Flecken zeigte zwar an, daß eine Menge Gift im Kör-
„per vorhanden und das Gift selbst sehr heftig wäre,
„und daß die Lebensgeister schon gewaltig vom Gifte
„angegriffen würden, allein sie verringerte nie die Ur-
„sache der Krankheit. Die Kranken starben, sie
„mochten wenig und kleine, oder unzählig viel und
„große Flecken allenthalben an allen Theilen des Kör-
„pers bekommen. Ich wenigstens habe in dieser so
„heftigen und tödtlichen Pest nicht mehr als einen
„einzigen Kranken gesehen, der bey einer großen Menge
„purpurrother Flecken mit dem Leben davon kam, und
„die Krankengeschichte desselben habe ich ihrer Selten-
„heit wegen im vierten Buche angeführt."

Eben daselbst macht er nach der Erzehlung dieser Geschichte folgende Anmerkung: „dieses war für einen
„der allerseltesten Fälle zu achten: denn in dieser gan-
„zen so schrecklich wütenden Pest weis ich, ausser die-
„sen Knaben nicht einen einzigen Kranken, der davon
„gekommen wäre, wenn purpurrothe, oder schwarze
„Flecken sich zeigten: und je mehrere und größere Flek-

„ken kamen, desto geschwinder starben sie allemal:
„auch die übrigen Aerzte, so die Pestkranken behan-
„delten, versicherten, sie wüßten sich keines Falles von
„der Art mehr zu erinnern.

„Wiewohl auch die meisten mit hellrothen kleinen
„und einzelnen Flecken starben, so kamen doch einige
„von dieser Art mit dem Leben davon, mit dunkelro-
„then oder schwärzlichen aber keiner. Und weil nichts
„gewisser war, als daß diejenigen, die Flecke beka-
„men, bald starben, so nennte man sie Todtenflecken,
„und sobald sie erschienen, gab man den Kranken ohne
„Hofnung verlohren.“

Das wären nun die Stellen aus dem Chenot und Diemerbröck, worinnen sie ihre Meynungen und Bemerkungen von den Peteschen erzehlen, sie scheinen aber einander ziemlich zu widersprechen: und wenn ich alles, was in jedem Buche, das von der Pest handelt, hiervon erwähnt wird, ausschreiben wollte, so würde ich ein sehr starkes Buch zusammenbringen: wer Belieben hat, sie nach der Reihe durchzulesen, der wird finden, daß nicht nur in jedem etwas davon stehet, sondern auch daß sie einer für critisch, der andre symptomatisch hält. Nur die Worte und Gedanken eines einzigen Pestscribenten will ich noch anführen, der die andern alle durchgelesen, und ihre Meynungen in der Kürze zusammengefaßt hat, nämlich des Ludewig Anton Muratori, eines in Italien eben so berühmten Mannes, als Hales in Engelland war. Beyde waren zwar eigentlich Gottesgelehrte, was aber dieser in der Naturlehre, und jener in der Politik zur Erweiterung der Wissenschaften und Beförderung des gemeinen Bestens auf irgend eine Weise beytragen konnte, haben sie beyderseits mit unermüdetem Eifer und unverdroßnem Fleiße gethan.

Muratori vergleichet die Meynungen aller Aerzte mit einander, und macht endlich in seiner Abhandlung von der Pest B. 2. Cap. 8. folgenden Schluß: „die „Beulen wären zwar in der Pest zuweilen von gutem „Erfolg, die Pestkohlen aber und die Peteschen, weil „sie einen höhern Grad der Krankheit anzeigten, wären „tödtlich, und mehrentheils die Ursache des Todes."

Noch deutlicher und weitläuftiger drückt er sich Cap. 10. S. 301. aus: „Wenn ich der Meynung „und dem Urtheile derer beytrete, welche sich in Pest„kuren besonders hervorgethan haben, so getraue ich „mir zu behaupten, daß die Peteschen in der wirkli„chen Pest noch schlimmer sind, als die Karfunkel: „und ich finde, daß jene von viel schlimmerer Vorbe„deutung sind, als diese. Denn die Erfahrung leh„ret, daß die Peteschen, sie mögen dunkelroth, oder „grün, oder blaulicht gewesen seyn, fast jederzeit „einen baldigen Tod angezeigt haben. Es haben zwar „viele ziemlich berühmte Aerzte versichert, sie wären „ein gutes Zeichen, es fragt sich aber, ob diese ihre „Meynung ihren Grund nicht vielmehr in ersonnenen „Grübeleyen und scharfsinnigen Schlüssen, als in der „Wahrheit habe? Da eine viel größere Anzahl von „Erfahrungen ihnen widerspricht, und bey verschiede„nen Pesten diejenigen, welche Peteschen bekamen, „es mochten ihrer gleich noch so wenig seyn, nicht „einen einzigen Tag überlebten, und man bey ihrer „Erscheinung, sie mochte geschehen auf welche Art und „Weise sie immer wollte, die Krankheit für verzwei„felt böse und den Kranken ohne Rettung für ver„lohren hielt."

In dem folgenden fragt Muratori, was doch wohl der Grund dieser so widersprechenden Meynungen und so wichtiger Abweichungen in den Bemerkungen seyn möge? und antwortet: „Diesen werde ich

„schwerlich ausfindig machen, und hierinn begnüge „ich mich mit der Meynung und Erfahrung der „übrigen."

Endlich wagt er es, folgende Muthmaßung zu äußern: „Ich bin beynahe der Meynung, daß es „Pestkrankheiten geben könne, die von der Art und so „gelinde sind, daß auch diejenigen, welche Peteschen „bekommen, beym Leben erhalten werden können. „Denn ich glaube zuverläßig, daß man eine Pest um „einige Hülfsmittel und Symptomen willen nicht mit „jeder andern vergleichen, oder eine nach der andern „beurtheilen dürfe."

Da er aber hierauf reiflich erwog, daß der Grund, warum man die Peteschen für ein Zeichen des Todes hielte, darin liege, daß man nicht etwa ein einziges mal, oder etliche mal, sondern fast allemal, wenn die Pest graßirte, sie wirklich also gefunden hatte, so bricht er schnell ab von seiner Untersuchung und sagt: „Wenn die Peteschen schon wirklich heraus sind, so „ist es nicht leicht mehr Zeit, Mittel zu brauchen: „trüge es sich aber zu, daß die Kranken gleich vom „Anfange der Pest schweistreibende Arzeneyen und „andre Mittel für die Pest gebrauchet hätten, so „könnte es auch geschehen, daß die Natur durch an„dre mehr erleichternde Krisen sich von dem Pestgifte, „welches sie unterdrückte, entledigte, und auch sogar „den Peteschen, welche einen höhern Grad der Krank„heit und größere Gefahr anzeigen, zuvorkäme."

Erwägen wir dieses gehörig, so fragt es sich füglich, ob diejenigen, welche in ihren Schriften die Peteschen bey der Pest für gut halten, auch gründlich bewiesen haben, daß sie wirklich ein gutes Zeichen sind? Die widersprechenden Bemerkungen machen es sehr zweifelhaft, ob sie es wirklich sind, und noch mehr

muß man daran zweifeln, wenn man bedenket, wie schlimm und gefährlich sie schon in solchen Krankheiten zu seyn pflegen, die nichts pestartiges an sich haben.

Denn wenn man dasjenige, was von den Peteschen in und ausser der Pest in den Schriften der Aerzte vorkommt, mit Ueberlegung lieset, und mit einander verglei het, so wird sich zeigen, daß nächst den Peteschen auch andere Ausleerungen zugleich durchbrechen, wenn das Ende der Krankheit die Genesung des Kranken seyn soll: solche Ausleerungen nämlich, welche an und für sich selbst kritisch sind, und eine herrliche Krise auch ohne Peteschen gemacht haben würden. Ich habe dieses in vielen der vorhergehenden Theile dieser Jahresschrift sonnenklär gezeiget, und theils aus den Schriften der größten Aerzte, theils durch eigene häufige Erfahrungen bewiesen, und die angeführten vortreflichen Schriften nöthigen uns, eben diesen Schluß auch von den in der Pest erscheinenden Peteschen zu machen.

Sie sind demnach niemals, weder in der Pest noch in bösartigen Fiebern kritisch, sondern traurige, und fast allemal zuverläßige Vorboten des Todes: es müßten denn andre wirklich kritische Ausleerungen die pestartige oder bösartige Materie, und folglich auch das, was die Peteschen verursachet hat, oder verursachet haben würden, aus dem Körper schaffen.

Und da sich denn also durch das Zeugniß der größten Männer, die von der Pest geschrieben haben, erweisen läßt, daß die Peteschen in der Pest nie weder heilsam noch kritisch sind: da die berühmtesten Aerzte, und vorzüglich Sydenham, von den Peteschen in bösartigen Fiebern eben die Meynung haben: und da endlich bey der Hippokratischen Methode die Peteschen in hitzigen Krankheiten eine so seltne Erscheinung sind,

daß sowohl ich, da ich doch die praktische Arzneykunst im Krankenhause öffentlich lehre, und auch in der Stadt Kranken mit Rath und That beystehe, als auch andre Aerzte, welche nach der Methode des Hippokrates, Celsus, Sydenham und Boerhaave verfahren, seit vielen Jahren nirgends und niemals Petechen zu sehen bekommen haben: so läßt sich, meines Erachtens, daraus sicher schließen, daß die Petechen weder in noch außer der Pest jemals heilsam gewesen sind: und wenn es ja geschehen sollte, daß in oder außer der Pest einige oder mehrere, die Petechen bekamen, davon gekommen wären, oder künftig mit dem Leben davon kämen, so wäre die Ursache ihrer Genesung lediglich darinnen zu suchen, weil sich die Natur durch andre wirklich kritische Wege von dem Gifte der Krankheit gereiniget hat: wie wir auch in andern hitzigen Krankheiten Fälle finden, wo weder die zuweilen erfolgenden symptomatischen Stühle und Durchfälle, noch Schweiße, die in jeder Rücksicht schlimm sind, noch auch ein in Ansehung der Farbe, des Geruchs, der Menge, und der darinnen befindlichen Unreinigkeiten abgehender schlechter Urin für das Genesungsmittel des Kranken geachtet wird; sondern wo vielmehr jede andere Ausleerung, welche wirklich kritisch ist, für die Krise der Krankheit, und für den Grund, warum der Kranke wieder gesund wird, zu halten ist. Es würde eckelhaft seyn, wenn ich alle diejenigen Gründe wiederholen wollte, welche ich schon so oft zur Unterstützung und zum Beweis dieser meiner Meynung andrer Orten angeführt habe: daß sie aber triftig und zuverläßig gewiß sind, davon werden meine Zuhörer schon dadurch überzeugt seyn, weil unter dreyhundert Kranken, welche in den letztern Jahren im Krankenhause an hitzigen und bösartigen Fiebern gelegen haben, nicht ein einziger sich gefunden hat, an welchem ich ihnen Petechen, die doch in diesem Lande

so häufig und unvermeidlich seyn sollen, hätte zeigen können.

§. 2.

Wenn es nun eine Methode wirklich gäbe, wie man die Kranken in hitzigen Krankheiten vor den Peteschen sicher stellen und verwahren könnte; wenn es wahr ist, daß sie, im Fall nicht andere kritische Ausleerungen den Kranken retten, fast allemal gewisse Vorboten des Todes sind; wenn die meisten und angesehensten Aerzte so oft erfahren haben, daß die Peteschen in der Pest den Tod prophezeyen, und den Kranken umbringen; sollten wohl nicht so viele Bemerkungen, so zuverläßige und bestätigte Erfahrungen, so eine unzählbare Menge daran gestorbener Pestkranken den Arzt so weit vermögen, daß er alle mögliche Sorgfalt und Mittel anwende, die Peteschen bey der Pest zu verhüten?

Es ist eine ausgemachte Wahrheit, daß die Zahl der Menschen, die an der Pest sterben, unendlich groß ist, eben so gewiß ist es aber auch, daß die meisten derselben an Peteschen sterben. Villani versichert, daß die Pest im Jahr 1348 nur des fünften Theils der Menschen in der ganzen Welt verschonet habe; nicht viel gelinder mag auch die gewesen seyn, die in eben dem vierzehnten Jahrhunderte den größesten Theil von Europa heimsuchte. Die Pest, die im Jahr 1564 in Savoyen, und an den Grenzen von Frankreich und der Schweitz graßirte, verschonte kaum des sechsten Mannes. Im Gebiete der Republik Venedig rafte die Pest im Jahr 1576 sechzigtausend Menschen hin. An der Pest im Jahr 1630 sollen in Mailand, da sie noch nicht vorüber war, bereits hundert und zwanzigtausend Menschen gestorben seyn. In London starben im Jahr 1665 im hitzigsten Ausbruche der Pest an einem Tage tausend Menschen. Im

Jahr 1713 war die Pest in Wien so arg, daß kaum der dreyzehnte Mann mit dem Leben davon kam, und von einer ältern Pest in Wien weiß man, daß der neunte Mann erhalten wurde, in den umliegenden Flecken und Dörfern aber kaum der dritte draufgieng. In der Pest in Marseille, in denen Jahren 1720. 1721. 1722. sollen sechzigtausend, und in der Siebenbürgischen Pest, welche der erfahrne Chenot beschrieben hat, zwey Drittheil der Angesteckten draufgegangen seyn.

Wiewohl nun die Anzahl der Menschen, welche die Pest hingerissen hat, bald größer bald kleiner ist, so macht sie doch allemal eine beträchtliche Menge aus, und, wenn wir der Geschichte Glauben beymessen, so tödten die Peteschen immer die meisten. Thomas Sydenham aber versichert uns heilig, daß, seitdem er die Pestkranken nach seiner Methode behandelt hätte, niemand mehr daran gestorben wäre, oder Peteschen bekommen hätte. Muratori drückt sich hierüber also aus: „die Aerzte sollten doch einen Versuch „mit dieser Methode machen,„ und wir wollen uns die Mühe nehmen, zu hören, was Sydenham davon sagt.

Eine doppelte Methode, die Pest zu behandeln, schlägt er vor, die antiphlogistische, und die Schwitzkur. Die antiphlogistische zieht er vor, lobt sie vor der andern, und bestätiget sie durch seine Erfahrung: empfiehlt in dieser Absicht reichliche und wiederholte Aderläße und die übrigen der Entzündung und Hitze widerstehenden Mittel, und gedenkt, seiner Meynung wäre auch Johann Caste, N. Massa, L. Septali, Trincavelli, besonders aber L. Botallus.

Dieser Botallus sagt im siebenten Buche von der Aderlaß, er habe fünf, sechs auch siebenmal ein bis

anderthalb Pfund Blut abzapfen lassen, und hierinnen stimmt er mit Sydenham überein, darinnen aber ist er noch verwegener als Sydenham, daß er dieses unternimmt, es mögen Pestkohlen, Beulen und Hautausschläge schon zugegen seyn oder nicht; und er versichert, es wäre ihm an unzähligen Kranken nach Wunsche gelungen, und erzählet verschiedene solche glückliche Fälle. So viel hat sich Sydenham aber nicht gewagt, wiewohl er übrigens seine Methode ungemein rühmt, und durch die Erfahrungen eines Arztes im Schlosse Dunster bekräftiget. Dieser ließ, als schon einige von der Besatzung an der Pest gestorben waren, allen viel Blut weg, sie mußten in den Betten bleiben, und ohne alle Arzeneyen brachte er es so weit, daß keiner mehr unter der großen Menge Kranken daran sturben.

Der besondre Vorzug dieser Methode vor der Schwitzkur soll darinnen bestehen: „daß man besonders bey Personen von hitziger Natur, und bey jungen Leuten selten gute Schweiße treiben könne, vielmehr Entzündungen in den Hirnhäuten, oder welches noch schlimmer sey, Peteschen und Striemen verursache.„

Die antiphlogistische Methode schien ihm aber besonders deswegen vorzüglicher in der Pest zu seyn, weil theils beym Ausbruche der Pest ein hitziges Fieber herumzugehen anfieng, für welches er vor zwey Jahren Aderlässe und Brechmittel mit gutem Erfolg verordnet hatte, und es also jezt eben so behandelte; es griff aber immer mehr um sich, und den vierzehnten Tag starben die Kranken, mit denen man nicht so umgieng; theils weil eine solche Behandlung, welche pleuritischen Fiebern angemessen ist, dergleichen damals auch herumgiengen, in allen hitzigen Fiebern nützlich ist. Inzwischen ward die Pest allgemein. Er entwich mit

den Seinen aufs Land: als aber endlich so viel Aerzte gestorben waren, daß die Ueberbliebenen die noch liegenden Pestkranken nicht zu besorgen im Stande waren, so kam er wieder nach London zurück, und da er fand, daß eben die Fieber, die er bey seiner Entweichung bemerkt, und Pestfieber zu nennen Bedenken getragen hatte, noch immer fortwüteten, und er mit der antiphlogistischen Methode, wie vormals, Wunderkuren verrichtete, so unterfieng er sich, „die Aerzte, welche bey der Pest in der Stadt „geblieben waren, auf ihr Gewissen zu fragen: ob „sie bemerkt hätten, daß einer unter denen, denen man „reichlich und oft zur Ader gelassen hätte, als sie noch „keine Beulen hatten, an der Pest gestorben wäre; „und sich auf ihr Zeugniß, daß es nicht geschehen „wäre, zu berufen. Darüber dürfe man sich aber „nicht wundern, daß kleine Aderlässe, oder wenn man „Blut ließe, wenn sich die Beulen schon zeigten, allemal schädlich wären.„ Er pflegte auch Ausleerungen, Ptisanen und kühlende Diät mit dabey zu verordnen.

Kürzlich muß ich erinnern, daß man unrecht thue, wenn man auf daß Zeugniß des Sydenham deswegen nicht viel bauen will, weil er sich bey der Pest aufs Land begab: denn bey seiner Rückkehr in die Stadt, wütete nicht nur die Pest noch immer fort, sondern diejenigen, welche nach der gewöhnlichen Methode behandelt wurden, bekamen Peteschen, und starben größtentheils: und eben zu der Zeit erkannte er zu seiner großen Freude, daß seine Methode die übrigen weit übertraf, und beruft sich auf das Zeugniß der übrigen Aerzte, daß er die Wahrheit sage.

So viel von der ersten Methode des Sydenham, die im allgemeinen Verstande antiphlogistisch war; wir kommen nun auf die zwote, die er nicht sowohl deswegen, als ob sie von mehreren Nutzen wäre, son-

dern vielmehr aus Noth gedrungen angegeben hat. Er fand, daß das Vorurtheil der Menschen die ausgebrochene und eingewurzelte Pest durch Aderlässe zu behandeln, wäre schädlich: zu stark war, und konnte die Kranken oft nicht dahin bringen, daß sie mit der antiphlogistischen Methode fortführen, daher nahm er seine Zuflucht auch zur Schwitzkur. Er wußte zwar aus der Erfahrung, daß diese Methode viel tausend Pestkranken das Leben gekostet hatte, und das um deswillen, weil man gewohnt war, unterbrochene und kurze abgesetzte Schweiße zu treiben: er vermehrte und verbesserte sie aber dergestalt, daß er erst eine Aderlaß verordnete, den bey den Schweißen besorglichen Ausbruch der Peteschen zu verhüten, nachher aber, gleich nach der Aderlaß mußten die Kranken sich in die Betten legen, wohl zudecken, und ein Schweißtreibendes Mittel einnehmen, wenn sie nicht noch Brechen hatten, und also dergleichen Arzeney noch nicht brauchen konnten: in diesem Falle erwartete er, daß das Zudekken und die Bettwärme sie erst in Schweiß brachte, und da sie sich allemal sogleich nach ausgebrochenen Schweiße entweder weniger oder wohl gar nicht mehr brechen durften, so gab er alsdenn sein Schwitzmittel, und wenn sie zu schwitzen anfiengen, so mußten sie fleißig Biermolken, mit Salbey, oder ein dinnes Bier, worinnen ein wenig Muscatenblumen waren, nachtrinken; er trieb ferner den Schweiß nicht etwa so, daß der Kranke nach zwey bis dreystündigen Schweiße ausruhen konnte, und noch zween bis drey solche Schweiße aushalten mußte, wie die übrigen Aerzte besonders Diemerbröck in Gewohnheit hatten, sondern ganzer vier und zwanzig Stunden mußte er in einem Schweiße fortliegen, und durfte sich auch sogar nicht einmal abtrocken lassen, wie er denn ausdrücklich sagt: „ich erlaube nicht einmal, daß man in „ein und zwanzig Stunden ein weißes Hemde an-

„ziehen dürfe, das, was der Kranke am Leibe hat, „mag naß oder schmuzig seyn, wie es will: und diese „Vorsicht rathe ich alles Ernstes an. Dauert der „Schweiß nicht so lange in einem fort, so stellen sich „sogleich nach dem Schweiße alle Symptomen in ih„rer vorherigen Heftigkeit ein, und das Leben des „Kranken, welches durch einen längeren und stärke„ren Schweiß zu retten gewesen wäre, hängt an „einer Haare."

Darauf sucht er den Aerzten auszureden, sie sollten nicht etwa sorgen, ein anhaltender langer Schweiß möchte die Kräfte des Kranken mehr erschöpfen, als ein kurzerer und zu verschiedenen malen wiederholter: im Gegentheil beweiset er durch das Beyspiel aller seiner Kranken, wenn man die Pestkranken vier und zwanzig Stunden nach einander schwitzen lasse, so erhalte man ihre Kräfte und stärke sie: dieses mußten die Kranken theils selbst, theils ihre Freunde und Verwandte bezeugen: da inzwischen die meisten male nach jedem kurzen abgesetzten Schweiße die Kräfte so abnehmen, daß sie endlich ganz erschöpft würden. Daß Sydenham hierinnen recht habe, ergiebt sich aus dem Diemerbröck, der ein Freund und Vertheidiger der kurzen und öfteren Schweiße ist, deutlich.

Den folgenden Tag muß alle Kälte sorgfältig vermieden, das Hemde am Leibe trocken, alles warm getrunken und mit den Biermolken fortgefahren werden, und den dritten Tag verordnet er eine antiphlogistische Laxanz, und sagt: „Bey dieser Behandlung „habe ich das Jahr nach der Pest sehr viele, die vom „Pestfieber ergriffen wurden, hergestellet, und nicht „einen einzigen durch den Tod verlohren, nachdem „ich angefangen hatte, so mit ihnen zu verfahren."

Ich habe mich bey diesem Unterrichte zwar etwas lange aufgehalten, aber ich hielt es für nöthig, weil

er mir von großer Wichtigkeit zu seyn schien, und der vortrefliche Muratori alle Aerzte ersuchet, Versuche damit zu machen: es hat aber diese meine Weitläuftigkeit auch noch einen Nutzen. Die Aerzte und Wundärzte, welche man an die Grenzen der Länder zu schicken flegt, die Pest abzuhalten, oder zu kuriren, haben nicht leicht einen Büchervorrath bey sich, und gesetzt, es fehlte ihnen daran nicht, so haben sie keine Zeit, nachzuschlagen, um sich daraus zu belehren. Es war also nöthig, ihnen ein kleines Buch zu verschaffen, das sie allenthalben bey sich führen können, worinnen sie in zweifelhaften und bedenklichen Fällen sich Raths erholen, das passende heraus nehmen, ihre Kur darnach einrichten, und einen Weg finden möchten, wie sie sicher und geschwind denen Nothleidenden beyspringen sollen.

§. 3.

Meines Erachtens habe ich nun die Frage, ob die Schweiße in der Pest gut sind oder nicht, ob und wie man sie befördern solle, und wie sie beschaffen seyn müssen, wenn sie gut seyn sollen, größtentheils erörtert. Ich will alles kürzlich wiederholen.

Die größten Aerzte, die von der Pest geschrieben haben, halten den Schweiß in der Pest für eine Krise, und haben im Anfange der Krankheit ihre Kur ganz darnach eingerichtet, einige aber sind hiebey vorsichtiger, und machen gewisse Einschränkungen. So sagt der erfahrne Chenot Canon. 4: „Ein gelinder und anhaltender Schweiß, der eher erfolget, als die Beulen „oder Kärfunkel sich zeigen und auftreten, der den „Eckel und die Beklemmungen wegschaft, setzt die „Kranken außer Lebensgefahr.“ Auf der einen Seite siehet man von selbst ein, daß solche Schweiße von vortreflichen Nutzen seyn müssen, denn sie haben alle diejenigen Kennzeichen, wovon man in hitzigen Krank-

heiten zu wissen pflegt, daß die Schweiße kritisch sind: auf der andern Seite aber sind die hier erforderliche Zeichen, wenn ein solcher Schweiß auch nicht so stark und nur symptomatisch wäre, von solcher Güte, daß man nothwendig einsehen muß, es sey schon eine Kochung der Materie vorausgegangen, die übrigen Ausleerungen lassen alles gute erwarten, und wegen der Güte derselben stehe zu hoffen, daß der Kranke genesen werde, wenn auch die Schweiße selbst nichts dazu beytrügen, wie ich bereits zu Anfange dieses Kapitels erinnert habe.

Diemerbröck sagt Canon. I.: „Alle kritische Ver„änderungen, wenn sie auch an kritischen Tagen er„folgten, ließen nichts gewisses hoffen: sie waren viel„mehr alle trüglich: und wenn sie von der allerbe„sten Beschaffenheit waren, so sturben ihrer dabey „doch eben so viel, als davon kamen."

Ferner in der Note zu diesem Canon.: „Auch „starke Schweiße, die die Natur selbst machte, wa„ren von unsicherem Erfolg, wiewohl man sich da„von große Erleichterung zu versprechen pfleget: denn „es geschahe wohl bisweilen, daß sie die Krankheit „glücklich löseten, [illegible] schien es zwar anfangs, „als ob die Kra[illegible]as nachließe, nachher „aber brach sie gle[illegible] der größten Heftigkeit „und Gefahr wiederu[illegible]

Nun will ich noch mit wenig Worten sagen, worauf die ganze Sache ankommt. Sollten die Aerzte, wenn sie die Bemerkungen und Lehrsätze des Sydenham mit der Zeit reiflich und gehörig untersuchen werden, finden, daß sie wahr und zuverläßig wären, so werden sie errathen, warum einige die Schweiße nicht loben, wenn sie sie nämlich an und für sich allein ohne Verbindung mit andern Zeichen und Ausleerungen be-

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0401
DFG

trachten, und warum andere hingegen so großes Rühmens davon machen, wenn sie nämlich nebst dem Schweiße so viel gute Zeichen vor sich sahn, daß die Kranken auch ohne die Schweiße gerettet worden wären; sie werden ferner einsehen, auf welche Art, zu welcher Zeit, in was für Ordnung, und mit was für Mitteln man diejenigen Schweiße wirklich treiben müsse, die die Pest ohne andre Ausleerungen für sich allein sicher und gewiß kuriren. Ich wiederhole es also nochmals, und empfehle es den Aerzten, so gut ich immer kann; da die Pest aller Orten und zu allen Zeiten bis hieher, ohnerachtet fast alle Aerzte auf den Schweiß kurirt, und ihn getrieben haben, so schreckliche Verwüstungen angerichtet hat, daß kaum unter zwo, vier, acht, neun, ja dreyzehn Personen eine beym Leben erhalten worden ist: so wird, wenn im Fall, welches doch Gott in Gnaden verhüten wolle, die Pest irgendwo wieder ausbrechen sollte, die Aerzte, wenn sie bey der alten Behandlung bleiben, und die von Sydenham beschriebene Methode, mit welcher er die allergenauesten und wichtigsten Versuche gemacht hat, nicht erwählen, für Unmenschen halten, sie der Grausamkeit beschuldigen, und gewisser maaßen sagen können, sie sind es, die die Menschen tödten, und nicht die Pest.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0402
DFG

Des zweyten Abschnittes

sechstes Kapitel.

Vom Aderlassen in der Pest insbesondere.

§. 1. Da wir nun alles, was von den Schweissen zu sagen war, gesagt haben, so fragt es sich, ob man in der Pest Blut lassen solle? Viele behaupten, es sey schädlich, die Kranken mögten schon Beulen und Peteschen haben oder nicht; viele sagen, nur dann wäre es schädlich, wenn die Beulen oder Peteschen schon zugegen wären; eben so viele rathen dazu, und rühmen viel Gutes von der Aderlasse, wenn auch entweder Beulen oder Peteschen, oder beydes schon sichtbar wären; andere hinwiederum nur in den ersten Stunden, oder doch den ersten Tag nach der Ansteckung, andre die ganze Krankheit hindurch; einige rathen sparsame, andere reichliche Aderlässe. Bey Vergleichung der Zeugnisse der streitigen Partheyen ergiebet sich, daß viel mehrere an der Pest sterben, denen gar nicht, oder nicht reichlich zur Ader gelassen worden, und daß die meisten, bey denen reichliche Aderlässe vorgenommen wurden, erhalten worden sind. §. 2. Daraus erhellet, daß Sydenham nichts neues durch seine vorgeschlagene Methode bekannt gemacht habe. Die Schriften, worinnen die Aderlaß in der Pest verboten ist, werden angeführt, und die Einwürfe der Verfasser widerleget; endlich wird gefragt, ob es auf die Zeit, wenn Blut gelassen wird, oder auf die Natur und das Temperament der verschiedenen Völker, oder auf die verschiedene Art der Pestkrankheit insbesondere dabey ankomme, und ob die Aderlaß nach Befinden dieser Umstände schädlich oder nützlich sey? Jede dieser Fragen wird beantwortet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0403
DFG

§. 1.

Wir haben im vorigen Kapitel vom Aderlassen und vom Schwitzen viel gesagt, aber in keiner Ordnung, und nur in so fern es die Geschichte der Pereschen erforderte: gleichwohl aber sind diese beyden Sachen so wichtig, daß jede in einem besondern Kapitel abgehandelt zu werden verdienet. Das erstere soll also von der Aderlaß seyn.

Die Aerzte sind wegen der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit der Aderlaß so uneins, daß es nöthig ist, vom Anfange der Medicin alles hieher gehörige anzuführen, damit wir deutlich einsehen können, zu welcher Parthey wir uns schlagen sollten.

Galen sagt in Meth. Med. B. 14. Kap. 10. von der Kur der Karfunkel oder Pestkohlen: „ich glaube, „es wird niemand unbewust seyn, daß man zuerst „aderlassen müsse — — — so wie auch leicht einzu„sehen ist, daß eine Aderlaß bis zur Ohnmacht hier „noch mehr helfen wird: es müßte denn irgend ein „Umstand zugegen seyn, der die Aderlaß verböte.„

Ferner räth er sie Lib. de comp. Med. sec. loc. 3. cap. 2. bey geschwollenen Drüsen hinter den Ohren an. Um nichts wegzulassen, was in den Schriften andrer Aerzte zur Bestätigung ihrer Meynung angezogen wird, habe ich diese beyden Stellen aus dem Galen hier angeführt, wiewohl ich selbst noch nicht überzeugt bin, daß in beyden die Rede von Karfunkeln und Pestkohlen in der Pest sey, wie sie Riviere und andere auslegen.

Hat Criton Epid. 1. wirklich die Pest gehabt, wie die Ausleger wollen, und es wahrscheinlich ist, so ist nach dem Urtheil des Galen, in seinem Kommentar über diesen Kranken, die Aderlaß in der Pest,

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0404
DFG

auch noch bey schwarzen Peteschen, zu unternehmen; denn er sagt: „Man muß sich wundern, warum man „diesem Manne nicht gleich zu Anfange der Krank„heit eine Ader geöfnet habe? wir wissen aber, daß „Hippokrates zu vielen Kranken, die er uns beschrie„ben hat, erst dann gerufen worden ist, wenn die „Krankheit schon lange gedauert hatte.„

Wiewohl Galen hier nicht Ursache hat, sich zu wundern, da Hippokrates weiter nichts als die Krankengeschichte des Criton erzehlt, ohne der Arzeneyen, die er ihnen sonder Zweifel verordnet hat, nur mit einem Worte zu erwähnen, so läßt sich doch aus dieser Stelle ganz füglich schließen, Galen habe geglaubt, Hippokrates würde dem Criton, ob er gleich schon im Anfange der Krankheit schwarze Flecken hatte, zur Ader gelassen haben, wenn er nicht zu spät gerufen worden wäre.

Felix Plater, ein sehr furchtsamer Arzt, der nur nach den erlernten allgemeinen Grundsätzen zu handeln pflegte, verordnete zwar den Pestkranken selten und nur kleine Aderlässe, ist aber doch so aufrichtig, daß er für seine Schuldigkeit erachtet, zu sagen, was andre theils lehrten, theils thäten, und bedient sich unter andern folgender Worte: „Wiewohl andre die „Aderlaß für das letzte und äußerste Mittel halten, „und so viel Blut zu lassen rathen, bis der Kranke „ohnmächtig wird, denn dadurch versichern sie, viele „beym Leben erhalten zu haben, indem nur eine reich„liche, schlechterdings aber keine kleine Aderlaß von „Nutzen seyn soll.„

Hollerius ist mehr vor als wider die Aderlaß, und räth sie, wenn alle übrige Umstände sie verstatten, an; wiewohl er nachher, wenn schon Beulen da sind, sie zu mißbilligen scheinet, so empfiehlt er sie doch bald

darauf wieder, wenn nichts besonders dagegen ist, und giebt an, wie man, je nachdem die Beulen in den Weichen, unter den Achseln, oder sonst irgendwo sitzen, diese oder jene Ader öfnen solle.

Lazarus Riviere hat zwar seinen Unterricht von der Pest nach der allgemeinen Meynung der Aerzte, welche das Aderlassen in der Pest nicht erlauben, abgefasset, es scheint aber, als ob er in vielen Stellen der Sache reiflicher nachgedacht und eingesehen hätte, es sey dem Wohl des Kranken zuweilen nicht wohl damit gerathen, er hat aber entweder nicht Einsicht, oder nicht Kühnheit genug gehabt, wider diese allgemein angenommene und eingeführte Meynung weiter etwas zu thun, als dasjenige, was er bey sich selbst ausdacht, und in seiner Praxis muthig ausgeführet hatte, in folgenden Worten zu sagen: „Ich würde „unrecht thun, wenn ich den wichtigen Versuch hier „mit Stillschweigen übergehen wollte, der mir in „jenem epidemischen Fieber, welches im Jahr 1623 „zu Montpellier schrecklich graßirte, glückte. Es star„ben fast die Hälfte der Kranken, besonders aber die„jenigen, welchen die Drüsen hinter den Ohren auf„traten, welches um den neunten oder eilften Tag „herum zu geschehen pflegte, diese waren in zween „Tagen verlohren; denn entweder vorher oder eben „dann fingen sie an zu phantasiren, waren wie be„täubt, bekamen Verzuckungen, und hatten einen „ungleichen, schnellen, sehr kleinen und schwachen „Puls. Da ich nun sahe, daß weder gift- noch „schweißtreibende, noch auch äußerliche zusammenzie„hende Arzeneyen irgend einem nützlich waren, so über„legte ich, ob nicht eine Möglichkeit wäre, diese Kran„ken von ihren gewissen Untergange zu retten. Endlich „dachte ich bey mir selbst, die Ursache, warum die „geschwollenen Drüsen hinter den Ohren, wenn sie

„bey diesem Fieber sich zeigen, ein so schlimmer Vor-
„bote sind, ist diese: Der Ort, wo die Materie der
„Krankheit den Ausgang sucht, ist nicht groß genug,
„sie zu fassen, denn es befindet sich eine solche Menge
„derselben in den innern Theilen, daß sie den Kran-
„ken zu Boden wirft: und es giebt mithin keinen
„andern Weg, das angefangene Werk der Natur
„zu vollführen, als durch Ausleerungen, z. B. Ader-
„lassen, Laxiren u. d. g. Denn auch Galen verord-
„net B. 3. de comp. Med. sec. loc. Cap. de Parot.
„unter diesen Umständen das Aderlassen.„

„Aber das größte Hinderniß dieser Heilanzeige
„war die äußerste Kraftlosigkeit des Kranken, die so
„groß war, daß dieselben bereits im Todeskampfe zu
„seyn schienen, und selbigem in kurzem unterlagen.
„Galen aber setzt in der Stelle, wo er die Aderlaß, bey
„der Behandlung der geschwollenen Ohrendrüsen ver-
„ordnet, zwo Bedingungen voraus: nämlich, wenn
„ein Ueberfluß des Blutes vorhanden ist, und wenn
„die Kräfte des Kranken es verstatten. Diese fehl-
„ten hier schlechterdings: denn man hatte zuvor genug
„Blut weggelassen, sowohl bey wiederholten Ader-
„lassen, als auch durchs Schröpfen, und der Man-
„gel der Kräfte war äusserst groß.„

„Bey reiflicher Erwägung aller dieser Umstände
„erachtete ich, daß jene goldne Worte des Cornelius
„Celsus wohl auf keinen Fall mehr paßten, als auf
„den gegenwärtigen, wenn er sagt: Bey augenschein-
„licher Gefahr kann man viel thun, was man ausser-
„dem nicht thun sollte, und es ist rathsamer, bey
„einem oder dem andern Kranken ein zweydeuti-
„ges Hülfsmittel zu versuchen, als eine so große
„Menge von Kranken ihrem Schicksale zu über-
„lassen.„

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0407
DFG

„Dieses machte mir Muth, zumal da die große „Entkräftung mehr eine Unterdrückung der Kräfte, „als ein wahrer Mangel derselben zu seyn schien. „Denn die Kräfte sanken deswegen so plötzlich und „so sehr, weil die Natur sich der Last nicht entledigen „konnte, und es war zu hoffen, daß man ihr zu stat„ten kommen könnte, wenn man einen Theil derse„ben wegnähme.„

Hierauf beweiset er seinen Satz mit dem Beyspiele des ersten Kranken, den er also behandelte: Diesem rieth er anfangs eine kleine Aderlaß an, um zu erforschen, ob die Kräfte aushalten würden: Der Wundarzt, ein alter erfahrner Mann, wollte nicht daran, weil er sich fürchtete, der in größester Mattigkeit und Todesgefahr liegende Kranke möchte unter der Operation seinen Geist aufgeben. Als aber Riverius sahe, daß die Kräfte desselben nach dieser kleinen Aderlaß mehr stiegen als sanken, so hatte er das Herz, eine noch reichlichere zu verordnen, und den Tag darauf eine antiphlogistische Laxanz zu geben: und siehe, der Kranke kam mit dem Leben davon. Endlich sagt er: „Hierauf verordnete ich allen Kran„ken, denen die Drüsen hinter den Ohren auftraten, „das Aderlassen, und zwar etlichemal, gab ihnen den „Tag darauf eine Laxanz, und es glückte mir, Gottlob! „alle, die auf diese Weise behandelt wurden, glück„lich durchzubringen; und in dem ganzen Jahre ver„lohr ich keinen einzigen mehr, bey dem die Drüsen „hinter den Ohren aufgetreten waren.„

Endlich sagt eben dieser Riverius an einem andern Orte: Wenn ein Karfunkel zum Vorschein kommt, und es ist entweder vorher nicht genug Blut gelassen worden, oder die Kranken haben nicht mehr aushalten können, so muß man demohnerachtet in der Nähe des Karfunkels eine Ader öfnen.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0408
DFG

Ich habe diese etwas weitläuftige Stelle ganz hersetzen müssen, weil wir daraus deutlich sehen, wie sich ein herzhafter Arzt durch Verstand, Aufmerksamkeit und Erfahrung, auch über eingewurzelte Vorurtheile hinwegsetzen, und den Schlendrian verachten könne.

Aber Riverius war nicht der erste unter den Aerzten, der diesen ungebahnten Weg betrat: Leonard Botallus, aus Asti gebürtig, Leibarzt des Königs und der Königinn von Frankreich und des Herzogs von Brabant, hatte in seinem Buche vom Aderlassen im siebenten Kapitel schon vierzig Jahre zuvor die Bahn gebrochen, wenn er sich vernehmen läßt: „Mit einem „Worte, ich glaube nicht, daß es eine Pest giebt, „worin das Aderlassen nicht dienlicher wäre, als alle „übrige Hülfsmittel: nur muß es zu rechter Zeit und „in erforderlicher Menge geschehen: denn ich bin der „Meynung, daß man nur um deswillen bisweilen keinen Nutzen, oder wohl gar Schaden davon verspüret hat, weil man entweder zu spät, oder zu wenig, „nach Erfodern der Umstände, oder zu spät und zu „wenig gelassen, und hierin gefehlet hat. Wie ist „es möglich, wenn man zu furchtsam gewesen ist, und „wenig Blut weggelassen hat, daß jemand gründlich „urtheilen kann, wieviel Nutzen oder Schaden man „sich in der Pest von der Ader versprechen könne? „denn wenn bey der Kur einer Krankheit erforderlich „ist, daß man vier Pfund Blut weglässet, und man „läßt nur ein Pfund weg, so kann man, wenn die „Krankheit den Menschen umbringet, nicht sagen, sie „habe ihm deswegen das Leben gekostet, weil er Blut „gelassen, sondern weil es nicht in gehöriger Menge, „oder vielleicht nicht zu rechter Zeit geschehen ist. Unverständige schlechte Leute aber, die so in ihrer Unwissenheit hinleben, suchen die Schuld immer dar-

„auf zu schieben, wovon sie unbilliger Weise wünschen, „daß es von jedermann getadelt werde, nicht aber „auf das, was wirklich geschadet hat: und wenn sie „es nicht aus Bosheit thun, so thun sie es aus Un„wissenheit, weil sie die Gefahr und die schlimmen „Umstände nicht kennen: beydes ist gefährlich, das „erstere aber ist gar schändlich."

Hernach führt er dasjenige, was Hippokrates Epid. B. 3. von der Pest und der Krise derselben, wenn sie gut oder schlimm abläuft, gesagt hat, weitläuftig an, und zieht endlich den Schluß daraus, daß sowohl zur Beförderung einer guten, als auch zur Verbesserung einer bösen Krise, und zur Ersetzung der mangelnden Kräfte nichts besser sey, als reichliche und wiederholte Aderlässe. Dann fährt er fort: „Ich „habe daher in der Pest und in den pestartigen Krank„heiten, welche bey der Belagerung von Rochelle, „in den Hennegauischen Gebürgen vor vier Jahren, „und die nächst verflossenen zwey Jahre in Paris, und „im vorigen Jahre in Cambrai herumgiengen, bey „allen meinen Kranken, deren eine unzählige Menge „waren, von nichts in der Welt mehr und geschwin„der Nutzen gespüret, als von reichlichen Aderlassen „zu rechter Zeit." Er fügt dann verschiedene Geschichten von Kranken bey, und zwar theils von solchen, die Leistenbeulen, Pestkohlen oder Peteschen hatten, theils von solchen, wo sich dergleichen nicht zeigten, denen er Pfundweise Blut gelassen und sie dadurch erhalten hatte: unter vielen andern Krankenerzehlt er von dem Bischofe in Sisterna, seinem Neffen, er habe ihm nicht eher, als nach der achten reichlichen Aderlaß Hoffnung zur Genesung machen können, und erst nach dieser hätte er sich ausser Gefahr befunden. Daraus macht er den Schluß, „es gebe „wie er gewiß behaupten könne, keine Pest und kein

„Pestfieber, wobey das Blutlassen nicht eben so dien-
„lich, oder vielmehr nicht noch dienlicher wäre, als
„bey anhaltenden faulen Fiebern.“

Aber Botallus ist nicht der einzige, der den Pest-kranken zur Ader gelassen hat, sondern auch Ludovicus Septalius, der um eben diese Zeit lebte, hat es bey der Pest, die in den Jahren 1575. und 1576. in Mailand graßirte, gethan: nur in dem einzigen Stücke war dieser ein Anhänger der alten Theorie, daß er behauptete, es wäre ein großer Unterschied zwischen der Pest, die von der Theurung herrührte, und zwischen der, die ihren Grund in einer giftigen Luft hätte: in der erstern wäre das Aderlassen nicht zuläßig, in der letztern aber nöthig: und zum zweyten unterstand er sich noch nicht, so viel Blut wegzulassen, als Botallus und in den folgenden Zeiten Riverius.

Der vornehmste Grund aber, der den Septalius bewog, wider die Theorie der Alten Blut zu lassen, war die Erfahrung, welche ihn sichtbarlich überführet hatte, diese Theorie sey falsch und irrig, wiewohl fast alle Aerzte ihr anhingen und behaupteten, die Schwäche rühre nicht von der Unterdrückung, sondern von dem Verlust und gänzlichen Mangel der Kräfte her. Er zeiget dieses in folgenden Worten: „Auf
„welche Weise kann man anders das Blut, welches
„in seiner ganzen Masse allenthalben verdorben ist,
„ausleeren, jenen unausstehlichen Schmerz, der oft
„die Kräfte ganz unterdrückt und erschöpft, besonders
„wenn die edlen Theile davon befallen werden, ver-
„mindern, und die Materie auf so eine Art, daß man
„züglich eine Ausleerung macht, von dem leidenden
„Theile zurückziehen?“

„Ich weiß, daß man hierin sowohl, als in den obi-
„gen Sätzen Versuche gegen Versuche setzt, und den

„verschiedenen Erfolg derselben anführet: ich aber „kann aufrichtig versichern, daß in jener schrecklichen „Pest, die in den Jahren 1575. und 1576. unsre „große weitläuftige Stadt verheerte, unter denen „jenigen acht Aerzte, davon ich selbst einer war, einer „und der andre bey seinen Kranken schlechterdings wi„der das Aderlassen war, und auf der Meynung des „Fracastorius und anderer Aerzte hartnäckig bestund: „als aber die so verrichteten Kuren nicht nach Wun„sche gelangen, und man sahe, daß bey andern Aerz„ten, die Blut ließen, die Sache besser gieng, und „viele gerettet wurden; so giengen sie gleichfalls von „ihrer Meynung ab, und fanden, daß sie mit der „Aderlaß besser fortkamen, als ohne selbige. Endlich „waren sie alle einstimmig der Meynung, und faßten „den gemeinschaftlichen Schluß, man dürfe ein so „herrliches Mittel, als die Aderlaß sey, schlechter„dings nicht übergehen."

Vielleicht meint er damit den Botallus und seinen Bruder, den Marescottus und andre: diese alle hatten sich damals vielen Ruhm erworben, daß sie in der Pest zur Ader gelassen hatten: und nicht sowohl der Ruf dieser Männer, als vielmehr der glückliche Erfolg ihrer Behandlung hatte ihn soweit gebracht und überführet, daß er eben so reichliche Aderlässe, als jene, verordnete: er würde aber noch besser gethan haben, wenn er nicht so viel Blut auf einmal, sondern lieber desto öfter gelassen hätte.

Endlich haben wir auch von einem Zeitgenossen des Sydenham, vom Michael Sinapio, ein Buch, worinnen er erzehlt, als im Jahr 1679. die Pest in Wien sehr viel Menschen hingeraffet hätte, habe sich der Fall ereignet, daß alle diejenigen in den Palaste des Fürsten Radzivil, des Polnischen Gesandten in Wien, denen man zur Ader gelassen, von der Pest

genasen, und diejenigen, denen man nicht zur Ader gelassen hatte, gestorben wären: und diese merkwürdige Beobachtung führt er seinen Lesern zu Gemüthe, und ermahnet sie ernstlich, sich ja nicht länger zu bedenken, sondern der vom Botallus und Sydenham erwiesenen Wahrheit Gehör zu geben.

§. 2.

Thomas Sydenham hat also bey der Kur der Pest nichts neues eingeführt, und es ist falsch, wenn man seine Methode für parador, heterodox, oder neu erfunden ausgiebt. Er erläutert nur die Methode und die Lehrsätze der Alten, bekräftiget sie mit den sinnlichsten Beyspielen, wovon er ein Augenzeuge gewesen ist, wie wir im vorigen Kapitel sahen, und verdient ein ewiges Andenken, und viel Dank von dem ganzen Menschengeschlechte. Ich werde nachher noch mehrere Gründe zum Beweiß dieser Methode angeben, vorher aber eine nothwendige Bemerkung machen.

Man kann die Ursachen, welche alle Aerzte zu allen Zeiten bewogen haben, das Aderlassen in der Pest als ein Beförderungsmittel zum Tode, anzusehen, kaum begreifen, und eben so wenig einsehen, warum sie so viel dagegen geschrieben, und so gewaltig dawider geeifert und geschrieen haben. Denn wenige ausgenommen, z. B. den Mercatus, Mercurialis, Forest, Massaria, Zacutus Lusitanus, Sennert, Ballosius u. a. welche entweder in den ersten Stunden oder in den ersten Tagen eine kleine Aderlasse in einem vollblütigen Körper, oder bey einer beträchtlichen Entzündung eines edlern Theiles, obwohl ungern, zulassen, verwerfen die übrigen, deren Namen ich hier angeführt habe, das Aderlassen ohne alle Ausnahme.

Fallopius, Hildanus, Platerus, Paräus, Mindererus, Barbette, Diemerbröck, Sorbait, Wal-

schmid u. a. m. erklären mit deutlichen Worten, das Aderlassen habe fast allen das Leben gekostet. Eben diese Meynung wird in den meisten Schriften von der Pest vertheidiget. Bernardin Christini schreibt in der Geschichte der Pest, die in Rom 1656. graßirte, es wäre so schädlich gewesen, daß der Cardinal Gastaldi, der die Besorgung aller wegen der Pest erforderlichen Verkehrungen hatte, und der Gouverneur der Stadt, gesagt hätte, man sähe nun offenbar, daß des Gabriel Fallopius Bemerkungen richtig wären, und daß die von selbigem erzehlte Geschichte, ein Arzt, der mehr als tausend Personen bey der Pest Aderlässe verordnet gehabt, hätte unter allen diesen kaum zwo Personen beym Leben erhalten können, gewiß wahr wäre.

Muratori schreibt in seinem Buche von der Pest in Modena im Jahr 1630. B. 2. Kap. 4. es wäre damals eine Warnung gedruckt worden, worinn die in verschiedenen Städten an einer großen Anzahl Pestkranken mit Aderlassen und Lariren gemachten Versuche als so gefährlich erwiesen worden wären, daß alle diese Personen ohne Rettung hätten sterben müssen, und wahrscheinlicher weise eine Menge Menschen, die ausserdem hätten gerettet werden können, getödtet worden wären.

Meine Leser haben also Recht folgende Fragen an mich zu thun:

1) Läßt sich nicht aus den bisherigen Erzehlungen muthmaaßen, daß das Aderlassen in der Pest, je nachdem es an diesem oder jenem Tage, zu dieser oder jener Stunde unternommen wird, glücklich oder unglücklich ablaufe?

2) Rühret etwa der verschiedene Erfolg dieses Hülfsmittels von der Verschiedenheit der Völker, der

Temperamente, oder wohl auch davon her, daß zuweilen neben der Pest noch eine andre Krankheit herumgehet, und damit vereiniget ist?

3) Ist denn etwa die verschiedene Art und Beschaffenheit der Pest Ursache, daß die angewandten Mittel so verschiedene und einander widersprechende Wirkungen thun?

Mercatus, Mercurialis, Massaria, Zacutus Lusitanus, Capivacci, Gemma, besonders aber Sennert und Forest haben zwar einen Versuch gemacht, die erste Frage zu beantworten, und der letztere hält die Aderlaß innerhalb der ersten zwölf Stunden, der andre aber wenigstens innerhalb der ersten vier und zwanzig Stunden vom Anfange der Krankheit an für nützlich, später aber für schädlich. Letzterer suchet die Richtigkeit seiner Hypothese dadurch zu erweisen, weil alle diejenigen, denen in der Delfter Pest im Jahr 1559. nach Verfluß des ersten vollen Tages zur Ader gelassen worden, gestorben wären. Paräus aber, Barbette, Hildebrand und vorzüglich Diemerbröck haben diese Auslegung verworfen, und beyde erstere behaupten, sie hätten bey zweymaligen Graßiren der Pest zu ihren Lebzeiten erfahren, daß alle und jede, denen man in der Pest zur Ader gelassen hätte, ohne Hoffnung verlohren gewesen wären, der letztere bekräftiget dieses, und schreibt, eben so wäre es auch in der Pest in Niemwegen ergangen.

Sydenham hat diese Frage wieder anders zu beantworten gesucht, indem er bemerkt hatte, daß alle diejenigen starben, denen man in der Londner Pest zur Ader gelassen hatte, wenn die Leistenbeulen, Pestkohlen, oder andre Hautausschläge schon zum Vorschein gekommen waren: Septalius, Botallus, Ri-

verius u. a. haben hingegen eine Menge Fälle angeführt, wie wir bereits oben gesehen haben, daß Personen, die schon Pestkohlen, Beulen und Ausschläge hatten, durch Aderlässe zu Pestzeiten aus dem Rachen des Todes gerissen worden sind.

Bis auf diese Stunde scheinet also die Zeit und Stunde, wenn und wie lange die Aderlaß in der Pest heilsam oder tödtlich sey, noch nicht ausgemacht und genau bestimmt zu seyn.

Auch die zwote Frage haben sich Sennert, der Cardinal Gastaldi, Pestaluzzi, Forne's u. a. aufzulösen bemühet. Sennert hatte gelesen, daß Septalius in der Mayländischen Pest mit der Aderlaß glückliche Kuren gemacht hatte, dieses wußte er nicht anders zu erklären, als dadurch, die Mayländer wären vollblütige Leute, und ihre Vollblütigkeit die Ursache, warum die, welchen man nicht zur Ader gelassen, gestorben, die aber, bey denen man es gethan, erhalten worden wären. Ist diese Antwort wohl passend? Ich glaube nicht: denn wenn er glaubt, daß so wie die Deutschen, welche starke Esser und Trinker sind, und wirklich vollblütig sind, wie ihn die Erfahrung lehrte, so müßten auch die Mayländischen Bürger vollblütig seyn: so kann er dieses nicht beweisen, denn er hat keine Erfahrung hierinnen gemacht.

Wenn wir ihm aber auch zugeben, daß zwo Nationen, deren Natur und Klima so verschieden ist, in Ansehung der Temperamenter übereinkämen, so hätte doch Septalius und seine Gehülfen wenigstens bemerken müssen, daß diejenigen, welche nicht vollblütig gewesen, gestorben wären, wenn man ihnen zur Ader gelassen, und so gut er seine übrigen Bemerkungen der Welt mitgetheilet hat, würde er es auch mit dieser nicht unterlassen haben. Doch noch mehr, sollte denn

zu Zeiten des Cristini, und zu Zeiten des Fallop kein Römischer Bürger, zu den Zeiten des Paräus kein Franzose, und zu Diemerbröcks Zeiten kein einziger Holländer vollblütig gewesen seyn, weil diese alle, oder doch meist alle an der Pest starben, da man ihnen zur Ader gelassen hatte?

Die zwote Helfte der andern Frage ist diese: ob nämlich die Gegenwart oder Abwesenheit verschiedener Entzündungskrankheiten Ursache sey, daß bey einer Pest das Aderlassen heilsam und zuträglich, bey der andern hingegen tödtlich gewesen seyn soll?

Auch hierbey ist Sennert nebst vielen andern der Meynung, dieser Unterschied rühre von den Symptomen der Entzündung der Hirnhäute, der Lunge, der Eingeweide des Unterleibes u. s. f. her: so daß diejenigen, welche innere Entzündungen hatten, wenn man ihnen zur Ader ließe, deswegen davon kämen, weil man ihnen nicht der Pest, sondern der Entzündung halber zur Ader gelassen hätte.

Dieses kann man nicht wohl zugeben. Denn wenn nicht nur die Pest, sondern auch eine innere Entzündung, die von der Pestmaterie herrühret, einen Menschen befällt, und also zwo Krankheiten zusammenkommen, davon eine jede den Kranken umzubringen vermag; und wenn eine derselben nach der Aderlaß mehrentheils gehoben wird, und mithin selbige erfordert, die andre aber, nach der einstimmigen Meynung dieser Aerzte selbst, durch das Aderlassen tödtlich wird, und mithin solches verbietet: Wozu wird es denn da helfen, wenn der Kranke auf so eine Art von der Entzündung kurirt wird, daß er doch an der Pest schlechterdings sterben muß? Daß aber die Materie der Pest selbst das Blut entzündet, erhellet daher, weil die

öftere Erfahrung lehret, daß meistens in Pestzeiten keine andern Entzündungskrankheiten vorkommen. Mithin kann man weder die Auflösung der ersten noch der zwoten Frage annehmen, und für richtig und hinlänglich erkennen.

Auf das dritte Stück der zwoten Frage antworte ich, es sey allerdings wahr, daß eine Nation von der andern in Ansehung der Krankheiten verschieden ist, und daß diese Verschiedenheit mäßig bey der einem, bey der andern aber stark ist. Aus den Schriften und Erzehlungen der Italiener läßt sich füglich schliessen, daß die Pleurisie und die Entzündung der Lungen den Italiener weit öfter und geschwinder aufreibt, als viele andre Völker.

Die Schriften der berühmtesten Wundärzte beweisen, daß die verschiedenen Arten von Kopfwunden in einem Lande schwerer zu heilen sind, als in einem andern. In trocknen heißen Ländern ist die Wassersucht seltner und heilbarer, als in feuchten und kalten: wiewohl wir aber dieses gern zugeben, so sind wir doch nicht überzeugt, daß die in der Pest gesammleten Erfahrungen eine solche Verschiedenheit deutlich bemerken lassen sollten. Die Natur der Pest, und die Wirkungen der darwider gebrauchten Hülfsmittel sind in der Pest in Mailand, das unter einem gemäßigten Himmelsstriche liegt, eben die gewesen, als in der Pest zu Florenz, und diese Stadt hat doch schon ein heißeres Klima; eben die, wie in Sicilien, wo es überaus heiß ist, besonders in den Gegenden nach Afrika zu; wie in Frankreich, wo es schon viel weniger heiß ist, wie in dem kalten Engelland und Holland, und in den sehr kalten Nordländern. Ich finde in den Leipziger Actis eruditorum vom Jahr 1727. daß der bekannte Timoni behauptet, die Pest in Konstantino-

pel, habe mit der Pest in Niemwegen, nach dem zu urtheilen, was Diemerbröck davon schreibt, große Aehnlichkeit gehabt: die Pest in Algier, davon ich oben redte, kömmt mit der Pest in den meisten Ländern Europens in vielen Stücken überein. Und wenn nun die Pest in Ansehung ihrer Natur und Ausbruchs in nichts verschieden ist, wenn ferner das Aderlassen in der Pest in heißen Ländern sowohl, als in gemäßigten und kalten die Menschen vom Tode gerettet hat, so kann ich nicht einsehen, wie man behaupten könne, die Pest sey sich in Ansehung der verschiedenen Völker, die damit befallen würden, ungleich, und wie man im Stande seyn dürfte, dieses gründlich darzuthun.

Die dritte Frage war, ob auch nicht etwa die Pest selbst zu einer oder der andern Zeit sich anders erwiese, und so beschaffen sey, daß das Aderlassen seiner Natur nach einmal vom Todte rettete, und das andremal den Tod unvermeidlich veranlaßte, bey einer andern Epidemie aber die Sache wieder umgekehrt sich verhielte?

Die Antwort auf diese Frage würde nicht schwer seyn, wenn bey jeder Pest, zu jeder Zeit, und an jedem Orte angemerkt worden wäre, ob das Aderlassen zuträglich oder schädlich gewesen, da das aber nicht geschehen ist, so müssen wir uns hier anders zu helfen suchen. Die Bemerkungen sind in eben der Pestepidemie gemacht worden, wo die Aerzte und Geschichtschreiber zum Theil die Schwitzkur, die ihnen gefälliger und gewöhnlicher war, und zum Theil die Kur durch Aderlässe, die bis auf diese Zeiten nicht so üblich ist, mit einerley Lobeserhebungen gepriesen haben: und mithin hat es nicht das Ansehen, als ob die Wirkungen der verschiedenen Methoden in der verschiedenen Natur der Pest selbst ihren Grund hätten. Noch

passender ist die Bemerkung des Muratori, daß in der Pest in Florenz im Jahr 1630. und 1631. ein gewisser Arzt Rondinelli sich der mit Theriak und dem Oleum Magni Ducis gemachten Kuren gerühmet habe; woraus eigentlich dieses Oehl bestanden, hat er nicht mit deutlichen Worten gesagt, daß es aber hitziger Natur gewesen seyn müsse, ergiebt sich daraus, weil er es mit dem so genannten Oleum Matthioli vergleichet: von diesen beyden Mitteln sagt er, sie hätten denenjenigen herrliche Dienste geleistet, bey denen das Pestfieber nicht so gar hitzig gewesen wäre: und Filibert Marchini versichert, zu eben der Zeit und an eben dem Orte mit der Heilart der Aerzte von Palermo ungemein viel Gutes gestiftet zu haben. Diese aber ist die antiphlogistische, und besteht in dem Gebrauche der Emulsionen des Milchs und des Limoniensaftes. Da also die Wirkungen solcher Mittel, welche völlig entgegengesetzter Natur sind, auf gleiche Art gelobt werden, und zwar in einer und eben derselben Pest, zu einer Zeit und an einem Orte, da eben dieses von diesen verschiedenen Methoden an verschiedenen Orten und zu verschiedenen Zeiten bey verschiedenen Pestepidemien geschrieben und versichert wird, da überdies die auf das dritte Stück der zwoten Frage gegebene Antwort dieses alles bekräftiget, so ergiebt sich offenbar, daß die Natur und Beschaffenheit der Pest zu allen Zeiten und an allen Orten dieselbe ist, und daß die verschiedene Natur der Pest nicht Ursache seyn könne, warum die antiphlogistische Methode zu einer Zeit nützlich und gut, zur andern aber schädlich seyn solle, oder werde: denn sie ist, so wie man mit Recht erwarten kann, vor hundert Jahren sowohl, als in einem andern Jahre, bey einer Graßation der Pest sowohl, als bey der andern, gut gethan.

Wenn es demnach nicht möglich ist, diesen Streit wegen der Aderlaß zu entscheiden, und weder den Tag

noch die Stunde zu bestimmen, wenn sie schädlich oder nützlich ist, wenn ferner nicht ausgemacht werden kann, ob die Verschiedenheit der Temperamente, ob die verschiedenen mit der Pest verbundenen Krankheiten, ob die Verschiedenheit der Länder und Gegenden, oder ob endlich die verschiedene Natur der Pest die Aderlaß verbiete oder erlaube: so bleibt nichts übrig, als daß die Aerzte in Pestzeiten sich nach dem vernünftigen und vorsichtigen Rathe des Muratori richten, dergleichen Versuche auf das genaueste beobachten, und nach des Sydenhams Vorschrift entweder ganz allein nach der antiphlogistischen Methode kurirn, oder selbige mit der Schwitzkur verbinden: um endlich zuverläßig dahinter zu kommen, ob die antiphlogistische Methode denen übrigen vorzuziehen, oder nachzusetzen sey.

Viele wichtige Gründe treiben uns an, dieses zu thun. Die Schwitzkur ist zu allen Zeiten in der Pest die gewöhnlichste gewesen, und nur selten und an wenig Orten und bey wenig Kranken hat man zur Ader gelassen: noch weit seltner hat man sich der zusammengesetzten Methode des Sydenham bedient: indessen ersehen wir aus den Todtenlisten, daß bey allen Pestepidemien, die meisten angesteckten Personen haben sterben müssen. Was ist also wohl weiter dabey zu thun, als daß wir diejenige Methode, die bisher zwar weit seltner üblich gewesen ist, gleichwohl aber von den größten Aerzten für besser und vorzüglicher gehalten wird, allgemeiner machen, und bey genauer Beobachtung aller Umstände anwenden. Doch wir werden hiervon nächstens mit mehreren reden.

Des zweyten Abschnittes siebentes Kapitel.

Vom Schröpfen bey den Pestkranken.

§. 1. Fast alle Aerzte, welche das Aderlassen in der Pest als schädlich verwerfen, machen gleichwohl vom Schröpfen, vom Nasenbluten, von der goldnen Ader, von dem Blutgange durch die Mutter, und so gar von dem Fontanelle, viel Rühmens; dieses wird getadelt, und einige Schlüsse und glückliche Folgerungen für die Zukunft werden daher geleitet.

§. 1.

So ungerne ich die Materie dieses Kapitels bearbeite, so nöthig ist es gleichwohl: denn ich muß hier von Dingen reden, die der Medicin eher Schande als Ehre machen, und denenjenigen, die ohnehin auf sie zu schmähen gewohnt sind, (dieses aber ist der größte Theil der Menschen, oder wenigstens der Gelehrten), Gelegenheit zu neuen Lästerungen geben. Es ist jedoch die Pflicht eines rechtschaffenen Mannes, dasjenige ungescheut zu sagen, was der Welt nützlich seyn kann.

Alle Aerzte, von den ältesten Zeiten an bis auf die unsrigen, welche entweder zweifelhaft und bedenklich, oder kühn und schimpflich vom Aderlassen in der Pest geschrieben haben, verstatten, loben und rühmen das Schröpfen, und kaum einer oder ein paar sind hiervon auszunehmen. Diejenigen, die das Aderlassen ja noch verstatten, schränken sie auf gewisse Tage und Stunden ein, und sagen, später sey sie todtschädlich, das Schröpfen aber erlauben sie zu allen Stunden; sie sagen ferner: man müsse nicht oft und nicht

viel Blut weglassen: schröpfen aber soll man oft und stark; sie verwerfen endlich das Aderlassen aus Furcht, die Kranken, welche ohnehin äusserst matt und entkräftet sind, möchten ganz geworfen werden; hier aber verschwindet ihre Furcht vor der Schwäche und vor dem Blutverluste, und sie rathen das Schröpfen ohne Bedenken, so oft man will, und so stark man will.

Wenn ich die Freunde und Vertheidiger des Schröpfens nach der Reihe nennen wollte, so müßte ich fast alle Namen derjenigen Aerzte herschreiben, die jemals von der Pest geschrieben haben, z. B. den Galen, Oribasius, Aegineta, Fracastorius, Forest, Mercatus, Lommius, Fernelius, Mercurialis, Capivacci, Willis, Riverius und mehrere: ja man würde in einer ganzen vollständigen medicinischen Bibliotheck kaum zwey oder drey Bücher finden, worinnen nur einiges Bedenken wider das Schröpfen geäussert worden wäre.

Inzwischen wird es vielen ungereimt und lächerlich vorkommen, wider das Blutlassen zu eifern, und es auch dabey zu loben; es eine zuverläßige Ursache des Todes zu nennen, und ihm die Kraft, das Leben zu retten und zu erhalten, zuzuschreiben.

Ich selbst würde es für sonderbar und widersprechend halten, wenn diese großen Männer, welche es sagen, nicht der Meynung wären, sie hätten die gerechteste Ursache, so widersprechend zu urtheilen.

Man mag nachschlagen, welchen man will, so sagen sie allerdings einstimmig: 1) Durch das Aderlassen würden die Säfte von den äussern Theilen des Körpers nach den innern, oder nach dem Mittelpunkte zu gezogen, durch das Schröpfen aber nicht. Zum zweyten, da die Pestkranken mehrentheils ungemein schwach

und kraftlos wären, thue ihnen das Aderlassen den größten Schaden, weil es noch mehr zu entkräften pflege: denn es vergrößere nicht nur die Schwäche, sondern es vermindere auch die Kräfte, insoferne sie nöthig wären das Gift durch die Haut herauszutreiben: das Schröpfen hingegen ermattete den Kranken nicht, und dahero wäre es bey der größten Ohnmacht und Schwäche ein sicheres, das Aderlassen aber ein schädliches Mittel.

Den ersten Theil ihrer Meynungen beweisen sie alle aus dem Galen, wiewohl man unter den Vertheidigern der Aderlaß in der Pest Aerzte findet, welche behauptet haben, Galen sey gerade der entgegengesetzten Meynung. Wie wäre es dann, wenn Galen beydes gesagt hätte? Ich glaube in der That, Septalius hat nicht unschicklich erweisen wollen, Galen habe beyde Meynungen vorgetragen, die erste B. 6. de sanit. tuend. Kap. 4. und die andere Kap. 10. Und im sechsten Kapitel habe ich gezeigt, daß Galen bey schwarzen Hautausschlägen in der Pest sowohl, als in bösartigen Krankheiten das Aderlassen für nöthig gehalten habe: und in Wahrheit, nichts ist zuverläßiger als dieses. Wäre die Schwäche des Kranken eine wahre Schwäche, so würde man, jemehr man Blut wegließe, destomehr die Bewegung des Herzens und der Pulsadern von den innersten nach den äussern Theilen und der Haut vermindern, so daß sie endlich statt roth aus zu sehen, blaß, und statt heiß zu seyn, kalt würden.

Rührt aber die Schwäche daher, daß die Menge des Blutes die Kräfte des Herzens und der Pulsadern überwiegt, und kann deswegen das Blatter- oder Masergift sich in der Haut nicht fest setzen, so wird das Blutlassen, vielleicht auch dann erst, wenn es mehr als einmal geschiehet, das bisher ermangelnde Gleichgewicht zwischen den Säften und Gefäßen wieder her-

stellen, und machen, daß beyderley Ausschläge so durchbrechen, daß die ganze Oberfläche der Haut in kurzem damit gleichsam übersäet ist. Galen hat also vollkommen recht, wenn er lehret, das Aderlassen leite von der Haut ab, und nach der Haut zu: weil aber die Aerzte geneigter waren, dem Galen zu glauben, daß das Aderlassen von der Haut abziehe, als daß es anziehe, so haben sie es unrechtmäßiger Weise in der Pestkur verbannet.

Sie haben aber nicht zugeben wollen, daß das Schröpfen eine ähnliche ableitende Kraft habe, als das Aderlassen: aus welchem Grunde aber haben sie das gethan? Beym Schröpfen werden die Pulsadern eben sowohl als die Blutadern verwundet: da eine unzählige Menge kleiner Aestgen von beyden geöfnet werden, so pflegt das Blut zwar langsamer zu fließen, aber es kömmt viel mehr als beym Aderlassen aus dem Körper, wenn mit dem Schröpfen lange fortgefahren wird: und eben das wollten sie in der Pest haben. Eben so gut aber als beym Aderlassen das Blut von entfernten Theilen ab- und zu den nähern gezogen wird, geschiehet dieses auch beym Schröpfen. Soll denn das letztere deswegen, weil das Blut langsamer aus dem Körper herauskommt, nicht eben sowohl von der Oberfläche des Körpers ableiten? Meines Erachtens geschiehet beydes, das Ableiten und das Hinleiten hier eben so gut, wie beym Aderlassen: je nachdem nämlich die Mattigkeit und Kraftlosigkeit wahr oder scheinbar ist. Oder soll deswegen, weil hier zugleich mit aus den Pulsadern das Blut abfließt, das Gift weniger nach den innern Theilen zu getrieben werden? Das Herz wird eben so sehr geschwächt, wenn es das Blut verlieret, das aus selbigem in die Pulsadern gegangen war, als wenn ihm das Blut mangelt, welches durch die Blutadern zurück kom-

men sollte. Und da sie nun beständig wider das Aderlassen schryen, und es als schädlich verwerfen, so hätten sie, wenn sie bedacht hätten, daß sie beym Schröpfen unzählige Blutadern öffnen ließen, eher das Schröpfen, als das Aderlassen untersagen sollen.

Die zwote Ursache soll nach ihrem Vorgeben die Schwäche seyn, welche das Aderlassen erzeugen soll, und es soll deswegen in der Pest so schädlich seyn, weil ohnehin zugleich mit dem Anfalle der Pest ein hoher Grad von Mattigkeit verknüpft ist.

Zum Theil haben wir dieses Bedenken so eben jezt, zum Theil im sechsten Kapitel bereits beantwortet. Sydenham und alle praktische Aerzte versichern uns, daß jene anscheinende Schwäche, die das gestörte Gleichgewicht zwischen den flüßigen und festen Theilen, wo nämlich der flüßigen zu viel sind, hervorbringet, auf keine Weise besser gehoben und die Schwäche nie besser in Stärke und Kraft verwandelt werde, als durch reichliches Blutlassen: weil aber dieser Unterschied zwischen wahrer und scheinbarer Schwäche den Alten nicht so bekannt war, und die Neuern nicht sonderlich darauf gesehen haben, so haben viele Kranke darunter leiden, auch gar draufgehen müssen.

Aus diesen allen muß ich den Schluß ziehen, 1) diejenige Schwäche, welche bey der Pest, und oft in einem ziemlich hohen Grade sich äußert, müße ihren Grund mehr in der Menge, oder, welches auf eins hinaus kommt, in der Verdünnung und Auflösung der Säfte haben: und das Aderlassen habe nur um deswillen bey so vielen Pestepidemien geschadet, weil es zu selten, und zu sparlich geschehen ist: wie man dieses alle Tage in hitzigen Krankheiten, die nicht pestartig sind, in der Erfahrung bestätigt findet.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0426
DFG

2) Das Schröpfen ist deswegen beynahe von allen Aerzten angepriesen worden, weil sie in dem falschen Wahn stunden, dadurch würden die Säfte nicht von den äußern Theilen nach den innern hineingetrieben, und es sey unschädlich, man möge noch so oft, und noch so reichlich schröpfen, und noch so viel Blut dadurch wegnehmen, und dadurch gleichwohl die überflüßige Menge der Säfte in dem Körper des Kranken sehr gemindert, die scheinbare Schwäche verbessert, und die Natur zur Kochung geschickt gemacht wurde.

Wir können nicht umhin, alles dieses aus den so umständlich erzehlten Pestgeschichten in natürlicher Folge zu schließen, und schon Septalius und Riverius haben zu ihrer Zeit also geurtheilet, wie wir oben gehöret haben.

Viele Umstände, welche denen Verfassern der Pestschriften widersprechend zu seyn schienen, bekräftigen dieses.

1) Das Zeugniß des Plater, der wider das Aderlassen in der Pest sehr eingenommen war, welches wir im sechsten Kapitel anführten: „Wiewohl diejenigen, „welche das Aderlassen für das äußerste ausgeben, „was man, wenn alle Hoffnung verschwindet, noch „wagen solle, schreiben, sie hätten durch so reichliche „Aderlässe, daß die Kranken dabey in Ohnmacht ge„fallen, viele vom Tode errettet, und keine Blut„ausleerung, als eine starke sey von Nutzen.“

2) Das Zeugniß des Angelus Bellichochi, dessen in Italiänischer Sprache abgefaßtes Buch von der Pest Joachim Camerarius uns verschaffet hat. In der Beschreibung der Pest in Venedig, welche im Jahr 1576. daselbst graßirte, von der man auch in den Büchern des Hieronymus Mercurialis und Capi-

vacci Nachrichten findet, sagt er: „Gleichergestalt „hat man wahrgenommen, daß die schwarzen Flecken „oder Peteschen von schlimmerer Vorbedeutung wa„ren, als der Karfunkel, oder die Pestbeulen: da „man doch in andern Pestepidemien das Gegentheil „angemerket hat; und dabey ist das Aderlassen sehr „schädlich gewesen."

So weit stimmt er der Meynung der nur gedachten beyden Aerzte bey, aber die Liebe zur Wahrheit hat ihn vermocht, noch hinzu zu setzen: „Wenn man „ihnen an die Gefäße der goldnen Ader Blutigel setzte, „spürten sie großen Nutzen."

3) Diemerbröck verwirft zwar nicht nur das Aderlassen in der Pest, sondern hält auch mit dem Minderer und andern das Nasenbluten, und die monatliche Reinigung bey Weibspersonen für ein schlimmes Zeichen: gleichwohl kann er es nicht lassen, der Nachwelt eine Bemerkung mitzutheilen, welche ihn, wenn er nicht von dem Vorurtheile der Alten zu sehr geblendet gewesen wäre, eine wahre Kenntniß der Pest und der Methode, sie zu behandeln, würde verschaffet haben, wenn er sagt: „diejenigen, welche die im Jahr „1568. graßirende Pest beschreiben, bezeugen, die „damaligen Pestfieber hätten sich durch Nasenbluten „größtentheils gelöset: wenn das Blut schön roth und „in größter Menge zur Nase herausgelaufen wäre, so „daß die Kranken dabey ohnmächtig geworden, so „wären sie fast alle, denen dieses begegnet, davonge„kommen."

4) Paräus, ein unversöhnlicher Feind des Aderlassens in der Pest, der von allen Ausleerungen des Blutes nichts hält, sie vielmehr verwirft, und für höchstschädlich ausgiebt, rathet gleichwohl B. 21. Kap. 25. nach Erwägung der Vortheile, welche ein

starkes Nasenbluten verschaffet, diese Ausleerung bey Pestkranken, durch Kratzen in der Nase, durch heftiges Schneutzen, oder vermittelst eines in die Nase gebrachten Pferdehaars, zu erregen, und so zu befördern, daß viel Blut ausgeleert werde.

5) Vielleicht läßt sich auch jene Bemerkung des Fabriz von Hilden, der alle Ausleerungen in der Pest als schädlich und gefährlich verdammet, Cent. 4. obs. 23. hierher ziehen: „ich weiß nicht, daß jemand, „der ein Fontanell am Arme oder Fuße gehabt, außer „etwa ein oder etliche Personen, die äußerst verderbte „Säfte hatten, an der Pest gestorben wären; diese „Bemerkung verdienet unsre Aufmerksamkeit." Denn wiewohl die Ausleerung, die dadurch geschieht, mässig und langsam erfolgt, so kann doch, daß sie theils immer fortdauret, theils dadurch die Säfte beständig nach dem Fontanelle zu gezogen werden, der erste ansteckende Stof dadurch aus dem Körper herausgehen.

Fabriz von Hilden hatte in dieser Pest, nämlich in Lausanne seine Frau, zween Söhne, zwo Töchter und eine Magd liegen: diese letztere und die beyden Töchter starben an der Pest, die Söhne aber und die Frau kamen davon, und er wurde gar nicht angesteckt: „daher, sagt er, muß das Fontanell das „sicherste Vorbauungsmittel zu Pestzeiten seyn, denn „ich habe das an mir selbst sowohl, als an vielen andern Personen gefunden: ich habe deren zwey, eins „am linken Arme, das andre unter dem rechten Knie.

Diemerbröck erzehlet in der 110ten Geschichte einen ähnlichen Fall und sagt nachher: „ich habe allezeit das „Fontanell für eins der vortreflichsten Hülfsmittel bey „der Pest gehalten, und in der Erfahrung bewährt „gefunden, daß wenn auch schon etwas von dem Pest-

„gifte in den Körper eingedrungen ist, es entweder „von selbst oder durch Beyhülfe einiger Arzeneyen „mächtig und schnell ausgeführt wurde: wie diese Ge„schichte offenbar zeiget. Das nämliche bezeugen „auch Mercurialis, Hercules a Saxonia, Georgius, „Hildanus, Joannes Arculanus und andre große „praktische Aerzte von denen Fontanellen aus Er„fahrung."

Wenn demnach kleine und seltne Aderlässe, wenn ein geringer Abgang vom Blute durch die Nase, durch die Gebärmutter, oder durch die goldne Ader die Pestkranken nicht vom Tode rettet; wenn öftere starke Blutausleerungen, sie mögen durch Aderlassen oder auf irgend einem Absonderungswege geschehen, die Pestkranken vom Tode und Verderben gerettet haben: so glaube ich, es wird mir vergönnet seyn, daraus zu folgern: die Pest sey eine Krankheit, worinnen entweder die Menge oder die Verfeinerung der Säfte eine Vollblütigkeit verursachet, und diese der Grund der scheinbaren Schwäche ist; (denn keine wirkliche Schwäche kann es nicht seyn, wenn der Ueberfluß, oder die Verdünnung des Blutes sie verursachet), und daß daher jede Art von Blutausleerung, die in reichlicher Menge, zu wiederholten malen, und so lange bis die Krankheit sich merklich bessert, geschiehet, das vornehmste Hülfsmittel wider die Pest sey.

Ferner wird jedermann deutlich einsehen können, daß ich eben diesen, keinesweges aber einen entgegengesetzten Schluß machen kann und muß, wenn ich die Zeugnisse aller Schriftsteller, sowohl derer die wider, als die für das Aderlassen sind, deren ich eine ziemliche Anzahl angeführt und das hieher gehörige mühsam und treulich angezeiget habe, zusammennehme, und vernünftig beurtheile.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0430
DFG

Denn ich selbst habe in diesem Buche schweigen müssen, da die Güte Gottes mich bis hieher soweit behütet hat, daß ich kein Augenzeuge dieser verderblichen Seuche gewesen bin: diejenigen aber haben reden und uns unterrichten müssen, die in dergleichen Zeiten gelebt haben, die aus Erfahrung an ihrer eignen Person wußten, was sie selbst empfanden, die sie an andern mit ihren eignen Augen gesehen, und die Klagen solcher Kranken mit ihren Ohren gehöret hatten, die an sich und ihren Freunden und Verwandten das Unglück erlebt haben, die endlich alles dieses treulich und aus gutem Herzen aufgezeichnet, und der Nachkommenschaft in ihren davon abgefaßten Schriften bekannt gemacht haben.

Zum Schlusse dieses Kapitels prophezeye ich noch, daß in kurzem alle Aerzte die bis hieher angepriesenen Ausleerungen des Blutes in der Pest gern und willig verstatten, und durch die verringerte Anzahl der Verstorbenen beweisen werden, daß sie von dem vortreflichsten Nutzen sind, wenn sie sich in den Schriften, die von Blattern und Masern handeln, so werden umgesehen haben, wie ich in den Büchern von der Pest. Denn haben nicht zu allen Zeiten die angesehensten Aerzte eben solche Gründe angeführt, die große Gefahr der Aderlässe in Masern und Blattern zu beweisen? Hat man wohl irgend einen Grundsatz in der Medicin ernstlicher vorgetragen, oder gewissenhafter befolget? diejenigen aber, welche den Anfang machten, sich über die allgemeinen Vorurtheile zu erheben, und hinauszusetzen, wie schwankend und zaghaft giengen sie anfangs zu Werke, wie oft traten sie wieder zurück!

Der gute Diemerbröck erlaubt zwar endlich in seiner Geschichte von Blattern und Masern das Ader-

lassen, aber er nimmt davon die Kinder ganz aus, und will sie auch bey Erwachßnen nicht anders zugeben, als wenn sie vollblütig sind, und wenn noch keine Flecken und Blütgen in der Haut zum Vorschein kommen. Und da uns nun die Bahn zu einer sicherern und glücklichern Behandlung der Blattern und Masern dadurch gebrochen ist, daß der vortrefliche Sydenham und der große Boerhaave das Aderlassen in diesen Krankheiten eingeführet, und jene alten Vorurtheile ausgerottet haben, da wir in diesem Stücke sogar durch die Einimpfung eines bessern belehrt worden sind, und ihr mit zu verdanken haben, daß wir durch Vernunft und Erfahrung überzeugt worden sind, wie schädlich und gefährlich die Meynung der Alten für die Blatterkranken gewesen sey: so scheint es mir beynahe unmöglich, daß wir nicht endlich allerseits sollten einsehen lernen, daß die Gründe und Erfahrungen der berühmtesten Aerzte eben so überzeugend, ja noch überzeugender sind, daß die Aderlaß in der Pest das sicherste und beste Hülfsmittel sey.

Des zweyten Abschnittes

achtes Kapitel.

Von der schweißtreibenden Methode.

§. 1. Diese Methode ist theils nach der Vernunft, theils aus eben dem Grunde, der vormals für das Aderlassen angegeben worden ist, verwerflich: denn wenn man die Zeugnisse der streitenden Partheyen gegeneinander hält, so ergiebt sich, daß durch getriebene Schweiße die meisten Pestkranken gestorben sind, dahingegen hat die antiphlogistische Methode den meisten das Leben gerettet. Gleichwohl verwirft sie Sydenham nicht, und macht sie zu seiner zwoten Methode, und so, wie er verfährt, hatten schon viele vor ihm es für gut geachtet. Die Meynung des Hecquet vom Opium in der Pest ist nicht wahrscheinlich.

§. 2. Wird gezeiget, daß wir nicht nöthig haben, von den Brechmitteln und Laxanzen bey der Kur der Pest zu handeln: vielmehr wird die Aufmerksamkeit der Leser auf das Problem des berühmten Morton vom Nutzen der Peruanischen Rinde bey Pestkranken erreget.

§. 1.

Nun wir erwiesen haben, daß öfteres und reichliches Blutlassen in der Pest nützlich und nöthig sey, können wir uns hier kurz fassen. Sollte sich aber jemand in dem Falle befinden, wie Sydenham, oder sollte jemand von selbst Lust und Neigung haben, zu versuchen, was er mit der schweißtreibenden Methode ausrichten würde, der überlege auf der einen Seite, wie schädlich und ungeschickt die gewöhnliche Methode sey, auf der andern, wie viel Vorzüge die Sydenhamische vor dieser habe, und nach seiner Ueberzeu-

gung wird die erstere ganz wegfallen, die andre aber vielleicht näher untersucht zu werden verdienen. Hierbey fragte es sich jedoch, ob es schlechterdings nöthig sey, die Schweiße mit hitzigen gewürzhaften Mitteln zu treiben? denn da Sydenham die Schweiße damit trieb, weil dergleichen Arzeneyen damals üblich waren, so verbeßerte er die übermäßige Hitze derselben theils durch das Aderlassen, theils durch eine Menge kühlender Getränke, und half vielen zu ihrer Gesundheit: wäre es aber, fragt es sich ferner, nicht besser, die oben belobte Methode der Aerzte von Palermo zur Beförderung der Schweiße zu wählen? Wenn wir den Nachrichten des berühmten Forne's Glauben beymessen, so ist sie bey den Türken sehr gebräuchlich.

Diemerbröck scheint in der 42sten Geschichte und in der dazu gemachten Anmerkung dieses zu bekräftigen. Er sagt, viele, die zu arm gewesen sich kostbarere Mittel zu kaufen, wären mit Eßig, mit Theriac, oder ohne Theriac mit Seesaltz vermischt, oder mit gar nichts versetzt, gerettet worden; so wie Sydenham erklärt, wie es zugehe, daß an bösartigen Blattern sehr wenig Vornehme erhalten würden, und sehr wenig Arme stürben. In meiner Jugend war in Holland die Pest noch im frischen Andenken, und deswegen hatte jedermann einen scharfen Eßig, der auf Ringelblumen aufgesetzt war, vorräthig stehen, und hielt ihn so werth, als Gold und Geld, weil dieses, im Fall wieder eine Pest käme, das beste schweißtreibende Mittel seyn sollte. Minderer ist so ein eifriger Anhänger der alten Methode, und gestehet gleichwohl aufrichtig, wenn er kein Vitriolöhl hätte, so wüßte er nicht, wie er die Pest kuriren sollte.

Nächst vielen andern Schriftstellern zieht zwar Hequet die hitzigen zusammengesetzten Arzeneyen, die man in Apotheken findet, und zwar des darinn ent-

haltnen Opiums wegen, welches vor der Pest verwahren, und sie auch kuriren soll, vor: diese Meynung aber haben andre berühmte Aerzte, weil sie zu allgemein ist, mit Recht eingeschränket. Nur ein einziges darwider anzuführen, was entkräftet selbige wohl mehr, als daß die Türken, die doch das Opium beständig und in Menge genießen, öfter als alle übrige Völker, und beynahe alle Jahre mit der Pest heimgesuchet werden? Glaubte man aber, die Trägheit und Sorglosigkeit der Türken in Vorkehrung der nöthigen Anstalten, wodurch die Ausbreitung dieser Seuche verhütet werden könnte, wäre daran schuld, daß sie bey ihnen fast nie aufhöret, so antworte ich darauf, wenn das Opium eine so verwahrende Kraft, als man ihm zuschreibt, wirklich hätte, so müßte es die Türken, die es beständig häufig in sich stopfen, vor allen Anfällen der Pest völlig sicher stellen. Zum zweyten, wir beschuldigen die Türken der Sorglosigkeit und Unvorsichtigkeit bey der Pest, aber wir erkennen auch, daß ihre Unthätigkeit nicht sowohl die Ursache der Ausbreitung der Pest, als vielmehr gewissermaßen öfters der Ausbreitung derselben mehr hinderlich sey, als unsere oft voreiligen oder verkehrten Anstalten.

Man lese den Ambros Pare, den Chenot und besonders den Muratori, der beynahe alle Schriften von der Pest getreulich gesammlet hat; und man wird sich der Thränen nicht enthalten können, wenn man das Elend, die Noth, und die Klagen lieset, und acht hat, wie durch verkehrte und uneingeschränkte Ausübung und strenge Beobachtung der in der besten Absicht gegebenen Gesetze die Ausbreitung so sehr befördert worden ist: wie man den Menschen Furcht und Schrecken eingejaget hat, wodurch, wie die Erfahrung aller Zeiten gelehrt, die Pest allemal schlimmer gemacht und ausgebreitet wird: wie sehr man wider

alle Menschlichkeit die Kranken vernachläßigt hat, wie unerhört grausam man mit ihnen umgegangen ist, wie man oft Personen, die die Pest nicht hatten, für angesteckt gehalten hat: wieviel endlich Hunger und Mangel, der eine gewöhnliche Folge des wahren und falschen Gerüchts von der Pest ist, Unglück gestiftet hat! Wissen die Türken von aller der Noth etwas? Genießet ihr Körper und ihre Seele nicht eine solche Ruhe, genießen die Kranken, ihre Kinder und Verwandten, nicht so viel Bequemlichkeit, haben sie nicht Ueberfluß an allem Nothwendigen, und so viel Unterstützung, daß sie in den meisten Stücken von der Noth gar nichts empfinden, womit zu Pestzeiten, ja wohl auch außer selbigen, die gesittesten Völker in Europa gestraft und heimgesucht zu werden pflegen? Wie sehr wäre zu wünschen, daß man endlich zwischen der ängstlichen und ungestümen, öfters auch unzeitigen Sorgfalt und der Trägheit der Türken eine Mittelstraße ausfindig machte, welche allein die beste ist! Wie sehr wäre zu wünschen, daß man es so weit bringen könnte, daß die Pest, wenn sie noch im finstern schleichet, gekennet, und ihrer Ausbreitung Einhalt gethan werden könnte, ohne daß die ohnehin große Noth der Menschen dadurch noch vergrößert und vervielfältiget würde! Man wird diesen Weg finden, und gehen, wenn man die Sorgfalt für das allgemeine Beste mit der christlichen Liebe vereiniget, und statt des unvernünftigen Eifers zwar ernsthaft zu Werke gehet, aber die Vernunft dabey zu Rathe zieht.

Zu dieser Ausschweifung hat mich die Meynung des Hecquet von der ganz besondern Kraft des Mohnsafts in der Pest veranlaßt. Dieser Mann verdienet zwar in allem Betracht unsre Hochachtung, und seine Kenntniße haben ihm den ausgebreitetsten Ruhm erworben; denn wiewohl er sich, vielleicht wider seine

Ueberzeugung, in der Hitze von der Bahn der Wahrheit bisweilen verirret hat, so sind doch seine schönen Schriften, die eben so sehr von seiner Rechtschaffenheit, als Gelehrsamkeit zeugen, mit Recht ewig schätzbar: und ich habe zwar in Ansehung des Mohnsafts seiner Meynung nicht beytreten können, aber zu Bekräftigung alles dasjenige, was ich eben itzo gesagt habe, beziehe ich mich auf ihn, und dessen im Jahr 1722. in Paris herausgekommene Abhandlung, worinnen die Gefahr und der Schaden, den das gemeine Wesen zu Pestzeiten von öffentlichen Hospitälern, worein die Kranken wider ihren Willen gebracht werden, leidet, mit lebendigen Farben abgemahlt hat.

Doch wieder zur Hauptsache. Wir finden nirgends, daß die schweißtreibenden Arzeneyen, und zwar die gewöhnlichen, die von der Art sind, daß sie viel und heftige Schweiße treiben, nur einigermaassen den Nutzen gehabt hätten, daß nicht dabey die meisten Pestkranken ihrem Schicksale hätten unterliegen müssen: was ist also wohl die Ursache, warum sie von uralten Zeiten her bis auf unsre Tage die Oberhand in der Medicin behalten haben?

Vermuthlich nichts anders, als jene berüchtigte Meynung in den Schulen der Aerzte, da man nämlich die Absicht hatte, in solchen Krankheiten, welche die Lebenskräfte beynahe völlig unterdrückten, oder verschiedene Arten von Flecken oder Hautausschlägen verursachten, die Säfte von dem Mittelpunkte nach der Peripherie (welches ein Lieblingsausdruck war) zu treiben: und eben deswegen war in der Pest, bey allen Arten von Hautausschlägen, bey Petechen, Frieseln, Scharlach, Masern und Blattern nichts gewöhnlicher, als die schweißtreibende Methode: so daß man glaubte, man hätte dadurch alle diejenigen, die bey der Pest leben blieben, aus dem Rachen des Todes

gerissen: und bey der großen Menge von Todten alles mögliche gethan, was sie gesund hätte machen können, wenn es nur auf irgend eine Weise hätte möglich seyn wollen.

So wie wir aber aus dem vorhergehenden ersehen haben, wie eitel, nichtig und schädlich diese Meynung war, so bestätiget sich auch durch die Erfahrung aller Aerzte, die in die Fußstapfen des Boerhaave und Sydenham getreten sind, daß das reichliche und öftere Aderlassen, wenn bey allen Arten von Hautausschlägen die Krankheit sich nicht vermindert, das beste, und die Methode der Alten höchstschädlich sey: und daß dadurch und durch kühlende Arzeneyen, Getränke und reine frische Luft um den Kranken verhindert werde, daß in hitzigen Krankheiten weder Frieseln noch Peteschen zum Vorschein kommen: welches ich bey meiner nach den Grundsätzen dieser großen Männer eingerichteten Lehrart und Praxis nicht nur meinen Schülern gelehret, sondern auch in meiner Praxis erwiesen habe. Auch die Antwort, welche der Königlich-Schwedischen Academie im Jahr 1769. auf die Preisfrage „wie man allen Arten von Frieseln sowohl bey „Wöchnerinnen, als auch bey allen andern Kranken „zuvorkommen, und sie behandeln solle" gegeben und mit dem darauf gesetzten Preiße gekrönet wurde, bestätiget dieses. Im Jahr 1770. ist diese Antwort aus dem Schwedischen ins Französische übersetzt und zu Leiden gedruckt worden.

§. 2.

An das Purgiren und Brechen habe ich bisher noch gar nicht gedacht, und ich werde auch meine Leser hierbey nicht lange aufhalten; denn in den meisten Schriften der Aerzte wird es ganz richtig verworfen, ausgenommen in der zwoten Methode des Sydenham, wo ein Abführmittel nach der Aderlaß gegeben wird.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0438
DFG

Dahingegen verdienet die Anmerkung des Morton im Anhange des Buchs de proteiformi febris continentis genio S. 160. unsre ganze Aufmerksamkeit: „Denn alle, soviel deren von der Pest davon kamen, „weil sie nämlich von keinem so wirksamen Gifte angestecket, oder mit bessern Naturkräften versehen „waren, empfanden, sobald entweder von freyen „Stücken oder durch Unterstützung der Kunst, die „Drüsen in den Weichen, oder hinter den Ohren aufbrachen, oder andre Geschwüre zur Reife kamen, „alle Tage, oder einen Tag um den andern an und in „sich selbst gewisse Paroxismen und Nachlaß derselben, „welche zu bestimmten Stunden mit einander abwechselten. Und meines Erachtens hat die medicinische „Fakultät in Neapel mit reiflicher Ueberlegung gehandelt, wenn sie, wie der berühmte Bado Anastasius B. 1. Kap. 20. erzehlt, verordnete, auch die „Peruanische Rinde in der Pestkur zu brauchen. Denn „sowohl das Pestgift selbst, wenn es nicht zu heftig „ist, zu dämpfen, als auch die Kur und Genesung „der Kranken zu befördern, ist sie gewiß vor vielen „andern im Stande.“ Man lese hierüber das Buch „des Herrn Chenot von der Pest S. 142 bis 146. Seine angefangenen Versuche, wiewohl er sie in den damaligen Zeiten sich nicht fortzusetzen getraute, lassen mit viel Wahrscheinlichkeit vermuthen, daß diese Arzeney, wenn sie zeitig genug, und in Menge bey der Pest gebrauchet wird, von sehr gutem Nutzen seyn werde.

Auch hiervon urtheilet Hecquet im Anhange seiner Abhandlung von der Pest Cap. 77. so wie in allen andern Stücken, schön und richtig, wenn er sagt: „Nun „aber ist die Peruanische Rinde nach dem einstimmigen Urtheil der Aerzte, und wie aus Erfahrungen „bekannt ist, eine Arzeney, welche die Unruhen im

„Blute und die Paroxismen der Fieber ihrer ganz
„besondern Kraft halber vermindert, deren Wirksam-
„keit in Blatterfiebern Sydenham bereits kannte und
„Morton erfuhr: und ein großer Italienischer Arzt,
„Namens Torti, hat in einer besondern vortreflichen
„Schrift gezeiget, daß sie auch sogar in bösartigen
„Fiebern herrliche Dienste thue: man muß sich daher
„wundern, daß man sie, als eine so reiche Quelle vie-
„les Guten, zum Schaden der Kranken und zum Nach-
„theil der Arzeneykunst aus der Acht gelassen hat: wie
„viel glückliche Kuren würde man nicht in jener wü-
„tenden Pest in Marseille, wo alle Mühe und Fleiß
„der größten Aerzte vergeblich, und die wirksamsten
„Arzeneyen unnütz waren, damit gemacht haben!
„Hätte man dabey mehr gewagt, da man schon so
„herrliche Beweise ihrer Kräfte hatte, als mit hefti-
„gen Brechmitteln, Purganzen, und schweißtreiben-
„den Arzeneyen, die alles vollends in Unordnung und
„Feuer brachten, und endlich doch wegen ihrer üblen
„Folgen gänzlich weggelassen werden mußten?“

Des zweyten Abschnittes

neuntes Kapitel.

Verschiedene Fragen und Meynungen, die Pest betreffend, und deren Untersuchung.

§. 1. Ist die Pest eine unmittelbare Strafe Gottes? Stammet sie ursprünglich aus Afrika, und besonders aus Egypten? Kann jemand, ohne angesteckt zu werden, die Pest bekommen? Steckt derjenige, der wirklich die Pest hat, allemal andre an? Kann von der Viehseuche die Pest unter den Menschen entstehen? Kann man vor Furcht die Pest bekommen, und geht das so weit, daß die, so sich nicht fürchten, auch nicht angesteckt werden? Kann die Unreinlichkeit in Häusern und Städten eine Pest erregen?

§. 1.

Bey der Untersuchung des eigentlichen Ursprunges der Pest behaupten zwar viele Theologen, Politicker und Aerzte, daß sie ein unmittelbares Strafgericht Gottes sey, und schließen dieses aus der Geschichte des David, aus dem fünften Buche Mosis, und aus einigen Stellen in den Propheten. Aus dem ersten Buche der Ilias des Homer ersehen wir auch, daß dieses die Meynung der Heiden gewesen ist. Wir bekennen selbst und glauben, daß der Allmächtige einem verstockten Volke die Pest angedrohet und unmittelbar zugeschickt habe, dieses aber beweiset doch noch nicht, daß allemal, und zu allen Zeiten die Pest eine unmittelbare Strafe Gottes gewesen sey. So wie Gott den undankbaren und widerspenstigen Israeliten die Pest gedrohet, und sie auch wirklich damit heimgesucht hat, so hat er ebenfalls Hunger, verderbliche Kriege, die

Flucht nach verlorner Schlacht, die Verweisung aus ihrem Vaterlande, und andre Strafen und Unglück ihnen ankündigen, und in der That wiederfahren lassen; aber auch die allgemeinen und natürlichen Ursachen dieser Dinge mußten das ihrige dazu beytragen, die Drohungen Gottes zu erfüllen. Die Theurung erfolgte, weil die benachbarten Völker, von denen sie das ihnen mangelnde Getreyde erkaufen mußten, Miswachs und unfruchtbare Zeiten hatten. Der Krieg kam, weil die benachbarten abgöttischen Könige und Fürsten einen besondern Haß wider das jüdische Volk, und herrschsüchtige kriegerische Gedanken hatten: und da diese Ursachen, woraus die angedrohten Plagen entstanden, da waren, so erfolgten sie, wie es Gottes Wille war. In der That, Homer drückt sich hierüber bey der Pest der Griechen schön aus: Διος δ' ετελειετο βουλη, der Wille Jupiters geschah.

2) Die meisten suchen zwar den Ursprung der Pest in Afrika, einige in den Ländern gegen Abend, andere in Aegypten und sagen: diese verderbliche Seuche sey durch den Handel in die benachbarten und von da in entlegenere Länder eingebracht worden. Diese Meynung wird auch dadurch gewissermaßen wahrscheinlich, daß die Juden mit Afrika, und besonders mit Egypten immer im Handel standen, wiewohl es ihnen Gott ausdrücklich verboten hatte. Ueberdem giebt auch die Geschichte der Pest in verschiedenen Ländern Europens zu dieser Vermuthung Anlaß, aber wir werden in der Folge sehen, daß diese Wahrscheinlichkeit nicht zu völliger Gewißheit erhoben werden kann. Und was will man wohl für einen Grund angeben, wie sie in diesen Gegenden ursprünglich entstanden sey, und was sie daselbst verursachet habe?

3) Es läßt sich aus verschiedenen der angezogenen Schriften die Meynung derjenigen, welche sagen, eine pestartige Verderbniß der Säfte könne im menschlichen Körper von freyen Stücken entstehen, und es könne jemand die Pest bekommen, ohne mit angesteckten Personen oder unreinen Waaren die mindeste Gemeinschaft gehabt zu haben, gar wohl vertheidigen, und wir dürfen diesen Gedanken nicht für sonderbar halten: Diemerbröck und einige Alte erzehlen uns Fälle, welche es nicht ganz unwahrscheinlich machen, und es scheinet, als ob die auf diese Weise entstandene Pest auch nicht ansteckend gewesen sey.

4) Wiewohl man aus unzählichen Bemerkungen weiß, daß das Sterben oder die Pest einer Gattung von Thieren von solcher Art und Beschaffenheit ist, daß keins von einer andern Gattung von Thieren davon angesteckt wird, und daß auch kein Mensch davon krank werde, so haben doch, weil es gewisse Arten von Viehseuchen giebt, wovon auch andre Thierarten, eine nach der andern angegriffen werden, viele in der Meynung gestanden, die Seuche verschiedener Thiere könne nicht nur die Menschen befallen, sondern es sey auch wirklich bisweilen geschehen, und man habe keine andere Ursache der Seuche an den Menschen ausfindig machen können: und sie haben daher die Pest unter den Menschen aus dem Viehsterben prophezeyet. Daß dieses etwas sehr ungewisses sey, habe ich oben N. 1. geurtheilet, und verschiedene berühmte Männer angeführt, die meiner Meynung beypflichten.

5) Es scheinet zwar lächerlich, wenn man behauptet, wer sich vor der Pest fürchte, bey dem entstehe sie eben aus der Furcht, und wer dabey unverzagt und ohne Furcht sey, dem würde und könnte sie nie etwas anhaben; aber so sonderbar es klinget, so

haben doch viele berühmte Männer es für wahr angenommen. Schon in ältern Zeiten glaubte man es, und Christian Lange hat in seinen Schriften diesen Gedanken ebenfalls geäussert, und den Rivinus gelobt, daß er vor ihm ein Vertheidiger dieser Meynung gewesen sey. Lange ist überhaupt in Ansehung der nähesten Ursache der Pest einer ganz besondern Meynung, diese soll nämlich weder in einer pestschwangern Luft, noch in der Ansteckung, es sey auch welche sie wolle, sondern lediglich in der Furcht vor der Pest liegen.

Das Buch des Rivinus von der Leipziger Pest im Jahr 1680 besitze ich nicht, ich habe aber den Inhalt desselben in den Act. Lipſ. im ersten Jahrgange vom Jahr 1682 gefunden. Auch Rivinus rühmt sich nicht, daß er der Urheber dieser Meynung sey, sondern G. C. de Heredia sey in der Spanischen, Petrus a Castro in der Neapolitanischen, Römischen und Genuesischen, Johann Imperialis in der Pest im Jahr 1630, Gresler in der Braunschweigischen, und Hodges in der Londner Pest schon der Meynung gewesen.

Ich aber finde einen noch ältern Schiftsteller, den Pater Johann Fabre oder Fabrus, der in seiner spagyrischen Pathologie sagt, es habe zuweilen, wiewohl nicht allemal, die Pest ihre Entstehungsursache weder in der Luft noch in der Ansteckung, noch sonst in etwas andern, ausser allein in der Furcht: er schreibt hiernächst, er habe eine lange weitläuftige Abhandlung von der Pest im Jahr 1638 herausgegeben, ich finde aber denselben beym Lindanus, der eine Menge Schriften dieses Mannes anführt und beurtheilet, eben so wenig gedacht, als der spagyrischen Pathologie: diese besitze ich selbst, jene aber nicht.

Der französische Leibarzt, Chiconeau, und mehrere Aerzte, waren in der Pest in Marseille eben der

Meynung. Der berühmte spanische Arzt Fornes aber, und vornämlich Muratori, haben ihnen widersprochen.

Um nur etwas weniges von meinen Gedanken hierbey zu sagen, so frage ich, wie es denn so oft geschehen könne, daß die allerunverzagtesten und herzhaftesten Leute, die Aerzte, Wundärzte, Priester und Krankenwärter, die viel hundertmal ohne Krankheit durchgekommen sind, endlich dennoch an der Pest so krank werden, daß sie gefährlich darnieder liegen, auch wohl gar sterben? Wir haben hiervon so viel glaubwürdige Fälle, daß wir gar nichts darwider sagen können. Welcher vernünftige Mensch wird wohl behaupten, daß Lange recht hat, auch die Kinder hätten eine wahre Furcht vor der Pest? Auch diese werden davon ergriffen, und es sterben ihrer viel daran.

Willis erzehlet Lib. de febr. cap. 13. S. 69. von einem Arzte, der herzhaft, vorsichtig, und so kühn war, daß ihm selbst die Pest nichts anhaben zu können schien, und dieser muste gleichwohl daran sterben.

Jene Geschichte des Diemerbröck n. 37 ist würdig hier angeführt zu werden: „Der bekannte Ritter „Schabhals, ein starker, kühner und verwegener „Mann, bekam ein heftiges Pestfieber, und verfiel „in große Schwäche, es traten Beulen in den Weichen, und drey Pestkohlen an seinem Körper auf: „als er durch göttliche Hülfe von allen diesen Uebeln „hergestellt war, und schon wieder öffentlich ausgehen „konnte, dankte er Gott nicht dafür, sondern war „gottlos genug sich zu rühmen, er sey schlimmer und „stärker, als die Pest, und weder das Gift der Pest, „noch der Teufel selbst wären im Stande, ihm etwas

„anzuhaben; er bekümmere sich auch um die Pest „eben so wenig, als um den Teufel. Was geschah „aber? Nachdem er mit den übrigen Rittern das „feindliche Lager etlichemal ausgekundschaftet hatte, „(denn er war ein berüchtigter Partheygänger, Guide, „Gidse) ohngefehr in der fünften Woche nach seiner „Genesung, wurde er von neuem von der Pest er„griffen, und mußte noch vor Ablauf des sechsten Ta„ges der Pest unterliegen.„

„Der Apothecker, dessen Geschichte die 72ste ist, fürchtete sich vor nichts weniger, als vor der Pest, „weil er beständig ein Amulet von Arsenicum an sich „trug; er bekam eine rothe entzündete Blatter ohne „Schmerzen, mit etwas Jucken am Halse, diese „schien mir etwas schlimmes zu bedeuten, und ich re„dete ihm daher zu, er möchte in Zeiten ein Gegen„gift brauchen. Er machte aber nichts daraus, „und weil er sich dabey vollkommen wohl befand, ver„richtete er sein Amt wie vorhin, aß, trank, war „fröhlich und gutes Muths, und argwohnte nichts „Böses, ja er lachte mich sogar aus, daß ich ihm vor„geredet hatte, es habe Gefahr mit ihm. In diesen „Umständen befand er sich ohngefähr drey Wochen: „dann fieng er an, über eine Schweere im Kopfe, „über Uebelkeiten, Herzensangst und Mattigkeit zu „klagen. Er nahm eine gifttreibende Arzney zum „Schwitzen ein, worinnen unter andern ein ganzes „Quentgen orientalischer Bezoarstein war, wurde zwar „in nichts besser darauf, aber aus der Blatter am „Halse wurde nun ein vollkommener Karfunkel. Den „Tag darauf ward sein Fieber stärker, seine Kräfte „sanken mehr und mehr, die Krankheit stieg so hoch „an, daß alle Gegengifte sie nicht bewältigen konn„ten, und nach drey Tagen war er todt.„

Endlich sind in der 77 und 64sten Geschichte des Diemerbröck noch mehr Fälle von Pestkranken angeführt, davon sich keiner vor der Pest fürchtete, gleichwohl aber angesteckt wurden, und sterben mußten: „Der Pater Felician, ein Franciskaner, ein gelehrter und menschenfreundlicher Mann, bekam die Pest; „man merkte kaum, daß ein Fieber dabey war, und „er klagte auch sonst über nichts, als nur über Beklemmung und Bangigkeit, die so heftig war, daß „er sagte, es wäre ihm, als ob sein Herz unter einer „Presse läge, nnd zusammengeschraubt würde. Ich „gab ihm gift- und schweißtreibende Mittel, er schwitzte „gewaltig, und nach dem Schweiße zeigten sich am „Schenkel zween kleine Karfunkel, überdies klagte er „über einen Schmerz in den Weichen, und man fühlte „eine Art von Beule, die aber sehr tief lag. Ich gab „ihm zwey bis dreymal zu schwitzen ein, und in der „Zwischenzeit ließ ich ihm auch andre Gegengifte nehmen, aber dieses alles vergrößerte die Beule in den „Weichen nicht, und seine Beklemmung blieb einerley. Dabey hatte er jedoch ziemliche Kräfte, und „sehr wenig Mattigkeit. Als ich ihn am vierten Tage „seiner Krankheit besuchte, war er völlig angekleidet, und gieng mit mir ohngefähr eine Viertelstunde „in der Stube herum, sein Gang war herzhaft, er „taumelte nicht, und sprach von viel merkwürdigen „Dingen, von seinem Vertrauen auf Gott, von seinem getrosten Muthe, und von seinem brennenden „Verlangen in das himmlische Vaterland einzugehen: „indem wir so mit einander herumgiengen, zeigte er „mir sechs bis sieben purpurrothe Flecken am Arme „und auf der Brust, und fragte, was das für Flecken wären, und was sie bedeuteten? Ich antwortete ihm, es wären Zeichen des sich nahenden Todes.

„Ueber diese Nachricht freuete sich dieser rechtschaf-
„fene Mann eben so sehr, als wenn ich ihm das
„größte Geschenk gemacht hätte, und brach sogleich
„freudig in folgende Worte aus: Herr, nun wirst du
„deinen Knecht erlösen, und meine Augen werden
„dein Heil von Angesicht zu Angesicht schauen. Dein
„Wille geschehe! und dein Name sey gepreiset in
„Ewigkeit! Hierauf sagte ich ihm das letzte Lebewohl
„und gieng von ihm. Die Umstehenden erzehlten
„mir nachher, bald nach meinem Abschiede hätte er
„gesagt: Ich spüre, daß mich das Herumgehen in
„etwas ermüdet hat, und mit diesen Worten hätte er
„sich auf den Rand des Bettes gesetzet, und wäre
„sogleich den Augenblick rücklings auf das Bette nie-
„dergesunken und gestorben.„

Diemerbroeck verdienet hierinnen besonders Glauben, denn weil er selbst kein Katholick war, so schätzte er auch die katholischen Geistlichen nicht hoch: und demohnerachtet sagt er in der Note zu dieser Geschichte: „Mir sind noch einige Fälle vorgekommen,
„wo es eben so ergieng, wie hier: es haben nämlich
„verschiedene Pestkranke so viel Kraft im Körper bis
„an ihren Tod verspüret, daß sie beym Herumgehen,
„wenn sie nichts weniger als den Tod befürchteten,
„plötzlich todt hingefallen sind: bey den wenigsten aber
„habe ich einen so unerschrockenen Geist, eine solche
„Standhaftigkeit im Tode, und eine solche Sehn-
„sucht nach dem ewigen Leben, die aus wahren Her-
„zensgrunde gieng, wahrgenommen, als bey nur ge-
„dachten Pater Felician und seinen Gehülfen, dem
„Tiburtius, und bey dem Gregorius, der ebenfalls
„ein Franciscaner war; diese drey starben mit innig-
„ster Freude des Herzens, und es hatte das Anse-
„hen, als ob die freudige Aussicht in ein besseres Le-

„ben alle Furcht vor dem Tode von ihnen verjaget „hätte. Von dem Pater Tiburtius sagt er in der „64sten Geschichte bereits, er wäre ein großer Ge„lehrter, ein Menschenfreund, und ein Mann von „unsträflichen Wandel gewesen, und auch ihm „hätte er den Tod ankündigen müssen; diese „Nachricht hätte er mit unglaublicher Freudigkeit „angehöret, und wäre in wenig Stunden so ver„gnügt, als wenn er zu einer Hochzeit gehen wollte, „gestorben.„

Er fährt in seiner Anmerkung also fort: „Nicht „alle diejenigen, welche von den Freuden des ewigen „Lebens predigen, sind deswegen so eilig, sie selbst zu „genießen, sondern wenn die letzte Noth eindringet, „suchen die Meisten sich noch hier länger zu verwei„len, und bestreben sich eifrigst, auf diesem oder „jenem Wege noch einen Aufschub der letzten Stun„de zu erlangen. Ein gewisser Pater de Bruyn, „ein gelehrter Jesuit, hatte, als er die Pest bekam, „eine solche Furcht vor dem Tode, und war so heftig „darüber erschrocken, daß die angewandten Hülfs„mittel, die bey andern dergleichen Kranken vielleicht „noch gewirket hätten, bey ihm nicht das mindeste „zur Besserung thaten, und als ich ihm endlich, da „gar nichts helfen wollte und Ausschläge sich zeigten, „den Tod prophezeyte, ergriff er drey oder vier kleine „Büchsgen, die an seinem Halse hiengen, mit der „Hand, und brach unwillig und höhnisch in diese „Worte aus: O ihr nichtigen Stützen, worauf ich „gebauet habe, was helft ihr mir nunmehr? Und „kurz darauf starb er in großer Verzweiflung, ohne „an den Spruch zu denken: Ertrage willig, was dein „Schicksal mit sich bringt; wenn du dich weigerst es „zu erdulden, marterst du dich selbst, und must doch

„eben so gewiß dahin folgen, wohin es dein Schick„sal will.„

Ich will daher zwar gerne zugeben, daß man sich durch die Furcht vor der Pest selbige leichter zuziehe, und nicht so gut dabey durchkomme; der Meynung der wenigen aber, die bey dem hellen Lichte der Wahrheit blind sind, und behaupten, die Furcht allein sey hinreichend, jemanden die Pest zuzuziehen, und durch Unerschrockenheit, Standhaftigkeit und Muth könne man ihr entgehen, kann ich unmöglich beypflichten.

6) Ein gewisser Engländer, Namens Ingram, hat vor siebzehn Jahren eine Abhandlung von der Pest herausgegeben, worinnen er die Geschichte der Pesten in Engelland seit vielen Jahrhunderten erzehlet, und den Ursprung derselben in der Türkey und in Afrika suchet, und der Meynung ist, sie entstehe daselbst von einem feuchten Mittagswinde, und vergehe vom Nordwinde, und von daher wäre diese ansteckende Seuche in angesteckten Waaren so oft nach England gebracht worden: und weil damals gerade eine gewisse Ursache und Anlage vorhanden gewesen wäre, welche zum Ausbruche der Pest durch die eingeführten ansteckenden Waaren Anlaß gegeben hätte; da diese aber nunmehro ermangelte, so wäre seitdem in Engelland keine Pest weiter ausgebrochen, und würde auch nicht leicht wieder geschehen: diese seine Meynung behauptet er eifrigst, und erklärt sich hierüber also: an denenjenigen Orten, die jährlich von der Pest heimgesucht wären, wehete beständig eine ansteckende Pestluft, und das Gift wäre mit vielen Waaren so innig und genau verpackt, vermischt und in selbige eingedrungen, daß die sogenannte Quarentaine, und so lange verschobene Ausladung schlechterdings nicht hin-

reichend sey, die ganze ansteckende Kraft herauszubringen; zweytens müsse man wohl erwägen, wie ungesund gebauet, und wie unrein und schmutzig vormals London gewesen, und wie es seit der letzten Pest in Ansehung der weitläuftigern Bauart, und der Reinlichkeit verändert worden sey. Daraus folgert er, die mehrere Reinlichkeit der Städte sowohl als der Menschen müsse schlechterdings so viel helfen, daß, wiewohl ein feuchter Mittagswind noch oft in Engelland wehete, und von angesteckten Orten immer ansteckende Waaren hinzugeschaft würden, mithin unaufhörlich der Stoff zu einer ansteckenden Seuche vorhanden wäre, dennoch seit mehr als einem Jahrhunderte die Pest eine der Stadt London unbekannte Krankheit gewesen sey.

Ich will nicht in Abrede seyn, daß die Unreinlichkeit der Menschen, Häuser und Städte einen starken Einfluß auf die Entstehung so wohl, als auf den Grad der Krankheit habe, und jene leichter, diese aber größer werden müsse: daß aber dieses die vornehmste und beynahe einzige veranlassende Ursache der Pest sey, folget, wie jedermann einsehen wird, daraus gar nicht. Dürfen wir den Herrn Ingram wohl fragen, ob die Städte der übrigen Britannischen Inseln und anderer Völker gleichfalls vergrößert und reinlicher gehalten worden sind? Und dieses hätte er beweisen müssen, ehe er einen solchen Schluß hieraus hätte ziehen wollen; zweytens, ob er nicht wisse, daß die Holländer zu allen Zeiten in ihren Häusern, Gassen, Städten und Küchen, so wie in ihrer Kleidung, so große Freunde von Reinlichkeit und Ordnung gewesen sind, daß die Ausländer sie in diesem Stücke für übertrieben halten?

Nun aber ist die Pest in Holland so oft gewesen, daß diejenigen Aerzte, die davon Schriften herausgegeben haben, sie bey ihren Lebzeiten zwey, ja wohl dreymal erlebt haben: also nimmt die Reinlichkeit die veranlassende Ursache zur Pest nicht weg.

Ich schließe hiermit meine mühsame Abhandlung von der Pest, widme sie Gott und meinem Vaterlande, und wünsche herzlich, daß sie bey solchen traurigen Umständen nützlich seyn möge.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0452
DFG

f. IV. 440.

Universitäts Bibliothek Rostock
http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn838320651/phys_0455
DFG

vor dem Tode von ihnen verjaget
m Pater Tiburtius sagt er in der
bereits, er wäre ein großer Ge-
nschenfreund, und ein Mann von
Handel gewesen, und auch ihm
Tod ankündigen müssen; diese
er mit unglaublicher Freudigkeit
wäre in wenig Stunden so ver-
er zu einer Hochzeit gehen wollte,

iner Anmerkung also fort: „Nicht
elche von den Freuden des ewigen
sind deswegen so eilig, sie selbst zu
n wenn die letzte Noth eindringet,
n sich noch hier länger zu verwei-
en sich eifrigst, auf diesem oder
h einen Aufschub der letzten Stun-
Ein gewisser Pater de Bruyn,
uit, hatte, als er die Pest bekam,
t vor dem Tode, und war so heftig
en, daß die angewandten Hülfs-
ndern dergleichen Kranken vielleicht
itten, bey ihm nicht das mindeste
aten, und als ich ihm endlich, da
wollte und Ausschläge sich zeigten,
eyte, ergriff er drey oder vier kleine
an seinem Halse hiengen, mit der
ach unwillig und höhnisch in diese
ihr nichtigen Stützen, worauf ich
was helft ihr mir nunmehr? Und
b er in großer Verzweiflung, ohne
u denken: Ertrage willig, was dein
h bringt; wenn du dich weigerst es
rterst du dich selbst, und must doch